Im Herero- und Hottentottenland

Ernste und heitere Erinnerungen
aus dem großen Aufstand

von

Trautmann,
Rittmeister

Mit einer Übersichtskarte und einem
farbigen Umschlagbild



Druck und Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.
Verlag des „Deutschen Offizierblattes.“

[1914]

k

A

Meinem lieben

Freund und Hessengenossen

Karl Rabe

gewidmet.

Vorwort

Meine Aufzeichnungen sollen weder ein Tagebuch schlechthin noch einen Roman darstellen. So viele Feldzugs-Schilderungen ich auch von Südwest las, vermißte ich doch eine wirkliche Kleinmalerei sowohl in bezug auf die Eigentümlichkeit des Landes, wie auch von dem Leben des deutschen Reiters in ihm. Durch diesen Mangel fühlte ich mich bewogen, mein in Südwest geführtes Tagebuch auszubauen. Wenn an einigen, wenigen Stellen Erlauschtes oder Erlesenes eingeschaltet ist, so geschah es lediglich zur Abrundung des Ganzen.

Der Verfasser

Inhalts-Verzeichnis.



1. Abschnitt.
Vorbereitungen in der Heimat.

Die Einberufung. — Abschied und Mobilmachung.

Die Einberufung.

Dreiviertel Jahre dauerte bereits der blutige Kleinkrieg in Südwest. Oft genug, wenn das Gespräch auf die Verhältnisse in Afrika überspielte, hatte ich erklärt: so gern ich bei meiner damaligen Meldung nach China gegangen wäre, so brächte mich jetzt keine Macht der Welt nach Südwest. Da am 12. Dezember 1904 kam ich auf einer Gesellschaft bei Apotheker S. mit meiner Tischnachbarin ins Geplauder über jenes heißumstrittene Land. Sie erzählte mir, wie es ihrem Bruder so überaus gut dort unten gefiele. Auf mein zweifelhaftes Kopfschütteln hin überreichte sie mir einen Brief dieses jungen Offiziers, den sie erst am selben Abend erhalten. Als ich nun die Begeisterung aus den Zeilen herauslas, war es alsbald um mich geschehen. Die einfachen aber um so mehr zu Herzen gehenden Worte an die Schwester lösten in mir den Entschluß aus, mich nach der Kolonie zu melden.

Wie ein Wink des Schicksals wurde mir am nächsten Morgen bereits die Gelegenheit dazu gegeben. Der kalte Wintermorgen fand mich noch um 9 Uhr im Bett, da ich wegen des Pferdesonntages erst um 11 Uhr Dienst haben sollte. Da kam eine Ordonnanz, die mich bereits zu 10 Uhr

zu einer Offizier-Versammlung befahl. Nicht sonderlich hierüber erbaut — jeder Leutnant hat ja bekanntlich vor einer plötzlichen Zusammenberufung ein schlechtes Gewissen — kleidete ich mich schnell an. Um so größer war mein freudiges Erstaunen, als unser Oberstleutnant M. ein Schriftstück mit „Eilt sehr" vorlas, in dem sofort 10 Offiziere für den Kolonnendienst in Südwest angefordert wurden. „Meine Herren, da von Ihnen sich doch niemand melden wird, so möchte ich eine andere Sache besprechen" .... Weiter kam der Kommandeur nicht: Mit lautklopfendem Herzen sprang ich auf: „Ich bitte ganz gehorsamst, mich nach Südwest eingeben zu wollen." Der sehr überraschte Kommodore bestellte mich um 1 Uhr auf das Geschäftszimmer. Zu dieser Zeit erschien auch Rittmeister Graf v. S., um sich ebenfalls nach Südwest zu melden. Zunächst legte mir unser außerordentlich für seine Offiziere sorgender Oberstleutnant nahe, meine Meldung zurückzunehmen. Er ließ vor meinem geistigen Auge die Trauer des einsam zurückbleibenden Mütterleins erstehen. Wohltuendes Lob über meine dienstlichen und außerdienstlichen Eigenschaften spendete er mir mit der oft wiederkehrenden Bitte, bei dem Bataillon zu bleiben. Schließlich nach etwa einer Stunde des Abwägens von Für und Wider erklärte mein hochherziger Kommandeur, ich solle am nächsten Tage nochmals um 1 zu ihm kommen; solle noch eine Nacht bis zum endgültigen Entschlusse verstreichen lassen. Noch am selben Nachmittage wurden S. und ich untersucht. Während ersterer wegen Herzfehlers zurückgewiesen werden mußte, fiel bei mir die Prüfung tadellos aus. Am Abend mußte ich ein Gramm Chinin zu mir nehmen, um zu sehen, wie ich dieses gegen das Fieber so wichtige Mittel vertragen könne. Etwas Ohrensausen machte sich denn auch bald bemerkbar, andere störende Folgen merkte ich nicht. Am

anderen Morgen kam mir der Kommandeur bereits auf dem Kasernenhofe entgegen und nahm seine gutgemeinten Versuche, mich in Deutschland zu halten, nochmals auf. Als ich trotz allem Zuspruch fest blieb, ihm erklärte, daß es mein unumstößlicher Wille sei, da versprach er, daß er nun alles daran setzen werde, daß mein Wunsch sich bald erfüllen möge. Sofort setzte er sich in den Krümperwagen und fuhr zum Generalkommando. Dies war am 14. Dezember. Die nun kommenden Tage verbrachte ich in Hangen und Bangen. Am 19. wurden meine Zähne eingehend untersucht. Als Student hatte ich auf Mensur 2 Zähne verloren. Dieser Umstand machte jetzt dem Oberarzt ganz ungeheures Kopfzerbrechen. Da am 22. morgens kam der Bataillonsarzt in meine Kammer und brachte mir die Kunde, daß meine Einberufung da sei. Ich sauste vor Freude nur so aus dem Bett heraus, tanzte mit dem Carbolstrategen einen wilden Kannibalentanz, daß sein wagrechtschwebender Degen meine Waschschüssel zerschlug. War mir ganz einerlei. Hurra, auf nach Südwest! — —

Auf dem Geschäftszimmer las ich alsdann die beglückende Depesche des Oberkommandos. Der Kommandeur befreite mich sofort von jedem Dienst. Eine meiner behaglichsten Handlungen war, daß ich meine Winterarbeit, die ich noch gar nicht angefangen hatte, schmunzelnd in den Ofen steckte. Am nächsten Tag meldete ich mich in Berlin bei der Train-Inspektion. Der General war nicht wenig überrascht, da er von meiner Einberufung noch nichts wußte. Gleichzeitig gab er seiner Freude Ausdruck, daß wieder ein Herr unserer Waffe dazu berufen sei, für Deutschlands Ehre und Besitz zu fechten. Nie werde ich seinen väterlichen Wunsch vergessen: ich solle mich in Südwest ja nicht verleiten lassen, einmal unabgekochtes Wasser zu trinken. Wie oft habe ich später, an diesen frommen

Wunsch denkend, lächeln müssen. Bei Tippelskirch bestellte ich meine Ausrüstung. Besonders anzuerkennen war, mit welcher Sorgfalt ich bei der Zusammenstellung beraten wurde. Alles Unnütze wurde mir von der Liste, die uns das Oberkommando aufgestellt hatte, gestrichen. Um 1 Uhr mittags fuhr ich bereits nach Hannover zurück. Doch schon der nächste Tag sah mich in Lübeck, wo ich bei meinem Mütterlein Weihnachten und Neujahr im Hause meines Onkels F. verlebte. Es waren stille ernste Tage. Für meine Mutter und mich war es eine heilsame innerliche Erlösung, uns über all das auszusprechen, was man nicht in einen Brief hineinlegen kann. Mein herzensgutes Mütterchen war denn auch sehr gefaßt: sie hatte ja immer geahnt, daß ich eines Tages mit einer solchen Nachricht kommen würde. Sie versteht mich ja so gut! — Die lindernde Fürsorge der lieben Verwandten erleichterte unsere Trennungsstunden. Das Jahr beschloß für Lübeck recht böse. Es trat eine Überflutung des Hafens und der unteren Stadtteile ein in solcher Höhe, wie sie seit den siebziger Jahren nicht eingetreten war. Menschenleben waren öfters bedroht, aber nicht zu beklagen.

Abschied und Mobilmachung.

Am 2. Januar fand ich mich wieder in Hannover ein. Und nun begannen die Abschiedsfeiern. Am selben Tage wurde ich vom Corps Visurgia abgefeiert. Am 3. nahm ich am Kasinoball des Bataillons teil. Unser liebenswürdiger Kommandeur hatte meinetwegen diesen auf den Abend des 3. gelegt, damit ich nochmals in der Flora deutscher Frauen weilen könne. Am 4. wurde ich seitens meines Truppenteiles durch ein Liebesmahl abgefeiert. Zu meiner großen Freude waren sehr viele Herren der Reserve und vom Zivil erschienen: Es war eine wohltuende Anteilnahme, ein herz-

licher Abschied. Morgens um 5 kam ich erst nach Haus. Unter der Einwirkung eines fürchterlichen Katzenjammers packte ich den Tag über die zurückbleibenden Sachen. Am Abend folgte ich einer Einladung zum Gänseessen bei M. Der Arme, er hatte gehofft, mir etwas ganz besonders Gutes vorzusetzen; aber ich konnte nichts anrühren — mein Magen hatte dieses ununterbrochene Abschiedfeiern zu übel genommen.

Am 6. morgens wurde ich unter dem Geleite meiner Kameraden trotz der frühen Morgenstunde zur Bahn gebracht. „Nun ade, du mein lieb Heimatland" — und der Zug rollte in den Morgennebel hinaus. Mir gegenüber saß ein Herr in Südwestuniform mit dunklen Aufschlägen. In dem Schummerlicht hielt ich es für schwarz und begrüßte ihn als Artillerie-Offizier. Lachend gestanden wir uns da beide, daß wir keine Ahnung von der Schutztruppenuniform hatten. Er war nämlich ein Arzt — Dr. F. aus Hannover. — Mittags trafen wir in Munster ein. Unser Empfang war zum Verzagen. Hatten wir gehofft, daß für unser Kommen gesorgt sei, so war unsere Rechnung gänzlich falsch. Niemand war auf dem Bahnhof, uns auch nur den Weg zum Lager zu weisen. Über ein unglaubliches Pflaster gondelten wir eine halbe Stunde bis zum Lager. Hier irrten wir von einer Baracke zur andern. Nirgends konnten wir uns melden. Schließlich teilte uns ein Schreiber gnädigst mit, daß die Meldung erst in drei Stunden erfolgen könne. Recht übelgelaunt zogen wir fünf Mann hoch zum Hotel — „Hotel Ritter Riesloh" — ein Gasthaus, in dem wir während unseres Aufenthaltes die Verpflegung gegen vieles Geld bekamen. Endlich um 3 Uhr wurden uns die Baracken angewiesen. Nun stand ich in meiner Stube. Alles war eiskalt, und ziehen tat es an allen Ecken und Enden. Die Tür klaffte oben, daß man ein paar Finger bequem da-

zwischen legen konnte. Praktischerweise waren wir nicht vorher benachrichtigt worden, daß uns die Burschen vom Truppenteil gestellt werden mußten. Diese Kunde erhielten wir gleich bei unserer Meldung in Form eines regelrechten Anpfiffes. Nach langem Suchen ergatterte ich endlich einen Mann, der einheizte. Nun ging das Leiden erst recht an: Entweder wurde es eine Hitze zum Umkommen oder man wähnte sich im Eiskeller, sobald der eiserne Ofenknirps ausging, wozu er eine große Neigung verspürte. Dabei zog — ob warm ob kalt — ein ewiger Luftzug durch die undichten Fenster und Türen. Was Wunder, wenn das Ergebnis ein bildschöner Stockschnupfen war. So sorgte man für unser künftiges Kriegerleben zuallererst durch körperliche Abhärtung!

Es wurden in den nächstfolgenden Tagen 24 Offiziere und 1100 Mann mobil gemacht. Aufgestellt wurden: 3 Proviantkolonnen (Nr. 3—5), 3 Etappenkolonnen, 1 Sanitätsfuhrpark und 1 Pferdedepot. Ich wurde der Proviant-Kolonne zugeteilt. Führer war Hauptmann H. Die anderen Offiziere Oberlt. R. und Lt. v. C. Außerdem gehörten ihr an: 1 Arzt (Dr. F., 1 Veterinär (F.), 1 Zahlmeister und 157 Mann. Zur ersten Ausbildung der Leute bekamen wir 39 Pferde zugewiesen. Unsere Kolonnen-Pferde und -Maultiere erhielten wir erst in Swakopmund. Die Pferde, auf denen die Mannschaften reiten lernten, stammten zu ⅘ aus Ostpreußen oder Litauen, ⅕ aus Galizien. Es waren meist kleine unansehnliche Tiere, die aber sehr sicher auf den Beinen waren. Ich habe während der ganzen Mobilmachung kein Pferd unter dem Reiter straucheln sehen. Sie waren oft ganz roh; Zügelhilfen verstanden sie kaum. Man zog einfach nach der Seite, wo man sie hin haben wollte. Hüten mußte man sich, die Sporen zu gebrauchen: ein anhaltendes Bocken wäre die unausbleibliche Folge gewesen. Die Mannschaften ritten ohne Sporen

und, da eben fast alle keine Reiter waren ($^7/_8$ kam von der Infanterie), so ritten sie gleich von vornherein aus diesem Grunde ganz gut. Bei den jungen Pferden mußte man allerdings stets darauf gefaßt sein, daß sie öfters Kapriolen ohne jede erkennbare Veranlassung machten. Außer dem Reitunterricht wurde namentlich mit dem neuen Gewehre 98 geschossen und das gefechtsmäßige Schießen geübt. Unangenehm war diese Ausbildungszeit durch den überaus starken und rauhen Ostwind, der durch keine vorliegenden Höhen gemildert wurde. Da war es mir sehr angenehm, daß ich am 10. und 12. nochmals nach Hannover fahren konnte. Am 10. fuhr ich mit Dr. F. hinüber. Wir machten noch allerhand Einkäufe: lauter solche Kleinigkeiten, an die wir vorher nicht gedacht, aber im Lager darauf aufmerksam gemacht worden waren. Da unser Zug erst morgens 3.37 nach Munster zurück abging, suchten wir am Abend alle die uns lieb gewordenen Stätten aus der Studenten- und Leutnantszeit auf. Es kam uns vor, als ob wir noch niemals soviel bezechte Leute auf einmal gesehen, wie in dieser Nacht. Spaßhaft war es bei Bols, da kam solch ein Atlet und bestellte, obwohl er nicht mehr stehen konnte, 20 Grogs. Bei willenlosem Erstaunen wurde er jedoch an die Luft gesetzt. Ein anderer steuerte auf uns zu und stellte sich zuerst als ein Korpsstudent, dann als ein gesitteter Oberlehrer vor und schließlich spielte er sich als Offizier im bürgerlichen Gewande auf. Als er eine patriotische Rede auf uns vom Stapel lassen wollte, flüchteten wir zum Bahnhofe. Am 12. war ich nochmals in meiner alten Garnisonstadt und verlebte den Nachmittag im Kasino. Nach Munster nahm ich diesmal meinen Pudel „das Teufelchen“ mit. Ich hatte ihn schon in Verpflegung gegeben. Doch ich konnte mich noch nicht von ihm trennen; so holte ich ihn mir in der letzten Minute nach.

2. Abschnitt.
Von Hamburg bis Swakopmund.

Unsere Abfahrt, — auf Teneriffa, — bis Swakopmund.

Unsere Abfahrt.

Am 14. morgens 6 Uhr konnte ich Gott sei Dank dem lieben Munster den Rücken kehren. Ich war als Schiffsquartiermacher für Lulu Bohlen und Hans Wörmann vorausgeschickt. Doch sollten wir vor der Abfahrt durch echt preußischen Bureaukratismus nochmals tüchtig angeärgert werden. Der älteste der Quartiermacher hatte sich verspätet und mit ihm blieb der Militärfahrschein aus. Als nun der Zug einlief, wollten die Beamten unsere Gepäckstücke nicht auf einen solchen nehmen, wir sollten nach dem üblichen Personentarif bezahlen. Alle Vorstellungen, wir seien doch ein Truppentransport, wie sie schon achtzehnmal passiert wären, der Fahrschein müsse jeden Augenblick kommen, begegnete tauben Ohren. Da kurzentschlossen bekamen unsere Begleitmannschaften den Befehl, gerade als der Zug abfahren wollte, mit Gewalt die Gepäckstücke zu verladen. Eben damit zu Ende, kam auch schon der Schein. Auch der Schluß unserer Fahrt war nicht sehr rosig verlaufen. Als wir in Hamburg angekommen, standen wir ratlos auf dem Bahnhof; natürlich war dank der vorzüglichen Postverwaltung in Munster der Brief mit unserer Anmeldung noch nicht angekommen. Nach zweistündigem Warten erschien dann der Vertreter der Wörmannlinie und brachte

uns mittels Wagen zum Petersenkai. Unsere drei Proviantkolonnen kamen auf „Hans Wörmann", der übrige Teil auf „Lulu Bohlen" unter. Während Lulu, ursprünglich als Viehtransport-Dampfer bestimmt, eine sehr kärgliche Ausrüstung aufwies, hatte der Hans dagegen eine recht behagliche Einrichtung: ein großes Promenadendeck, Schreib- und Rauchzimmer und einen großen, sehr netten Speisesaal. Ich nahm mir eine Kabine für mich allein. Für abergläubische Gemüter die Bemerkung: der Hans machte seine 13. Fahrt (Lulu ihre 1.). Nachdem wir die Einquartierung, die durch die Wörmannlinie bis in das Kleinste vorbereitet war, vollendet, fuhren wir auf einem Dampfboot der Linie durch den Hafen. Am Abend schlemmten wir bei Pforte. Die Nacht verbrachten wir an Bord.

Am Sonntag (15.) brachten wir morgens die Pferde auf dem Papier unter. Am Nachmittag unternahmen wir einen Ausflug nach Blankenese. Wie verzaubert schauten die Weibsleut nach unserer abenteuerlichen Kleidung. Am Abend 6 Uhr meldeten wir uns an Bord bei einem Major des Oberkommandos, welcher uns bezüglich der Pferdeverladung einige Winke gab.

Am 16. trafen 8 Uhr morgens die Mannschaften, um 10 die Pferde ein. Die Verladung ging sehr schnell und äußerst glatt vonstatten. 12 Uhr mittags hielt Major O. eine Ansprache an uns. Mittags sowie abends nahmen die Offiziere beider Schiffe mit ihren Gästen (jeder Herr konnte soviel Gäste mitbringen als er wollte) das Essen auf dem Dampfer „Kronprinz" der Ostafrika-Linie ein. Herrgott, was entquollen den Damen für mächtige Tränenströme während der Abschiedsreden! Um 8 Uhr trat die Mannschaft vor den beiden Schiffen zum offenen Viereck an. General von Versen hielt die letzte Ansprache. Noch

ein donnerndes Kaiserhoch, und wir bestiegen die Schiffe unter nimmer endenwollendem Abschiedsrufen. Kurz vor 10 wurden die letzten Trossen gelöst und ein Schlepper vorgespannt. Um 10 Uhr begann der Schlepper sein Tucke-tucke-tucke und warf höchst eiligst die Wasser hinter sich. Aber unser Hans saß mit dem Bauch im Schlamm fest und wich nicht von der Stelle. Durch einen achttägigen steifen Südwind war die Flut nicht bis Hamburg hineingekommen, so daß ein solch tiefer Wasserstand eingetreten war, wie er seit zehn Jahren nicht geherrscht hatte. (Lulu war um 9½ Uhr abends verschwunden, doch saß sie in der Nacht auf der Unterelbe fest.) Um 11 Uhr erklärte unser Transportleiter Hauptmann H., wir Offiziere könnten wieder an Land, nur müßten wir um 11 Uhr am anderen Mittag zurückgekehrt sein. Mit Freuden eilten wir nach Hamburg hinein. Mit C. lenkte ich meine Schritte zum Ratskeller, wo wir einige Freunde wußten, die uns am Nachmittag abgefeiert hatten. Diese sitzen bei einer guten Flasche und berechnen gerade, daß wir jetzo so bei Brunsbüttel schwimmen könnten. Da öffnet sich die Tür, und wir zwei treten herein. O wäre es mir doch gegeben, ihre Gesichter zu beschreiben! Alles andere denn Klugheit deuteten ihre Mienen. Alsbald schloß sich ein neues Abschiedsfest an diesen Schreck. Am anderen Mittag versuchten zwei Schlepper vergeblich, den Hans aus seiner bequemen Lage zu bringen. Wiederum wanderten wir nach Hamburg hinein. Doch diesmal trugen wir lieber unsere Köpflein durch die frische Luft als zur Kneipe. Von neuem sahen wir mit freudiger Genugtuung die ärgerlichen Mienen der Hamburger Jünglinge, da nur auf uns in der Wallensteinkleidung die wohlgefälligen Blicke ihrer Schönen ruhen wollten. Aber auch bei den neuen Versuchen um 11 Uhr nachts gehorchte der Hans mehr dem Trägheitsgesetze als

den prustenden und pustenden Schleppern. Während nun die anderen Herren, alle weidlich müd, die Kabinen aufsuchten, bummelte ich mit C., nachdem wir uns bei dem Kapitän erkundigt, daß der Dampfer unmöglich vor dem anderen Mittag losgemacht werden könne, wiederum zu vergnüglichem Streifzug nach Hamburgs Innerm; kurz, dieses Mal trieben wir praktisch-soziale Studien. Als wir morgens um 5 Uhr in der Winterkälte am Kai ankamen, wunderten wir uns, daß der Brückensteg hinweggenommen. Eben geben wir unserem Unmut darüber Ausdruck, als ein Lotse mir gemütlich auf die Schulter klopft und sagt: Wenn Sie auf den Hans wollen, der is man in See gahn, dies ist der Ernst! (So hieß das gleichgebaute Schwesterschiff.) Mein Gott! Wie wir uns im nächtlichen Dunkel den Dampfer näher betrachten, steht wirklich Ernst am Bug. O Jotte nee, wie fiel uns da das Herz in die Kniekehle. Blitzschnell wirbelten allerlei Erwägungen im Köpflein herum. Mit der Bahn nach Cuxhaven: Geht noch kein Zug. Mit einer Lokomotive nach dort: Da ist noch keine angeheizt. Ja, schon überlegen wir, töricht genug, wir wollen mit der Bahn nach Lissabon, uns von da nach Teneriffa übersetzen lassen. Da meint der Lotse, wenn es uns auf ein Goldstück nicht ankomme, na, da hätte er unten eine schnelle Pinasse. Der Hans, meinte er, könne wegen des sehr starken Eisganges nur sehr langsam fahren, da hole er ihn allemal noch ein. Von mir 20 Mark, von C. ebenfalls einen Fuchs, und heißa ging es zur Anlegestelle hinab. — Tucke — tucke geht es los. Doch nach zehn Minuten geht es schon: wuhhhht, wuhhhht wuht — — da stoppt er — — und vor uns liegt der Hans! So leimte uns der olle Fuchs. Nach dem überstandenen Schreck waren wir heilfroh, als wir die schwankende, dick mit Eis behangene Strickleiter hinaufklettern konnten. Als wir die

Reling überstiegen hatten, da drückten wir uns wortlos die Hand und still, ganz still schlichen wir uns in unsere Kabinen.

Am 18., mittags 12 Uhr, nahmen zwei Schleppdampfer die Versuche von neuem auf. Aber erst als ein dritter mit vorgelegt wurde, wurden die Anstrengungen belohnt: 12.36 nachmittags bewegte sich das Schiff und trat seine Ausreise an. Es war ein schönes Bild, bis zu den Mastspitzen waren unsere Jungens emporgeklettert. Bis nach Blankenese ließen wir das prächtige Elbebild an uns vorübergleiten, dann setzten wir uns zum ersten Diner. Hier ergriff ich die Gelegenheit, unsere nächtliche Irrfahrt zum hellen Jubel der Hörer zu erzählen. Inzwischen hatte ich erfahren, daß der Hans gar nicht in See hatte gehen sollen, sondern um 1 Uhr nachts hatte die Wörmannlinie nur telegraphiert, ihn unter allen Umständen wenigstens ein Stück abzuschleppen, damit der Ernst, der acht Tage später fahren sollte, beladen werden könne. Daher war er nur etwa 300 Meter durch den Schlamm abgezogen worden. Am Nachmittag äugten wir ob der immer wieder neues bietenden Fahrt in die Landschaft hinaus. Die Elbe war mit Eisschollen dicht bedeckt. Als ich das Leuchtfeuer von Helgoland gesehen, ging ich zur wohlverdienten Ruhe.

In der Nacht vom 19. auf den 20. kamen wir morgens um 3 Uhr an Dover vorbei. Obwohl wir alle geweckt wurden, war doch nur ein Herr noch außer mir aufgestanden, sich das schöne Schauspiel anzusehen. Deutlich konnten wir die Häuser, die Landungsstege und Kreidefelsen erkennen. Zur Linken grüßten die Blinkfeuer der französischen Küste. In Höhe von Dover zeigte der Hans seine Vorbeifahrt durch das Abbrennen einer Fackel von blau-weiß-violettem Lichte an.

Auf der ganzen Fahrt durch die Nordsee und den Kanal hatten wir nur ganz geringen Wellenschlag. Kurz vor Auslauf in die Biscaya begegnete uns ein von Amerika kommender großer Auswanderer-Dampfer. Wundervoll sah der durch die dunkle Nacht hinziehende feenhaft erleuchtete Schiffsrumpf aus. Am 21. wurde die See in der Biscaya stärker bewegt. Gegen 2 Uhr nachts etwa begann ein Sturm einzusetzen. Unheimlich war der aus tiefer Ruhe entstehende Lärm. In den Küchen- und Ausschankräumen entstand ein dumpfes Donnergepolter, unterbrochen oftmals durch das Geklirr von zertrümmerten Gläsern und Tellern. Noch unangenehmer dröhnten die abgerissenen Kommandorufe aus den Stallungen herauf. In vier Stockwerken standen die Pferde übereinander. Bei den starken Seitenschwankungen waren zwei der die Pferde einzeln einpferchenden Seitenwände durchgebrochen. Dadurch stürzten diese, des Haltes beraubt, zu Boden und schlugen wie wahnsinnig um sich. Laut wurden die Mannschaften angestellt, die Pferde zu halten, damit keine allgemeine Panik ausbreche. All diese dumpfen unbestimmten Rufe hörte ich, ohne aus meiner Klause heraus zu können. Denn meine Kabinen-Koffer, die ich anzubinden vergessen hatte, schossen wie verrückt auf dem Fußboden herum. Ein Versuch des Aufstehens hätte unfehlbar mit einem Beinbruch durch die herumsausenden schweren, scharfkantigen Blechkoffer geendet. Am anderen Mittag legte sich die See wieder. Aber wie wenig erschienen zu Tisch! Seekrank lagen die meisten mit jämmerlichen Gesichtern in den Kabinen darnieder. Ich blieb verschont.

Am 22. abends überholten wir die Lulu.

Der Dienst an Bord ist jeden Tag gleichmäßig: Pferdeführen und -putzen (zwei Stunden täglich), Freiübungen, Unterricht, Schießen auf vom Schiffszimmermann ver-

fertigte Scheiben, welche vom Dampfer 150 bis 200 Meter nachgeschleppt wurden. Diese boten ausgezeichnete auftauchende und verschwindende Ziele dar, weil man zum Zielen nur die kurze Spanne Zeit benutzen konnte, da sie auf dem Wellenkamme schwammen, denn gleich darauf verschwanden sie wieder hinter seinem Rücken. Hatte eine Gruppe abgeschossen, wurden die Treffergebnisse nachgesehen.

Auf Teneriffa.

Seit dem 23. saßen wir ohne Mantel an Deck.

Am 26. sahen wir morgens beim Betreten des Decks vor uns zwei dunkle Wolken am Horizont. Unser Kapitän erklärte sie alsbald dahin auf: vor uns Teneriffa und links vor uns Las Palmas. Je näher wir kamen, um so eindrucksvoller tauchten die vulkanischen Inseln auf. Palmas blieb eine einer Gewitterwolke gleich ausschauende Wand. Aber Teneriffa zeigte uns bald die wilden Felsgrate, finsteren Schluchten, und herrlich tauchte jetzt die hell leuchtende Stadt Santa Cruz vor unseren Augen aus lichtblau schimmerndem Meere auf. Halb 1 liefen wir bei blinkendem Sonnenschein in den Hafen ein. Zur Rechten lag ein Franzose, zur Linken zwei Engländer und ein Italiener. Um 1 ließen wir uns an Land rudern. Die Stadt machte einen ganz neuen, eigenartigen Eindruck auf mich. Außer den hohen Häusern am Platz de la Constitution waren sie alle einstöckig; sämtliche zeigten helle Farben, zu denen sich die hellgrünen Fensterläden recht freundlich ausnahmen. Die Hofräume sahen überall idyllisch unordentlich aus, an sie wiederum schlossen sich zumeist malerisch wilde Gärten an. Einen ungewohnten Anblick gewährte uns die Insel durch das Fehlen von Bäumen. Außer zwei prächtigen Lorbeerhainen und vereinzelten Palmen und Gummibäumen in

der Stadt selbst, fand ich nur Kakteen vor und die in Menge. Vielfach waren sie zum Umhegen der Äcker benutzt. Die Felder, welche wir sahen, trugen vornehmlich Tomaten, dann Kartoffeln und Puffbohnen. Von sonstiger Flora habe ich nichts erspähen können. Nur sah ich, daß das Unkraut dasselbe war wie in Deutschland. Schmetterlinge und Käfer habe ich nicht entdecken können; allerdings war es Winter, wenngleich es für uns ganz behaglich warm war: ich schätzte es am Tag auf 18—20 Grad Celsius. Mit der elektrischen Bahn fuhren wir nach der hoch obenliegenden Stadt La Laguna, die etwa 450 Meter über dem Meere liegt. Sie war langweilig und schmutzig. Die Kinder konnten hier oben ebenso unverschämt betteln wie unten am Gestade. Doch wurden wir für unseren Ausflug hoch belohnt, als wir den Turm vom Hotel Trenkels bestiegen hatten. Jetzt von luftiger Plattform aus gewann die unscheinliche Stadt durch ihre malerische Unordnung an Reiz. Weiter blickte man über die freundlichen grünen Hänge hinab nach St. Cruz. Lieblich leuchteten die hellen Häuser, die unter dem dräuenden Schutze mehrerer Forts weit auseinander am Strande entlang lagen, herauf. Und weiter schweifte das Auge trunkenen Blickes hin über das herrlich blauende Meer, hin zu dem aus den Fluten emporsteigenden Palmas. Hinter uns begrenzten den prächtigen Rundblick steil zum Himmel aufwärtsstrebende Bergzüge. Als wir zurückgingen, umgab uns eine Schar Kinder, die uns fortwährend mit „tigetra — tigetra" anrief. Da das Rudel sich durch nichts verscheuchen ließ, gaben wir schließlich nach, neugierig geworden, was wohl „tigetra" sei. Im Triumph brachten sie uns nach einem Garten zu einem Drachenbaum. Botanisch bildet diese Palme eine beachtenswerte Sehenswürdigkeit. Ihr Alter wird auf 800 Jahre geschätzt. Während die anderen sehr enttäuschte Gesichter

schnitten, freute ich mich, die weit über die wissenschaftliche Welt bekannte Seltenheit gesehen zu haben. Die Straße wanderten wir zur Hälfte des Berghanges hinab, um den Anblick der herrlichen Landschaft noch länger genießen zu können. Unterwegs begegneten uns des mehreren spanische Soldaten in geputzter Tracht, doch ließen sie die Straffheit unserer Leute völlig vermissen. Die Bahn brachte uns dann schnell bergab. Wir schüttelten den Kopf über die fabelhafte Schnelligkeit, wie sie bei den starken Kurven und steilem Gefälle hinuntersauste. Der Kerl von Einnehmer hatte einen guten Tag. Unter einer Mark nahm er nichts an, aber herausgeben auf eine höher bewertete Münze tat er auch nicht; da spielte er einfach den tauben Mann. Das Markstück ist überhaupt das niedrigste Geldstück, welches diese Spitzbubenbande von einem abnimmt. In St. Cruz sahen wir uns die Kathedrale an, die noch aus Spaniens Blütezeit stammt. Ihr Prunkstück bildete ein vollständig aus Silber getriebener Hochaltar.

Wie man handeln muß.

Nun wohnte ich noch einem famosen Handel bei, dem beizuwohnen mich der Kapitän aufforderte. „Uns Käpten" kaufte nämlich Decken und Spitzen von Teneriffa-Arbeit ein. Zunächst ließ er sich in dem Laden die aus Deutschland eingeführten Sachen vorlegen. Als er scheinbar nicht fand, was er wollte, und die Besitzer jetzt erklärten, nur noch echte Inselarbeit zu haben, da begann er unter den übrig gebliebenen echten Spitzen erst ernstlich auszusuchen. Bei jedem Stücke handelte er einiges ab. Dann ließ er sich den Zettel mit diesen verkleinerten Posten geben. Die Gesamtsumme betrug 72,50 Mark. Diese Summe strich er durch und schrieb einfach 60 Mark hin. Als die Kerle darob ein riesiges Ge-

zeter erhoben, nahm er die drei bereits hingelegten 20-Markstücke wieder auf und verließ mit mir den Laden. Da aber kam die ganze Gaunerbande und holte uns in den Raum zurück. Für 60 Mark erhielt der Kapitän richtig die Sachen, ja mehr noch, sie gaben ihm außerdem ein Spitzentaschentuch zu.

* * *

Gegen 7 Uhr fuhren wir an Bord zurück. Hier ward uns eine nette Überraschung beschert. Während den Nachmittag über Kohlen und Süßwasser eingenommen wurden, hatte sich auch eine große Anzahl Händler eingefunden, die aber am Betreten des Deckes durch einen Doppelposten gehindert wurden. Als ein Posten mit einem besonders unverschämten Kerl in Streit geriet, fiel aus dem Munde eines Unteroffiziers das Wort „Bastard". Dieses Wort bildet jedoch für die schmutzigen Einwohner, aber maßlos stolzen Lumpen den Inbegriff einer Beleidigung. Im Nu hatte der heißblütige Spanier seinen Revolver gezogen, und baff — baff, fielen sechs Schüsse. Zum Glück traf keine Kugel, nur das Hosenbein des Unteroffiziers wurde durchlöchert. Unsere Leute, da nicht faul, griffen zu großen Kohlenstücken und eröffneten ein heftiges Beschleudern. Dieses hatte zur Folge, daß die Händler in ihren Booten schleunigst flüchteten; aber nicht nur sie, auch die Kohlen- und Wasser-Bunker suchten das Weite. Statt um 8 Uhr abends in See zu gehen, mußte nun nach neuen, sich lang hinziehenden Verhandlungen die Kohlenübernahme am anderen Morgen fortgesetzt werden. Ich blieb am anderen Vormittag an Bord und sah dem bunten Gewimmel der kleinen Segel- und Ruderboote zu, belustigte mich über das äußerst geschickte Tauchen der Jungens nach in die lichtblaue See geworfenen Geldstücken.

Bis Swakopmund.

Mittags 12 Uhr 30 lichteten wir den Anker. Als wir den Hafen verließen, lief gerade ein türkischer Dampfer ein, der nicht besonders reinlich aussah. Und wie um uns die Wunder der Natur zu entfalten, lüftete sich allmählich der geheimnisvolle Wolkenschleier, der bis dahin den Pic umwoben hatte, und aus dem Nebelmeer heraus leuchtete der 3160 Meter hohe Gipfel von Teneriffa, wunderbar klar mit seiner ewig schneenen Kuppe. Bald erblickten wir weiter unterhalb von ihr noch einen langgezogenen Grat mit jungfräulich glänzendem Neuschnee. Bis in die Dunkelheit hinein konnten wir den Bewunderung einflößenden Vulkankegel schauen. Doch heute hieß es noch den Geburtstag Seiner Majestät feiern! Um 4 Uhr bildete ein über das weite Meer hinbrausendes deutsches Hurra den Schluß einer kernigen Ansprache an die Mannschaft durch Hauptmann H. Und schon wurden etliche Fäßlein köstlichen Bieres für sie herbeigerollt. Um 7 Uhr begann die Offizierfeier in dem durch schwarz-weiß-rote und andere bundesstaatliche Fähnlein und bunte Lampions vaterländisch geschmückten Speisesaal. Die Linie lud uns zu genußreichem Feste ein. Es ging äußerst fidel her. So wurde Leutnant S., der zur Zeit der Kohlenbestückung vor St. Cruz die Aufsicht auf dem Schiffe gehabt, feierlichst als erster Sieger in unserem Orlog gefeiert.

Um 4 Uhr morgens setzte ich mich in meinen Strandkorb auf Deck, um in der herrlichen Seeluft zu schlafen. Plötzlich um 5 morgens wachte ich auf, denn meine Füße wurden vom Wasser lustig umspült: Aus armdicken Schläuchen ergossen sich überall zur Reinigung des Decks Wasserfluten. Unwirsch patschte ich durch die Sintflut hindurch und legte mich in die Kabine zum Weiterschlafe hin. Als ich mich um 11 Uhr erhob, da konnte ich wohl sagen,

daß sich dieser 28. in nichts von seinen Vorgängern in der Garnison unterschied: denselben Jammer, denselben Brand verspürte ich wie sonst auch.

Aber außer dem allgemeinen Kater tauchten noch zwei andere Wesen an Bord auf. Ein deutscher Fahnenflüchtiger hatte sich im Hafen von Teneriffa von einem englischen Kriegsschiff an Bord geschlichen. Er wollte sich in Südwest als Kriegsfreiwilliger melden. Nachdem das Schiff nun in Fahrt war, mußte er wohl oder übel mitgenommen werden. Der Kapitän verleibte ihn sogleich seinem Küchenkörper ein. Ein Mann der Küche war übrigens in St. Cruz in das Krankenhaus gebracht worden. Wütend hatte der eine dem anderen im Streite einen heftigen Stoß vor die Brust gegeben, so daß letzterer rückwärts in einen Kessel mit kochendem Wasser gefallen war. Weiter tauchte noch ein Hund auf. Kurz vor der Abfahrt hatte durch einen spanischen Besitzer und einen Hafenpolizisten eine Durchsuchung des Schiffes stattgefunden. Aber, obgleich der trostlose Hundevater 20 Mark für seine Auslieferung geboten hatte, der Hund blieb verschwunden. Die Reiter hatten ihn geknebelt, lautlos gemacht in der Mitte einer gefüllten Kartoffelkiste untergebracht. Sie behaupteten jetzt, 48 Mark für den Hund gegeben zu haben. Trotz dieser Versicherung wurde auch er vom Kapitän eingeheimst, der ihn später einer Kolonne schenkte.

Froh war ich, als das Schiff die Wogen wieder durchschnitt; das Schwanken desselben war uns eine liebe Gewohnheit geworden. Das Leben an Bord ist recht gemütlich. Morgens um 8 beginnt das erste Frühstück (auf den Kaffee um 7 verzichtet alles). Dieses kann man bis 10 einnehmen. Und da gibt es manche — es sind immer dieselben — die erst 5 Minuten vor Schluß aus ihren Kabinen heraufstürmen. Der Morgenimbiß ist weit reich-

licher als bei uns zu Hause; doch trotz der Vielfältigkeit des Gebotenen nimmt man meist bei der geringen Bewegung an Bord nur eine Eierspeise. Honig und Fruchtmus sind für Leckermäulchen, wie ich eins bin, stets reichlich vorhanden. Von 10—1 ist dann die ununterbrochene Sitzung für die dienstfreien Skatratten gekommen. Da habe ich immer vorgeschwindelt, ich könne keinen Skat: Hab' alleweil keine Lust, mir mein Geld aus der Tasche ziehen zu lassen. Da ist mir das Spiel der gewaltigen Natur lieber. Das Meer ist jetzt tief dunkelblau, fast schwarz. Gar nicht ermüden kann man im Zuschauen der schaumgekrönten Wellen, die das Schiff in immer wiederkehrendem Zeitmaß zur Seite wirft. Herrliches Grün, durchsichtig wie ein Glasfluß, und schneeweißer Gischt tauchen mit den sich emporringenden Wolkenbergen wieder auf, und in goldiger Phantasie sieht man die behenden Nixen in nimmer endenden Reigen verlockend winken.

Bis in die Höhe von Gibraltar hatten wir schönsten Sonnenschein, seitdem ist das Wetter meist dunstig. Hat man dem Wirbeln und Wogen der Wellen genugsam zugeschaut, macht man einen Spaziergang um's Deck, auch wohl einen gesunden Dauerlauf mit Freiübungen. Dann legt man sich wiederum in seinen bequemen Strandstuhl, liest, läßt sich vorlesen, plaudert oder töst in köstlichem Nichtstun. Da ruft um 1 die Glocke zum zweiten Frühstück. Jeder eilt an den seit Verlassen Hamburgs ihm angestammten Platz. Wir sitzen nicht an der großen Längstafel, sondern viel gemütlicher an kleinen Tischen. Ich sitze mit den Hauptleuten H., v. M., M., Lt. P. und dem Kapitän zusammen. Kapitän Becher ist ein kerniger Vertreter der Waterkant aus Hamburg. Viel Spaß bereiten uns seine kernigen Ausdrücke. So sagt er z. B. für eine Mischung von Selters mit Whisky nur Aqua mit Dreck. Er

ist das Muster eines Mannes, bei dem unter scheinbarer Grobheit ein herzerquickender Humor versteckt liegt. Außerdem saß ein Oberleutnant v. A. bei uns, der für uns der Geschichten-, aber auch Märchen-Erzähler war. Er war bereits 3¾ Jahre in Südwest bei der Schutztruppe gewesen. Wenn er auch viel Erdichtetes auftischte und manch einmal den Balken biegen ließ, war es doch lehrreich, einen Kenner des Landes zu hören. Nach diesem zweiten Imbiß beginnt dasselbe Bummelleben. Um 7 ruft neue Eßtätigkeit. (Zu dem Kaffee um 3.30 Uhr finden sich nur wenige ein.) Nach Tisch ergibt man sich lauer Tropennacht hin, schaut träumerisch zu den Sternen und freut sich des prächtigen Meerleuchtens, das je weiter nach Süden an Stärke und Glanz immer mehr zunimmt. Um 9.30 werden leckere Brötchen zu Tee gereicht. Ich lege mich gewöhnlich gegen 10 in das treffliche Bett und lese noch ein paar Stunden in Werken der Schiffsbücherei. Bin ich dann müd genug, knipse ich das elektrische Licht aus und schlafe wunderbar fest, um am nächsten Tag dasselbe Leben zu beginnen.

Dienst ist nur wenig für mich an Bord: Scharfschießen, Unterricht oder Freiübungen täglich je eine Stunde ist alles für mich. Außerdem habe ich noch das Kriegstagebuch zu führen.

Seit dem 30. Januar habe ich des nachts auf Deck geschlafen. Das taktmäßige Stampfen der Maschine, der einschläfernde Ton beim Ausstoßen des Kühlwassers dröhnten und plätscherten das wirksamste Schlummerlied. In den Kabinen herrscht jetzt Treibhaushitze. Mit Vorliebe setzten sich die Reiter in die ohnehin so kleinen Kabinenluken. Da ein öfteres Untersagen nichts half, nun, da nahmen wir mittels unserer Säbel gerechtfertigte Selbsthilfe vor. Wir bohrten deren Spitze sanft aber nachdrücklich in die Sitzgelegenheit jener. Mit lautem

Schreckensruf entwich der Missetäter, und man hatte eine Zeitlang wieder Licht und Luft. Wenig angenehm macht sich augenblicklich das Scheren der Pferde bemerkbar. Auf Deck wird ihnen jetzt der nordische Winterpelz mittels einer Maschine abgenommen. Die Folge ist, daß man überall, wo man geht und steht, mit Pferdehaaren beglückt wird. Draußen wird das Meer und die Luft belebter. Am fernen Horizont können wir das afrikanische Festland erkennen. Weißblinkende und graulich schimmernde Möven begleiten den Dampfer; zu ihnen gesellt sich noch ein habichtartiger Vogel und ein anderer ganz bunt wie ein Wiedehopf aussehender.

Unterhaltend war die Stunde Freiübungen am 1. Februar: Ich stand vorn am Bug und drunten tummelten sich 20—30 Delphine, die von den Seeleuten Schweinsfische genannt wurden. Manche schnellten sich in ihrem Eifer, vor dem Schiffe zu bleiben, an die zwei Meter aus den Fluten heraus, überpurzelten sich und schossen dann wieder jählings an die Spitze der Schar. Es war ein munteres und drolliges Bild. Weiter belebten das Bild fliegende Fische. Dicht vor dem Schiff flogen sie zu 10—15 Stück öfters auf. Höchstens sich einen Meter über den Boden der Wellentäler erhebend, strichen sie wie Rebhühner dahin und fielen auch wie solche nach 30—40 Meter wieder ein. Wunderbar schön sehen die Wolkenbildungen bei Sonnenuntergang aus: Meer und Himmel gehen in zarten Tönungen ineinander über. Dabei erscheint die Sonne so düsterrot, wie bei uns manchmal im Spätherbst. Eine größere Gruppe befindet sich augenblicklich in der Mitte, ein einzelner Fleck rechts oben auf der Scheibe. Doch wechselt die Lage der Flecken. — —

Am 2. Februar, mittags 12.15 Uhr, kamen wir in Monrovia an. Im Hafen lag bereits ein englisches Ver-

messungsschiff und der Wörmanndampfer „Professor Barklay“. Als wir einliefen, tauchte hinter uns die „Lulu“ und einige Minuten später die „Alexandra“ auf. Letztere kam von Südwest und hatte sechs Offiziere und einige Mannschaften an Bord. Das Küstenbild war sehr anmutig. Der Flußmündung vorgelagert war eine Sandbank, an der sich die Dünung schäumend brach. Am Strand, von Palmen und anderen Laubbäumen überschattet, lagen die Hütten der Eingeborenen braun und niedrig. Hinter ihnen erhoben sich die Lagergebäude der Weißen. Am Berghang zerstreut waren die Wohnhäuser der Europäer errichtet. Meist schwebten sie auf vier Steinsäulen. Prachtvoll schaute dieses Wohnviertel aus dem üppigen Grün hervor. Zur Rechten des Halbrundes krönte eine etwa 100 Meter hohe Hügelwand eine zerfallene alte portugiesische Feste. Kaum rasselte der Anker, noch war der an der afrikanischen Küste übliche Böllerschuß nicht verklungen, als auch schon ein Einbaum nach dem anderen mit bettelnden Schwarzen herankam, die das Schiff umschwärmten. Verblüffend ist es, wie sie dies einfachste aller Fahrzeuge handhaben. Weit draußen auf offenem Ozean, wo die Küste noch unsichtbar ist, begegneten wir ihnen bereits. Vor allem ist zu bewundern, wie sie die hohe Brandung überhaupt überwinden können. Niedlich sieht es aus, wenn der Einbaum zuviel Wasser geschöpft hat, wie dann der Eingeborene einfach in das Wasser springt, das Ruder zwischen den Zähnen, das Boot umkippt und dann sich behend wieder hineinschwingt. Ein wunderbares Gefährt brachte uns zu herzlichem Lachen. Zwischen den anderen paddelte ein Negerbengel heran, dessen Einbaum in der Mitte abgebrochen war. So gondelte er, am heilen Ende sitzend, die Zacken der Mitte hoch in die Luft starren lassend, mit den Stammesgenossen um die Wette. Tauchen taten sie jedoch nicht so gut und sicher wie

die in Teneriffa. Hier lernten wir bereits kennen, daß in Afrika die kleinste Geldmünze das Fünfzig-Pfennigstück ist. Höchst verächtlich warfen sie die aus dem Wasser geholten Kupfer- und Nickelmünzen wieder weg — sie erschienen ihnen zu gering. Drollig erklangen im Negermunde die deutschen Marschweisen und Volkslieder. Leider konnten wir bei der Kürze unseres Aufenthaltes nicht an Land. Statt dessen fuhren wir nach der Alexandra hinüber. Die Auslassungen über die Kriegslage seitens der Offiziere waren nicht sehr tröstlich. Jedenfalls aber legte sich bei uns die Besorgnis gründlichst, der Krieg könne zu Ende sein, ehe wir in Swakopmund eingetroffen seien. Über die Typhusimpfung waren die Herren einstimmig der Meinung, daß sie gut sei.

Abends 7.15 gingen wir wieder in See. Am 3. nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Reede von Cap Palmas vor Anker, da wir in Monrovia nicht genug Schwarze für die Heizer- und Löscharbeiten erhalten hatten. Alles ging an Land, nur der diensthabende Offizier und ich blieben an Bord. Ich mußte darauf verzichten, da ich mich am Abend vorher gegen Typhus hatte impfen lassen. Nun ging es mir ganz hundsmiserabel. Meine linke Brust, in die hineingespritzt, war zu einem ansehnlichen Busen angeschwollen. Die Herzgegend tat mir erbärmlich weh. Auch sonst hatte ich im ganzen Körper das Gefühl, als ob ich an äußerst starker Influenza litt. Die Impfung ruft eben eine künstliche Typhuserkrankung unter Aufsicht des Arztes hervor und soll den Körper immun machen. Doch haben wir noch keinerlei umfassende Erfahrungen. Die Engländer haben noch während des Burenkrieges die Impfungen als nutzlos ansehend eingestellt. Ich selbst betrachte sie sogar nicht für ungefährlich für ein verseuchtes Land, wie es Südwest während des Aufstandes war, mindestens

aber für zwecklos: Denn einmal wirkt die Gefeitheit gegen Typhuskeime nur ein halbes Jahr. Dann aber muß eine neue Impfung eintreten. Diese aber ist nicht möglich, weil einmal eine zweimalige Impfung innerhalb 14 Tagen an keimfreiem Ort, den es nicht gab, Vorbedingung ist, zweitens weil der Geimpfte acht Tage Schonung haben mußte, und schließlich, weil er während der Impfung doppelt empfänglich für Typhus ist. Mithin kann der Mann im Felde überhaupt nicht nachgeimpft werden, abgesehen davon, daß wir gar nicht soviel Ärzte zur Verfügung gehabt hätten. Ich lasse mich jedenfalls, sollte ich noch einmal in eine Kolonie gehen, nicht wieder impfen.

Der Hafen war nicht ganz so malerisch für das Auge wie der von Monrovia; aber auch recht schön. Namentlich sah der Hügel, auf dem die Wohnungen der Europäer lagen, sehr freundlich aus. Rechts schlossen die Reede drohende Klippen ab. Diese ziehen sich dicht unter der Meeresfläche weit in die See hinein, weshalb die Landung hier gefährlich ist. Noch jetzt ragt ein 1873 gestrandetes Schiff halb aus den Felsen heraus. Im vorigen Jahre strandeten hier ein englisches, ein französisches Schiff, sowie unsere „Gertrud Wörmann".

Um 9 Uhr abends fuhren wir weiter. Am 5. fand zum Sonntag ein Feldgottesdienst statt. Am selben Abend fand das Äquatorfest eine äußerst fidele Schar versammelt. In der Nacht vom 4. zum 5. hatten wir 3 Uhr morgens den Äquator überschwommen. Die Linie lud uns zu einem äußerst gelungenen Bierfeste ein; die Verlesung einer launigen Äquator-Zeitung trug sehr zur Erheiterung bei.

Eine ganz andere Vorstellung hatte ich mir vom Äquator in bezug der Hitze gemacht. Heute am 8. ist es angenehm kühl. Außer dem 4. und 5., wo wir 34 Grad im Schatten hatten, war es durchweg sehr angenehm. Seit dem

7. haben wir stärkeren Seegang. Der Hans stippt immer mal seine Nase in die schäumende See. Heute am 8. lag fast alles wegen Seekrankheit entweder im Bett oder im Stuhl. Zu Tisch erschienen nur drei Herren, darunter ich selbst.

Die letzten Tage habe ich mich noch sehr über meinen kleinen Teufel gefreut. Kein Hund hatte sich so schnell die Beliebtheit aller errungen, als mein Pudel.

Am 11. Februar gab uns die Wörmannlinie das Abschiedsessen. Wieder wurden fleißig die Becher geschwungen, und wieder fanden sich in früher Morgenstunde die einstigen Studenten zusammen: manch lustig Lied wurde da über den rauschenden Ozean aus fröhlicher, mitunter freilich auch recht heiserer Kehle hinausgeschmettert.

3. Abschnitt.
Freud und Leid bei der Proviantkolonne.

Die Landung, — die ersten Eindrücke, — zur Etappe Windhuk, — auf Pad von Windhuk: nach Kowas, — nach Aminuis, — nach Stamprietfontein, — nach Maltahöhe, — in die Zarisberge.

Die Landung.

Am 12. Februar kam das gelobte Land gegen 6 Uhr nachmittags in Sicht und um 7 Uhr abends rasselten die Anker auf der Reede von Swakopmund herab. Ja, wo ist denn das Land, so fragten wir erstaunt, als die Schiffsoffiziere uns bereits gegen 5 Uhr nachmittags die Küste zeigen wollten. Die gelbe, langgezogene Wolke am Horizont konnte doch unmöglich das ersehnte afrikanische Festland sein. „Wir sehen aber doch noch keine Bäume?" Und doch war es die Küste von Südwest! Wie ganz anders hatte sie uns die geschäftige Einbildungskraft vorgegaukelt! Da sahen wir nun einen unermeßlichen, äußerst nüchternen Sandstreifen; dort, wo Swakopmund liegen sollte, erblickten wir nur einige kleine Häuslein. Aber freundlich winkte uns der Leuchtturm mit seinen regelmäßig wiederkehrenden Blinklichtern entgegen: Wartet nur, ihr werdet unser Land schon lieb gewinnen! Noch am selben Abend kam unser Abteilungskommandeur Major Täubler an Bord. Zur Vorstellung waren auch die Herren von der Lulu herübergekommen. Bei der Namensnennung ereignete sich ein neckischer Zwischenfall. Als ein Herr vorgestellt war, und Täubler sich bereits zum Nächsten wenden wollte, fragte

ersterer, ob ihn der Major nicht erkenne. Dieser sann vergeblich, da half ihm jener, sie seien in China da und da zusammen gewesen. Ach so, rief da jener, Sie waren der, der so unglaublich Kognak trinken konnte!

Auch aus Täublers Munde klangen die Mitteilungen über die innere Kriegslage sehr ernst.

Am 13. Februar wurde das Quatiermacherkommando, zu dem auch ich gehörte, an Land gebracht. Von Bord wurden wir in einem Strandkorb zum Leichter herabgelassen. Wohl dem, der den Leichterboden so traf, daß er gerade mit der Dünung abwärts ging! Die aber, welche mit dem hinabsinkenden Korb auf den mit emporkommender Flutwelle aufwärts steigenden Leichter aufstießen, wie ich es erleben mußte, die bekamen einen Tups, daß ihnen die Haare auf dem Scheitel wirbelten. Der erste Eindruck war nicht berückend. Ehe wir auf die Mole selbst gelangten, mußten wir noch über zwei beladene Leichter hinwegsteigen, eine bei dem bewegten Wasser nicht unbedenkliche Sache. Der die Brandung brechen sollende Molenkopf war längst fortgerissen. Nun arbeiteten wir uns mühsam zwischen Kohlen- und Frachtzügen über die Mole nach dem Zollhaus. Nach langem Suchen konnten wir unsere Meldung anbringen und machten alsdann für die Kolonnen in zwei bereits aufgeschlagenen Zelten Quartier. Die sogenannten Straßen weisen kein Pflaster, keine Gehsteige auf; überall muß man bergauf, bergab durch tiefen Sand stapfen. Bäume gibt es gar nicht, Sträucher nur selten an den Häusern und auf Höfen. Weiter nach dem Lande hin sieht man nur einen riesigen Sandgürtel. Ganz am Horizont ragt ein hoher Gebirgsstock im Osten auf. Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Das Fehlen der kühlenden Seeluft auf fahrendem Schiffe machte sich sehr bemerkbar. Am Abend schliefen wir, ganz ermüdet, gut.

Die ersten Eindrücke.

Am anderen Morgen bummelten wir in der Morgenfrische durch die Straßen. Einzelne Häuser sind landhausartig nett gebaut, im großen ganzen aber sind sie mehr wie einfach. Reizende Bilder bringt das Kriegerleben hervor: Da sitzt ein Matrose auf einem Maultier, das hinter sich das gefüllte Wasserfaß zur Behausung zieht. Dort jagt ein Reiter, dem die frische Luft nur so aus dem Auge blitzt, auf hohem Karren mit drei Maultieren bespannt, im Galopp durch den Sand, und rappelnd und krachend rattert er über die allerorten befindlichen Schienen dahin. Schwerfällige Ochsengespanne, störrische Esel, zu zwölf vor einem Wagen, pustende Kleinbahnlokomotiven kreuzen den Weg des Wanderers. Allerorten geben Trupps gefangener Hereros, zur Arbeit gezwungen, der Stadt ein für uns neuartiges Gepräge.

Um 10 Uhr erfolgt die Anlandsetzung der Mannschaft. Hierbei wurde ein Meisterstück geleistet — aber ich will es mit keinem Eigenschaftswort kennzeichnen! — Als nämlich die erste Gruppe unter Hauptmann H. am Zollhaus vorbei will, da fordert der Beamte von letzterem die Verzollung des Revolvers. Wir Offiziere hatten keine Handfeuerwaffen geliefert bekommen, sondern uns dieselben von dem uns gezahlten Einkleidungsgelde erstanden. So waren sie in den Augen des Gesetzes jetzt nicht staatliche, sondern eigene, mithin verzollbare Waffen. Nach langem Hin und Her rief H. schließlich höchst erregt: Nun passen Sie auf, was ich Ihnen sage! Diesen meinen Revolver habe ich mir angeschafft, weil ich in den Krieg gehe, damit Ihnen die Schwarzen hier den Schädel nicht einhauen. Verzollen tue ich ihn nicht. Treten Sie noch einen Schritt näher, so sind Sie der Erste, der aus dieser Waffe den ersten Schuß erhält! — Sprach's

und zog unangefochten vorbei. (Nach ¾ Jahren kam schon (!) die Erlaubnis aus Berlin, daß Revolver von Offizieren zollfrei eingeführt werden könnten.) Um 9 Uhr morgens begann die An-Land-Schaffung der Pferde. Da ich keine Leute hatte, welche sie am Ufer in Empfang nehmen und in den Kraal bringen konnte, so ging ich zum Pferdedepot in Swakopmund, für das die Tiere bestimmt waren. Hier erhielt ich den Bescheid von dem dortigen Oberleutnant, das ginge ihn nichts an. Wenn er keinen besonderen Befehl erhielte, rühre er keinen Finger. Weiter watete ich die 25 Minuten zur Kommandantur. Hier hatte ich so ziemlich alle Zimmer vergeblich aufgesucht, bis ich endlich die Erklärung erhielt, ich solle mich an den Landungs-Offizier wenden. Ergrimmt suchte ich den Herrn mit reichlich rieselnden Schweißtropfen, ich kochte bald, auf. Endlich, nachdem ich mit den beiden anderen Quartier-Offizieren ein Kesseltreiben abgehalten, wurde er entdeckt. Mit äußerster Zuvorkommenheit wies er uns das Pferde-Depot. Wir wagten den Einwurf, dort seien wir gewesen. „Dann sollten wir uns mit der Kommandantur ins Einvernehmen setzen.“ „Ja, die hätte uns an ihn gewiesen.“ Da verschönte ein freundliches Lächeln seine Züge: was wir dächten, daß er sich um unsere Pferde kümmern sollte; er hätte mehr zu tun. Was nun? — Verbindung mit dem Schiff hatten wir nicht. Und da kam auch schon das erste Floß. Die Pferde werden an Bord in gepolsterte Kästen gestellt, über die Reeling gehoben und auf das Landungsfloß herabgelassen. Hier werden sie aus den Kästen wieder heraus geholt, und sind etwa 20 darauf, so wird das Floß durch ein Drahtseil an den Strand gezogen. Bei dem sehr flachen Ufer kann dies aber nur bis auf etwa sechs Meter geschehen. Von hier aus müssen die Tiere ins Wasser springen und ans Ufer waten. Das gibt bei scheuen

Pferden oft gar lustige Bilder. Doch uns war es den Morgen durchaus nicht lustig zu Mut. Das erste Floß kam heran, die Pferde sprangen ans Ufer und heidi, sausten sie in den Straßen Swakopmunds herum. Die armen Tiere waren froh, sich nach 28 Tagen Seefahrt mal ordentlich austollen zu können. (Nur ein Tier war auf der Überfahrt eingegangen.) Als schon an die 30 Pferde herumliefen, da bekamen wir vom Pferdedepot gnädigst einige Mann zum Einfangen der Ausreißer gestellt, aber mit dem Bemerken, es geschehe ohne jede Verpflichtung.

Überhaupt haben wir nur sehr geringes Entgegenkommen gefunden. Niemand der im Lande länger Seienden gab uns einen brauchbaren Wink. Wohl aber spielten sich die vielleicht nur zwei Monate früher in der Kolonie Eingetroffenen mit wenigen Ausnahmen als alte Afrikaner auf und sahen mit Geringschätzung auf uns Neulinge herab. Gern leisteten sie uns im Hotel Bismarck Gesellschaft, um uns die tollsten Lügen von ihren Heldentaten selbstgefällig aufzutischen. Doch fiel auch mal ein guter Witz dazwischen. So wurde ich am vierten Tage nach meiner Landung gefragt, ob ich denn das Luther-Denkmal schon gesehen habe. Als ich dies verneinte, wird mir gesagt, es stehe an der Bahnlinie 1,4 Kilometer vom Bahnhof entfernt. Ungläubig nehme ich mir am Nachmittag ein Pferd, um mir die Sehenswürdigkeit zu betrachten. Doch an Ort und Stelle sehe ich nur eine Lokomobile mit zwei Anhängern. Tief steckt alles im Sande, dick von ihm bedeckt. Als ich am Abend meine Wahrnehmung erzählte, wurde mir des Rätsels Lösung zuteil. Die Maschine sollte eine Verbindung Swakopmund — Windhuk herstellen. Von Swakopmund aus war sie schon diese riesige Strecke vorwärts gekommen, als sie, nicht weiter könnend, wie jener Gottesmann sagte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders.

Gott helfe mir. Amen! — Und so steht sie, vergeblich zum Abbruch ausgeboten, heute noch.

Die Offiziere kamen zu zweien oder dreien in französischen Spitzzelten unter. Nur wir fünf älteren hatten eine Wellblechbaracke inne. Diese ist wenigstens am Tage leidlich kühl, allerdings wimmelt sie dafür von Fliegen und Flöhen. Im Anfang ging die Sache einigermaßen, denn S. und C. zogen des Nachts alle Flöhe an. Beide wanderten jedoch bald nach einem Leinenzelt aus; von da ab wurden wir Zurückbleibenden greulich zerstochen.

Am 14. Februar wurden die Pferde verteilt. Ich suchte mir zwei Schimmel aus, sie Däumling und Deister taufend. Es waren zwei stramme Argentinier.

Die Lebensmittelpreise sind für unsere Begriffe recht teuer: eine Flasche Bier 1,50 Mark, ein belegtes Brötchen 2 Mark. Ißt man Frühstück, Mittagessen und Abendbrot in einer Wirtschaft, so sind am Tage im Nu 25—30 Mark flöten. Wir haben uns daher eine Messe errichtet und verzehren da Konserven und frisches Fleisch vom Proviantamt. So kommen wir bei einfachstem, natürlich selbstgekochtem Essen mit 3 Mark ohne Getränk täglich aus. Ein Leidwesen ist für uns der hohe Preis frischer Kartoffeln: Zentner 14 Mark.

Allmählich gewinnen wir ein fürchterliches Aussehen. Rasiert bin ich seit drei Wochen nicht. Dazu schält sich die Haut an Gesicht und Händen. Frohlockend kann ich heute sagen, die Swakopmundia liegt hinter mir. Recht unerquicklich ist diese Krankheit: den Tag und die Nacht über an die 20 mal nach dem Geheimkabinett laufen, ist noch nicht das schlimmste dabei. Vor allem macht sich die Krankheit durch mörderisches Leibgrimmen beliebt. Hervorgerufen wird diese Erscheinung durch die Salze und den Salpeter-

gehalt, womit alles Trinkwasser hier versetzt ist. Weiter machte mir eine zweite Typhusimpfung abermals große Pein, drei Tage hatte ich im Busen heftige Schmerzen und starkes Fieber im Körper. Heute am 21. bin ich wieder mopsfidel. Stundenlang wandern wir am Meeresufer entlang. Zur Zeit der Ebbe buddelten wir uns oft in dem molligen Sand ein und ließen uns von der Sonne schmoren. Während der Flutzeit herrscht eine wunderbar starke Brandung. See-Igel und -Sterne sowie anderes Getier fanden wir in Unmenge. Unsere Leute fingen sich als Leckerbissen die schmackhaften Langusten. Auch gute Fische angelten sie sich oft zu reichlicher Beute. Allerdings bei 50 Prozent hing ein junger Haifisch am Angelhaken. Diese etwa handlangen, ungenießbaren Tiere wurden in Masse totgeschlagen. Mächtige Walfischrippen lagen umher. Und was hatte das Meer sonst nicht alles ausgespien! Sogar die leere Sparschachtel eines Skatklubs fanden wir als Strandgut. An der Flutgrenze hatten sich unsere Reiter niedliche Lauben aus Walfischrippen gebaut und darum wilden Tabak gepflanzt.

Am 22. ritt ich sechs Kilometer landeinwärts. Überall nichts wie öder unbelebter Sand. Nur wenige Eidechsen, weiß- oder gelb-schwarz geviereckt, huschten mitunter blitzschnell über den Sand. Dieser wurde öfters durch einzelne manchmal mehrere hundert Meter lange Adern von Quarz und rabenschwarzem Gneis scharfkantig, 10 bis 15 Zentimeter hoch, durchschnitten.

Eigentümlich sah ein Sonnenuntergang am 19. Febr. aus. Durch eine komische Strahlenbrechung hatte die Sonne die Form einer Lampenglocke angenommen. Der Mond schimmerte grasgrün hinter einem dünnen Wolkenschleier hervor und das Meer hatte eine olivgrüne Färbung angenommen.

Am 21. Februar wurden die Maultiere auf die Kolonnen verteilt. Zu unserem Leidwesen befinden sich die Krale dieser wie auch die der Esel unmittelbar bei unseren Zelten. Was diese Tiere aber nachts für einen Radau vollführen können, das weiß nur der, der in Südwest neben 1000 von diesen Schreihälsen schlafen mußte. Namentlich lautete das Wiehern der Esel wie das mißtönige Geräusch einer verrosteten und vertrockneten Ziehpumpe. Unsere Kolonne bekam 465 Maultiere. Schwierig und des Zusehens wert war das Brennen der Mulis. In einer Ecke des Krales war durch zwei bewegliche Balken eine jedesmal je ein Maultier aufnehmende Box hergestellt. In diese wurden die widerspenstigen Racker einzeln mühselig eingetrieben, schnell so eingeklemmt, daß sie sich nicht rühren konnten, und dann schleunigst gebrannt. Trotzdem gelang es manchem Starrkopf, senkrecht emporspringend, über die Banden hinüber zu springen, um dann von neuem aus der lose herumlaufenden Herde zur Folter eingefangen zu werden. In der Stunde wurden 50—55 gebrannt.

Wie traurig die hiesigen Molenverhältnisse beschaffen sind, erhellt die Tatsache, daß ständig acht bis neun Dampfer auf der Reede liegen, ohne löschen zu können. Zum Beispiel liegt hier ein Schiff „Rostock" mit 20 000 Zentner Getreide. 3000 sind glücklich gelöscht, mehr kann auf Wochen hinaus nicht an Land gebracht werden. Drei Wochen liegt der Dampfer bereits hier. Für jeden Tag muß das Reich 2000 Mark Liegegeld an die Reederei bezahlen. (Wie ich später gehört habe, ist die übrige Ladung im Juli in das Meer geworfen worden, um das Liegegeld nicht weiter bezahlen zu müssen.)

Augenblicklich arbeiten nur zwei Leichter-Schlepper. Wir müssen so lange in Swakopmund verweilen, weil unsere Wagen und Ausrüstungsstücke so verstaut liegen, daß

die obere für Lüderitzbucht bestimmte Ladung erst dort heruntergeholt werden muß. —

Eben kommt mein Bursche mit einer Flasche Heidsik, die wir zu dritt trinken wollen. Solche Nachmittagsschleckereien gönnen wir uns des öfteren, denn die Flasche kostet unverzollt nur 7,50 Mark. C. bringt uns durch seine bereits recht rauhen Kriegersitten häufig zu jubelndem Gelächter. So gestern: Auf seinem Brötchen, das er eben verzehrte, saß alles schwarz von Fliegen. Er guckt sie an; sagt: Ich zähle bis drei, seid ihr nicht weg, esse ich euch mit! Und gemächlich zählt er eins, zwei, zwei und eins macht drei — wupp — war der Bissen mit sämtlichen Fliegen hinter dem Gehege der Zähne verschwunden.

Am 22. wurden etwa 150 Hereros nach Lüderitzbucht eingeschifft. Die Männer sahen, durch Hunger und Durst arg mitgenommen, nicht sonderlich aus. Unter den Frauen war nur ganz selten ein auch nur einigermaßen ansprechendes Gesicht. Doch im Gang, da zeigten alle eine gewisse, hoheitsvolle, aufrechte Vorwärtsbewegung. Ungefähr 100 Gefangene sind noch zu Arbeitsdiensten hier. Ihre Krale befinden sich nördlich der Vieheinzäunungen. Unglaublich dürr sehen die ankommenden Gefangenen aus; Beine so dünn wie Bleistifte. Männer und Weiber völlig nackt. Nur um die Lenden hatten die meisten einen elenden Lappen geschlagen. Unsere Leute machten beim Anblick der unverhüllten Gestalten erst große Augen. Doch nach drei Tagen sahen sie gar nicht mehr hin; sie meinten bloß: Gott sei Dank, daß sie in Deutschland nicht so herumlaufen, wie wenige kriegten da wohl einen Mann! Eine ulkige Bezeichnung hatten die Kerls für die langen schlaffen Brüste der Weiber gefunden: sie nannten sie Streichriemen. Putzig sah es aus, wenn eine Frau eine Kiste hochheben wollte; sie warf ihre vertrockneten Brüste zunächst über die

Schultern und dann erst hob sie die Kiste von der Erde auf. Ebenso ließen manche Frauen, die ihre Kinder in Tüchern auf dem Rücken trugen, die Kleinen beim Stillen aus den übergeworfenen Brüsten trinken. 400 Gefangene sind abermals nach hier im Anmarsch.

Am 23. unternahm ich mit R. einen reizenden Ritt landeinwärts von etwa 10 Kilometern. Das Wetter war zum Reiten angenehm. Leichter, vom Meere kommender Sprühregen schaffte Kühlung. Wir erreichten eine Höhe, von der wir einen Ausblick nach der nächsten Station Nonidas und den Bergen im Innern genossen. Es war für uns ein liebliches Bild, von weitem eine Fläche mit erfrischendem Grün zu sehen. Am Swakop entlang ritten wir zurück. Die formenreichen Abhänge auf deutschem, die merkwürdigen Wanderdünen auf englischem Ufer boten uns wechselreiche Reize. Als wir zurückkamen, lief gerade ein Schiff, „Spania", mit Maultieren und Schafen aus Brasilien auf der Reede ein.

Am 28. Februar begaben wir uns auf das englische Gebiet jenseits des Swakop. Das Revier ist etwa an seiner Mündung 600 Meter breit. Kommt der Swakop nicht ab, kann man trockenen Fußes nach dem anderen Ufer gelangen. Seine Wasser aus dem oberen oder mittleren Teil, durch Wolkenbruch hervorgerufen, gelangen nur in den seltensten Fällen in das Meer. Diesen zeitweiligen Abfluß von Regenwasser nennt man das Abkommen des Flusses, sein meist trockenes Flußbett aber das Revier. Unterirdisch jedoch führen alle Reviere mehr oder weniger tief Wasser, es muß alsdann vom Reisenden ergraben werden. Die Wanderdünen bilden eine merkwürdige, einzig dastehende Welt. Convex steigen sie auf der Windseite an die 60 Meter hoch (weiter im Innern haben wir solche von sich weit über 100 Meter erhebenden gesehen), auf der entgegengesetzten

Seite fallen sie im Winkel von 45 Grad ab. Oben bilden sie spitze, gleichmäßig gerippte Grate. Aus Spielerei rutschten wir stehend die Abhänge herab, dabei entstand ein metallisch surrender Ton. Oder wir legten uns hinter einen Grat auf die Leeseite, dann dauerte es nicht lange, und man war binnen kurzem mit Sand völlig bedeckt. Das Überrieseln durch den Sand konnte man mit den Augen verfolgen. Die tiefen Fußspuren waren bereits nach einer halben Stunde nicht mehr zu erkennen.

Die letzten Tage wurden, beritten und ohne Pferd, Gefechtsübungen abgehalten.

Zur Etappe Windhuk.

Endlich sollte unsere Ungeduld ein Ende nehmen. Am 2. März rückte unser 2. Zug morgens 8 Uhr in das Innere ab. (Der 1. Zug war am Tag vorher abmarschiert.) Die Ausrückestärke des 2. Zuges betrug 3 Offiziere, 1 Oberarzt, 6 Unteroffiziere, 71 Mann, 19 Pferde und 179 Maultiere. Von den letzteren rückten uns allerdings zwei gleich beim Antritt des Marsches aus. Während der eine im Laufe des Tages wieder eingefangen wurde, lief der andere Lümmel bis Windhuk mit, ohne sich je greifen zu lassen. (Er ist später bei Kowas endgültig verschwunden.) 10.30 Uhr vormittags trafen wir in Nonidas ein. 10 Kilometer Marschlänge! 10 Kilometer in 2½ Stunden! Schaudert es da nicht jedem braven Reiterherzen? Und damit war das glückliche Eintreffen der ersten Fahrzeuge festgelegt. Die letzten, ach, die kamen erst um 12 Uhr zum Kral, der am Swakop am Fuße eines Felskolosses lag. Aus diesen Zahlen ist ein Rückschluß zu ziehen, wie mühsam es am heutigen Tage für uns war, um die Maultiere, welche zum Teil noch nie eingespannt gewesen und die alle durch das lange Verweilen im Kral übermütig geworden waren, an den Zug zu gewöhnen.

Während der ersten Marschstunde war der Himmel bedeckt, dann waren wir vom Sonnenlichte umflutet. Kein Tier, weder Käfer noch Schmetterling, noch sonst irgendeine Spur von Leben konnte ich während des Marsches entdecken. Beim Abendimbiß mußte ich die ärgerliche Entdeckung machen, daß mir meine Wassersäcke gestohlen waren. Welch kostbares Gut stellt aber in einem wasserarmen Lande der Wassersack dar! Von F. und R. bekam ich je einen bis Windhuk geborgt. Am Nachmittag zeigte der Wärmemesser um 5 Uhr 21 Grad Cels. Abscheulich mundete uns der Kaffee nach Salz und Salpeter (brackig wird derartiges Wasser genannt).

Am 3. März brachen wir 5.30 Uhr morgens auf. Zunächst überschritten wir den Swakop. Die Ränder desselben waren sehr schön grün bewachsen. Das Wasser floß, wie bei allen Flüssen Südwests, unterirdisch. Die Ränder des eigentlichen Bettes waren tief abfallend, steil und sandig.

Von Nonidas, welches 25 Meter ü. d. M. liegt, stiegen wir bis auf 230 Meter bei Haichamgab. Es war ein schöner Trecktag, da die Sonne erst 9.30 herauskam. Gleich nach dem Überschreiten des Revieres griff unsere linke Seitensicherung zwei Herero-Männer, drei Frauen und ein paar Kinder auf. Sie wurden dem Stationsunteroffizier in Nonidas übergeben. Der Marsch ging bergauf, bergab über trostlosen, festen Sand. Unterwegs schossen wir Offiziere zur Übung nach leeren Flaschen. Hierbei zeichnete sich unser Kunstschütze F. aus; trotz seines lebhaften Schnellfeuers traf er nicht ein einziges Mal. Hochoben auf der Wüsten-Hochebene machten wir von 11 bis 3 Uhr halt. Wunderbar war der Blick von hier nach dem blauenden Ozean. Tief drunten erschien die Reede von Swakopmund mit den uns gar winzig klein erscheinenden Dampfern.

Trotz der bannigen Mittagshitze schlenderte ich mit F. nach dem Felsenrand des Swakops. Dort tat sich unseren Blicken ein herrliches Hochgebirgsrundbild auf; mächtige Klippen und Felstrümmer, wilde Grate, alles in rötlichblauer Färbung schimmernd, boten ein überwältigendes Bild: ein Labyrinth, das mit seiner starren, herben Schönheit zu dem Erhabensten zählt, was ich je gesehen. Auf dem Rückwege sah ich einen Lurch, der halb einer Eidechse, halb einem Molch glich. Um 3 Uhr nachmittags wurde der Marsch fortgesetzt und um 5 Uhr langten wir in Haichamgab an. Marschlänge 35 Kilometer. Zur Wasserstelle mußten wir von der Hochebene in einem schluchtartigen Tal hinabmarschieren. Großartig lag hier unser Kral zwischen 2—300 Meter hohen Felswänden. Unter einem riesigen Dornbaum am Stationshaus aßen wir zu Abend. Ausgezeichnet mundete uns das von mir selbst gemachte Selterswasser. Lächeln mußte ich später über unseren Übereifer, da wir unsere Leute grob anherrschten, als sie von dem ausgezeichneten Brunnenwasser, ohne es abzukochen, trinken wollten. Der brave alte Stationsunteroffizier schüttelte nur vielsagend den Kopf über unseren Befehl. Die Nacht verbrachten wir im Stationshaus.

Am 4. März brachen wir 5 Uhr vormittags auf und erreichten Husab um 10.30 vormittags. Marschlänge 17 Kilometer. Wiederum ging der Marsch über die wüste, pflanzenlose, mit Kiesgeröll bedeckte Namibfläche. Zur Tränke mußten die Tiere vom Stationshaus tief hinunter in den Swakop durch ein wunderschönes Felsental geführt werden. Dort unten fanden wir uns wie durch einen Zauberschlag in ein ewig grünes Tal versetzt. Der Wasserstelle gegenüber stieg die Husabspitze schroff 400 Meter empor. Fünf Kilometer hatten wir bis zur Tränke laufen müssen. Nachdem alles getränkt, geruht und die Wassersäcke gefüllt

hatte, stiegen wir wieder hinauf. Um 4 Uhr nachmittags traten wir den Weitermarsch an. Nach 12 Kilometern gingen wir 6.45 am Fuße eines Berges der Witpoort-Hochebene zur Ruhe über. Gegen 11 Uhr nachts riß sich ein Maultier los und geriet in den Pferdekral. Die dummen Biester wurden alsbald von einer Panik erfaßt. Erfolg: Drei Pferde rissen sich los und liefen davon.

Am anderen Morgen waren die Decken klatschnaß vom Morgentau. Während die Kolonne ihren Marsch fortsetzte, ritt ich mit zwei Reitern 4.45 Uhr morgens nach der letzten Wasserstelle zurück. Allein die Pferde waren nicht hier. Nach halbstündigem Halt ritt ich der Kolonne nach. Der Tag wurde arg heiß, bereits 6.30 Uhr kam die Sonne durch. Als ich an der Stelle unseres Nachthaltes vorüberkam, waren die Pferde derart schlaff, daß ich sie von hier ab führen mußte. Die Richtung wies uns ein gewaltiger Gebirgsstock, der Langheinrichsberg. Stundenlang waren wir schon unterwegs und wir kamen und kamen nicht näher; es war schier zum Verzagen. Nach der langweiligen, wellenförmigen Ebene geht es mit einem Male tief bergab, hurra, da muß die Wasserstelle liegen! Ja, Schippchen, nach 150 Meter Fall geht es ebensohoch wieder hinauf. Wie oft erlebt man diese Enttäuschung: denkt man, man ist endlich auf der Höhe, liegt sicher eine zweite und dritte dahinter. Doch sollten wir für unseren Ärger durch eine überraschende Erscheinung entschädigt werden. Wir hatten gerade bei brütender Hitze eine Höhe erklommen, da trauen wir dem Auge kaum: vor uns liegt ein wunderschöner See, seine Ufer werden von schmucken Bäumen umrahmt — erstaunt bleiben wir stehen und beschauen das Zauberbild eine geraume Zeit. Der scheinbare See lag nur 2 Kilometer entfernt. Langsam wurden die Linien unklar und verschwanden immer mehr.

In der Entfernung läßt sich der Neuling leicht täuschen. Denn alles sieht bei der trockenen klaren Luft so nahe aus; zu seinem Schaden merkt er jedoch, wie ewig weit das vermeintlich so nahe Ziel noch ist. — Fast verzweifelt sehe ich jetzt die Pad in die Klippen abwärts führend verschwinden, schon glaubte ich, wir hätten uns verritten, da liegt hinter einer Hügelwelle auf 50 Schritt vor mir die sehnsüchtig gesuchte Kolonne, welche 11.30 eingetroffen war. Bei empfindlicher Mittagsglut traf ich 12.45 wieder bei ihr ein. Wieder mußten unsere Tiere 2,5 Kilometer abwärts zum Wasser gebracht werden. Trotz meiner Morgenleistung versuchte ich noch etwas zu schießen, aber vergebliche Mühe. Am Nachmittag veranstalteten wir den Leuten ein Preisschießen. Um 7.30 Uhr legte ich mich bereits schlafen und ich habe diese Nacht in Nabas auf Steingeröll so gut geschlafen, wie seit langem nicht. Dafür hatte ich auch 41 Kilometer zurückgelegt; von einem Sonntag habe ich heute wenig gemerkt. Das früher hier gewesene Stationshaus war so gründlich zerstört worden, daß nicht einmal der Grundriß mehr zu erkennen war.

Am 6. nahmen wir den Marsch 5 Uhr morgens auf. Zunächst hieß es, eine steile Höhe zu nehmen, worauf wir ein wüstes Steinfeld überquerten, um dann zum Swakop hinabzusteigen. Eine Zeitlang marschierten wir im schattenbietenden Flußbett. Auf dem rechten, dann auf dem linken Ufer vorwärtsstrebend, erreichten wir 8 Uhr morgens die Farm Salem. Der Farmer stammte aus Zellerfeld im Harz. Er war hocherfreut, als ich ihm von seiner mir wohlbekannten Heimat plauderte. Die Sonne meinte es heute gar gut. In der Sonne selbst zeigte mein Wärmemesser 12.30 nachmittags 48 Grad Celsius. Als wir zwei Fiebermesser in den glühend heißen Sand steckten, platzten sie. Meine Hände sind auf der Oberfläche blutig aufgesprungen.

Die Eingeborenen nennen diese durch die Hitze hervorgerufene Erscheinung den „roten Hund“. Da ich die Handschuhe nicht überstreifen kann, so kehre ich den Handrücken beim Reiten nach unten, um ihn vor dem Sonnenbrand zu schützen. Später, von Windhuk ab, habe ich in Südwest nie wieder Handschuhe getragen. Das Frühstück war fürstlich zu nennen. Der Farmer stiftete uns liebenswürdigerweise eine Riesenkanne köstlicher Milch. Hei, wie mundete der leckere Trank! Die Labung, sich ganz satt zu trinken, war herrlich. Zu Mittag schlemmten wir Selterswasser (Flasche 1,50 Mark) und zwei Flaschen Rheinwein (Flasche 8 Mark). Fast hätte ich beinahe bei allem Wohlgefühl eine hohe Wonne vergessen: Wir haben uns heute gebadet. Dem Alter nach in R.s Gummiwanne stehend, spülten wir die angesetzte Rinde ab. Im Garten steht eine gut entwickelte Dattelpalme. Sonst gab es in diesem Teile des Swakoptales massenhaft große, alte Dornenbäume. Durch diese, zusammen mit den anderen Akazienarten und dem dichten Strauch sieht hier das Swakoptal wie ein langgezogener Urwald aus. Es fehlt jedoch das üppige Gras und oberirdisches Wasser. Die Blumen, die ich bisher gesehen, sind meist sehr einfach, alle aber zeigen reizende Formen, die wir in Deutschland nicht haben. Vornehmlich zeichnen sie sich durch wunderhübsche Blütensterne aus.

Vier Uhr nachmittags treckten wir weiter nach Diepdal, wo wir 5.45 zum Kral auffuhren. Hier ist kein Mensch, kein Haus, nur Wasser ist da. Unser Lager lag wieder wildromantisch. Großartige Gebirgsbildungen schlossen uns ein. Während abgekocht wurde, schoß R. einen Klippbock, ich ein Perlhuhn. Halbtot haben wir uns über den Doktor gelacht. Neben mir knallt er plötzlich in wütender Aufregung in schnellstem Schnellfeuer über das Revier hinüber. Neugierig stürzen wir zu ihn: was ist denn los? —

Da, da, ich habe einen wilden Esel geschossen! Er, stolz voran, wir folgen zu einem — — vertrockneten, grauen Dornbusch. Doktorchen hat nach unserem homerischen Gelächter über sein Mißgeschick lange, lange Zeit nicht mehr nach dem Schießgewehr gegriffen.

Um 7 Uhr war es bereits dunkel und wunderbar strahlte der Sternenhimmel auf uns herab.

Vom südlichen Sternhimmel.

Der Sternenhimmel ist über Afrika um vieles schöner als im Nordland. Da gibt es einmal bedeutend mehr Sterne erster Ordnung als über dem Nordland, und weiter ist die Zahl der Sterne unermeßlich größer. Denn naturgemäß können wir drunten bei der äußerst klaren, trockenen Luft mehr Sterne mit dem bloßen Auge wahrnehmen, als in deutschen Landen. Aber eines fehlt, und gerade deshalb ist mir der nordische Himmel trotz aller südlichen diamantenen Pracht lieber. Es fehlt ihm das lebhafte Glitzern und Funkeln unserer Gestirne. Hier erstrahlen sie in ruhigem, ewig gleichbleibendem Licht. Kaum merklich ist ihr Blinken. Ha, wie ganz anders spricht da der blanke Frosthimmel zu den kernigen Söhnen der nordischen Länder! Wie schillern und glitzern da die Demante in nimmerendender Pracht auf die trauten Dorfhütten, auf die blühenden Städte in Europas Gauen hernieder! Stumpf wie der Schwarze, so stumpf sein Himmel. — Die Milchstraße wird hier wirklich zum milchenen Bande. Auch zwei Sternnebel kann man klar erkennen. Enttäuscht war ich von dem vielgepriesenen Kreuz des Südens. Ich kann da in den allgemeinen Lobgesang nicht mit einstimmen. Ja, wenn es noch gleichmäßig gebaut wäre; aber in seinem rechten unteren Teil stört die Gleichheit der Linien ein 5. Stern. Unser großer Bär wirkt schöner und kräftiger. Aufgefallen ist mir, daß der Horizont

hier unten sternenlos, fast dunkel erscheint. In der Nähe der Milchstraße liegt ganz eigentümlich ein großes, dunkles Feld. In ihm kann das unbewaffnete Auge durchaus keinen Stern entdecken. Diese Fläche nennen die Leute hier zu Lande den „Kohlensack". Die schönsten Sternbilder sind der Skorpion, ein riesiges Sternbild, und der Orion, welch' letzteren wir auch bei uns sehen. Man muß sich nur erst daran gewöhnen, daß man die Gestirne, die auch auf der nördlichen Himmelshälfte sichtbar sind, hier unten umgekehrt sieht, wie den Mond, Orion und den großen Bär. Den letzteren sieht man ganz im Jahre etwa 2 Monate lang tief unten am Horizont stehen, sonst sind nur die obersten zwei Sterne von ihm sichtbar. Geradezu entzückend sind die Sternschnuppenfälle. Einzelne Schnuppen sind oft derart groß, daß man meinen könnte, einen kleinen Kometen zu sehen. —

* * *

Um 8 Uhr krochen wir Offiziere in unser gemeinsames Zelt. Die Fahrzeuge fahren zu den Ruhezeiten zum Kral einen Kreis, wobei die Deichselspitze an das hintere Hinterrad des vorhergehenden Wagens befestigt wird. Zwischen dem ersten und dem letzten Wagen bleibt ein Abstand. In dieser Luke wird jedesmal unser Zelt errichtet. Innen im Kreis sind die Tiere an die Deichseln gebunden. So ist die alte germanische Wagenburg wieder auferstanden. (Später habe ich den Kral zweckmäßiger gebildet. Ich teilte den Zug in drei Teile. Der erste Teil blieb in der Marschrichtung, der zwite bog im Halbkreis rechts oder links heraus, während der dritte den Kral abschließend zufuhr.) Unsere Burschen schlafen vor dem Zelteingang. Neben uns steht das geladene Gewehr und liegt der Revolver, so daß wir auf einen unwillkommenen Besuch stets vorbereitet sind.

Auf erhöhten Punkten halten Posten scharfen Auslug. Vor dem Schlafengehen puddelten wir uns im Sande gewissermaßen unsere Körperformen aus, und auf dieses vorbereitete Lager wurde alsdann der Schlafsack aufgerollt. Ach, wie mollig schmiegte sich der Körper in diese Höhlungen, wenn sie richtige Abmessungen erhalten hatten! War der Untergrund felsig oder wies er platte Steinflächen auf, war es jedoch mit der Formenanpassung Essig. Da stand man am Morgen oftmals wie gerädert auf.

Am 7. setzten wir den Marsch 4.30 Uhr morgens fort. Wir ritten in den Sonnenaufgang hinein. Kühlende Winde fächelten uns angenehme Erquickung zu, denn in der Nacht war es sehr schwül gewesen. (Um 4 Uhr las ich 15 Grad Celsius ab.) Dieser Marsch übertraf nun alle bisherigen an Schwierigkeit. Endlos krochen wir über Geländewellen. Fortgesetzt ging es 100 Meter steil hinauf, um gleich darauf ebenso tief wieder zu fallen. Viermal allein durchschritten wir den Swakop. Bewundernswert hielten die Maultiere aus. Unverdrossen kletterten sie die tollsten Steigungen hinauf und hinunter. Niemals hätten Pferde dieses leisten können. Die Berge und Flächen zeigen von jetzt ab durch die Bewachsung von kleinen Dornbüschen ein etwas freundlicheres Aussehen. In Horibis, einer unbewohnten Wasserstelle, tränkten wir unsere Tiere. Bei mächtigem Sonnenbrande erreichten wir Dorstrevier 10.30 vormittags. Obwohl hier eine Station war, gab es doch kein Haus; die Stationsreiter hausten in Zelten. Wir bekamen hier frischen Proviant. Außerdem wurde uns ein Bastard als Wegeführer bis Windhuk überwiesen. Zu unserer Freude erfuhren wir, daß die weggelaufenen Pferde in Heichamgab aufgegriffen seien. Da hier reichliches Wasser vorhanden war, haben wir uns tüchtig gewaschen. Durch die heute herrschende Hitze waren wir alle gehörig schlapp. Trotz des

ziemlich wehenden Windes waren es 1.30 nachmittags 47 Grad Celsius in der Sonne, 37 Grad im Schatten. Meine Hände heilen allmählich wieder.

Am anderen Morgen zogen wir um 5 Uhr weiter. Auf steiler Pad erklommen wir die etwa 500 Meter höher liegende Hochebene. Unterwegs bemerkte ich einen großen Molch und einen handlangen, daumendicken Tausendfüßler. Erstaunlich war die Anzahl der Blumenarten. Auf selben Raum kommen in Deutschland nicht soviel Arten vor. In den Bergen wird die Landschaft immer grüner. Die Abhänge waren manchmal ganz dicht mit bis zur Schulter reichenden Büschen bedeckt. 9.30 Uhr machten wir inmitten der Ebene halt, kochten ab und buken Brot. Unter einem spärlichen Busch suchten wir etwas Schutz vor der ungemütlichen Sonne. 1.30 Uhr waren es wieder 47 Grad. Punkt 3 Uhr wurde der Marsch fortgesetzt. Es ging zunächst durch herrliche Gebirgsschluchten zum Swakop hinunter. Meist führte der Weg durch tiefen Sand; es wurde ein glotzig-schwerer Marsch. Die Kolonne zog sich infolge des schwierigen Bodens weit auseinander. Um 4 Uhr sollten wir nach Aussage des Schwarzen die nächste Wasserstelle erreicht haben — und schon war es 6 Uhr geworden. Da, beim Eintreten der Dunkelheit, bekam ich, der ich am Schluß ritt, von der Spitze die Meldung, sie könne nicht weiter, die Geleisspuren gingen auseinander; der Oberleutnant sei vorgeritten, um festzustellen, ob wir nicht schon an der Wasserstelle vorübermarschiert wären. Es war so stockdunkel geworden, daß man vom Pferde aus die Spuren nicht erkennen konnte. Da wir der Zeit nach die Wasserstelle verfehlt haben mußten, ließ ich halten und sandte in der eingeschlagenen Richtung eine Patrouille voraus. Leider hatte R. nicht einmal angegeben, in welcher Richtung er vorgeritten sei. Atemlos lauschten wir in die Nacht hinaus

auf das Zurückkommen der Reiter. Am fernen östlichen Horizont blitzte es unaufhörlich. Wie wurde uns die Zeit des Wartens lang! Endlich nach einer Viertelstunde kam die Kunde zurück, daß die Wasserstelle doch noch vor uns läge. Beim Weitermarsch verritt ich mich in die Klippen und kam gerade noch so frühzeitig heraus, um das erste Fahrzeug auf den richtigen Weg zu bringen. Endlich 7.15 Uhr waren wir in Ukuib. Mein Empfang daselbst wurde noch dadurch verschönt, daß mich der liebe R. höchst unfreundlich anließ, weshalb ich gehalten hätte. Was für einen bildschönen Durst und grimmigen Hunger brachten wir mit! Das Wasser war schwer zu bekommen. Mehrere Zügelriemen mußten aneinander geknüpft werden, und an sie wurde ein Futterbeutel befestigt. So wurde mit engelhafter Geduld aus dem zerstörten Brunnen ein Beutel Wasser nach dem andern heraufgezogen. Das Wasser sah wie eine gute, dicke Erbsensuppe aus; außerdem schwamm alles Mögliche darin herum. Unser Filter ging natürlich gleich bei dem ersten Versuch in die Brüche. Diesem Schlamm war er nicht gewachsen. Da nahmen wir kurzer Hand für jenen unsere Taschentücher. Es war eine erneute Geduldsprobe, nun wieder abzuwarten, bis das Wasser endlich abgekocht war. Wir hatten uns zwar von Swakopmund aus mit Bier versehen, aber das vierte Fahrzeug war bei der Dunkelheit in dem Felspaß umgefallen und sperrte nun der übrigen Kolonne den Weg. Erst 8.30 Uhr kam dieser Teil derselben heran und damit auch unser Gepäckwagen. So tranken wir zunächst Tee mit Rum. Fleisch kochten wir uns überhaupt nicht mehr ab, sondern begnügten uns mit einem Stück Brot. Als unser Bier herankam, stürzten wir eine Flasche voll von der lauwarmen Brühe in einem einzigen Zuge herunter. Wie prächtig, wie herrlich hat uns doch dieser Trank geschmeckt! Wir waren furchtbar müde.

Ich schlief gar bald wie ein Engel in dem verwüsteten Garten in einem Sofagestell, von dessen Polsterung nur noch die inneren Tragbänder vorhanden waren. Die Farm war gründlich zerstört worden. Alles hatten die Hereros kurz und klein geschlagen; Fenster, Türen waren herausgerissen; Schränke, Tische, Stühle zertrümmert. Das Dach war heruntergebrannt, sogar die Tapete hatten die Schwarzen abgezogen. Zum Schluß hatten die Bestien alles stark verunreinigt, so daß wir uns im Hause nicht aufhalten konnten. Es war die Farm, wo sie das Kind, an den Türpfosten gebunden, durch wiederholtes Zuschlagen der Tür vor den Augen der Mutter getötet hatten.

Am 9. März ritten wir in der Kühle bei bedecktem Himmel um 6 Uhr morgens ab. Vor uns ragte der Riesenkloben des Totberges 1100 Meter hoch auf. Unser Marsch ging ohne große Steigungen am Swakop entlang. An einem Schakal schossen wir vorbei. Um 9 Uhr langten wir an der wunderschön gelegenen Wasserstelle Andwood an. Als wir kurz vor unserem Halt den Swakop durchquerten, mußten wir leider erfahren, wie trügerisch seine Sanddecke ist. Ein Reiter ritt von der Pad ab, um den Weg zu kürzen, als er plötzlich bis zur Brust des Pferdes einsank. Nur mit Mühe konnten wir ihn wieder herausholen, während das Pferd nicht mehr gerettet werden konnte. Die gesamte Kolonne fand, zu Vieren aufgefahren, köstlichen Schatten unter den prachtvollen Baumriesen der Akazien. Eine Unmasse von Perlhühnern, Tauben und anderen bunten Vögeln umzwitscherten und umgurrten uns. Es war ein wunderbarer Aufenthalt. 11.30 las ich in der Sonne 54 Grad ab. Um 3 Uhr nachmittags treckten wir weiter nach Ubakus. Wieder war der Weg tiefsandig, und viele Felstrümmer bildeten unangenehme Hindernisse. Da wir bereits 5 Uhr nachmittags Ubakus erreicht hatten, wurde nach kurzem

Kriegsrate beschlossen, gleich bis Otjimbingue weiterzumarschieren. Die Abendkühle machte sich bald angenehm bemerkbar. Zur Rechten lag der Löwenberg, an dessen Abhang 1904 unsere Marineinfanterie das blutige Gefecht gehabt hatte. 8.20 Uhr abends hielten wir unseren Einzug in die erste größere Niederlassung im Innern. Obwohl sich eine Station hier befand, kümmerte sich niemand um uns, keiner wies uns zurecht. Lange mußten wir im Dunkeln suchen, ehe wir das Wasser fanden. Die Suche nach Brennholz blieb ergebnislos, deshalb mußten unsere Leute, ohne abgekocht zu haben, sich zur Ruhe begeben. Auch wir aßen nichts, nur tranken wir in mächtigen Zügen das Wasser aus unseren Wasserbeuteln, dem wir Himbeersaft zusetzten. Im Osten wetterleuchtete es unaufhörlich. Kaum lagen wir, nachdem die Tiere getränkt waren, um 12 Uhr im Zelt, als dieses von einem Tolpatsch umgerissen wurde: da schliefen wir eben im Freien weiter.

Freitag, den 10., blieben wir zunächst lange in den Tag hinein liegen. Dann sahen wir uns am Vormittag die zerstörte Feste an. Bei ihrem Anblick haben wir nur den Kopf über den Mangel an strategischem Blick bei ihrer Anlage geschüttelt. Sie liegt nämlich am Fuße einer Höhe, so daß man einfach von oben hinein schießen kann. Sie wurde beim Ausbruch des Aufstandes denn auch gleich von der Besatzung verlassen. Auch hier hatten die Hereros vernichtend gewirkt. Unter den Trümmern fand ich einen Brief, den ein Reiter kurz vor Ausbruch der Unruhen an seine Braut geschrieben. Leider war der Umschlag so stark verkohlt, daß man die Aufschrift nicht mehr entziffern konnte. Eine Pfauenfeder war in den Brief gelegt. Mittags schluckten wir zum ersten Male Chinin, um gegen die Malaria gefeit zu sein. Während die Ansiedlung der Weißen unten am Revier liegt, sind die Hütten der Einge=

borenen (Pontoks genannt) auf einer Höhe erbaut. Die Pontoks waren kreisrund aus Stangen des Dornbusches gebaut. Auf diese Stangen, die oben zusammengeflochten waren, so daß die Form eines Bienenkorbs herauskam, waren nun Felle, Säcke, Blechstücke, kurz alles Mögliche, aufgelegt; daher sahen die Hütten sehr buntscheckig aus. Den Nachmittag benutzten unsere Reiter, um backen zu lernen. Der Bäcker in Otjimbingue weihte unsere Leute in die Geheimnisse dieser Kunst ein. Unangenehm war der Umstand, daß das Brennholz von weither geholt werden mußte. Es gab ja Gefangene genug; jedoch durften die beileibe nichts arbeiten.

Am 11. sollte die Reise um 5 Uhr losgehen, doch mußten erst drei ausgerissene Maultiere eingefangen werden, wodurch sich der Aufbruch bis 5.45 verzögerte. Ohne zu tränken, treckten wir nach Uitdraai. Eintreffen und Tränken der Tiere 8.30 vormittags. Der Brunnen war zwar von einem Pionierkommando wiederhergestellt, allein er war bereits schon wieder von neuem in Unordnung geraten. Daher dauerte die Wasserversorgung eine halbe Stunde. Auf unserem Weitermarsch fanden wir einen verhungerten Hereroknaben im Todeskampfe auf der Pad liegen. Da unser Arzt feststellte, daß er nicht mehr zu retten wäre, wurde er von seinen Qualen durch einen Schuß ins Herz erlöst. Von 11 bis 3 Uhr nachm. gönnten wir uns auf der Hochebene Mittagsrast. Vor dem Weitermarsch wurde scharf geladen, da die Gegend von hier ab nach den Komasbergen zu gefährdet wird. Es war für unsere Soldatenherzen ein herrlicher, feierlicher Augenblick: lieblich klapperten den Ohren die Schlösser. Ein wohltuendes Gefühl der Sicherheit zog in den Busen ein, als wir die Sicherung umbogen, und nun jeden Augenblick des Angriffes bereit waren. 8.15 Uhr fanden wir an

der Wasserstelle Kwaaipüts einen Pionierzug unter Leutnant G. vor, welcher hier die zerstörten Brunnen wiederherstellen sollte. Ihm übergaben wir vier Hereros, die wir unterwegs in dichtem Busch aufgestöbert hatten. Gemütlich verlebten wir den Abend zusammen am Lagerfeuer, uns gegenseitig Neuigkeiten auftischend.

Sonntag, den 12., 4.45 Uhr Abmarsch. Der Weg war sandig und wies viele Höhenunterschiede auf. Um 10.45 vormittags erreichten wir Klein-Barmen. Die Farm war völlig zerstört, nur ein Badehäuschen war stehen geblieben. Es sprudelten hier heiße Schwefelquellen. Sie sind so heiß, daß man die Hände nicht in das Wasser halten und sogar Eier in dem Quellsprudel kochen kann, nämlich 79 Grad. Eine vorgefundene Badewanne, in die einige große Löcher gestoßen waren, stellte ich mir notdürftig wieder her und nahm ein Schwefelbad. Durch das heiße Bad fand ich die Luft nachher wirklich kühl. Warm getrunken hatte das Wasser einen unangenehmen Beigeschmack, aber, durch die Verdunstung im Wassersack eiskalt geworden, bildete es das denkbar beste Trinkwasser. Ich wanderte nach einem nahen, hohen Felsblock und genoß von da aus eine prachtvolle Rundschau. Zu meinen Füßen flitzten vier verschiedene Eidechsenarten durch das Gestein. Darunter huschte eine flink umher, die ohne Schwanz 50 Zentimeter lang war und ganz reizend aussah: roten Kopf, roten Schwanz und blauen Leib hatten sie. Weiter fand ich eine possierliche Raupe mit zwei übergroßen Ohrenbüscheln. Niedliche Vögel mit lyraförmigen Schwanzfedern belebten die Luft. Paue und kleinere Trappenarten sahen wir unterwegs vielfach. Um 3 Uhr nachmittags nahmen wir den Vormarsch wieder auf und kamen in Groß-Barmen 7.30 Uhr an. Kurz bevor wir an die Station herankamen, mußten wir eine endlose Strecke böser Klippen

im Swakop überschreiten. Es war ein Wunder, daß die belasteten Fahrzeuge diese Rumpelei aushielten. Vom Stationskommandanten H. wurden wir auf das angenehmste bewirtet. Auch fühlten wir uns in der Nacht unter einem Dach und in einem Bett mopsig wohl.

Da wir einen Ruhetag einschalteten, so schliefen wir uns am 13. tüchtig aus. Auf dem Morgenspaziergang zeigte uns H. die zerstörte Feste, an deren Wiederaufbau er augenblicklich eifrig beschäftigt war. Wasser gibt es hier in Menge. Dicht nebeneinander treten heiße und kalte Quellen zutage. Zu Tisch bescherte uns unser lieber Gastgeber lauter willkommene Überraschungen. Vor allem konnten wir den Durst durch köstliche Milch stillen. Am Nachmittag unternahmen wir eine waghalsige Kletterei auf die schroffen Felsen, welche in der Nähe fast senkrecht an die 50 Meter aus dem Boden emporwachsen. Am Abend feierten wir den Geburtstag von unserem Doktor. In vollen Zügen sogen wir die erquickende, laue Abendluft, auf dem offenen Umbau des Hauses bei heiterem Geplauder sitzend, ein. Für unser ferneres Wohlbehagen hatten wir heute viel gelernt. Hs. Bambuse (schwarzer Diener) gab uns zur Zubereitung von Fleisch sehr nützliche Winke. Auch lernten wir Pfannkuchen und dergleichen backen.

14. März, Abmarsch: 4 Uhr morgens. Um 8.30 tränkten wir die Tiere an der Wasserstelle Otumuama. Die Mittagsrast verbrachten wir in Osohorongo von 10.45 bis 3 Uhr nachmittags. 6.15 Uhr abends fuhren wir bei der zerstörten Farm Otjisewa zum Kral auf. Ein ganz herrliches Bild hatte uns am Spätnachmittag der Himmel geboten. Links vor uns tobte ein Gewitter. Mächtige Blitze zuckten mitunter fast über den halben Horizont. Geradezu überwältigend war das Farbenbild der Wolken über uns. Da gab es rosige und wasserblaue und gelbe

Wolken in Schattierungen, wie ich sie noch nie gesehen. Dabei wechselten die Farben wie in einem Kaleidoskop. Während zur Rechten der herrlichste blaue Himmel herablachte, bedeckte ein köstliches zartes Abendrot in mildschimmerndem Lichte den Horizont hinter uns. Wirklich, dieses farbenprächtige Bild machte allein alle bisherigen Anstrengungen wett.

Mittwoch, den 15., Abmarsch 3 Uhr vormittags. Pferdetränken in Gous. Mittagsrast 9.30 bis 3 Uhr in Brackwater. Um 8 Uhr ritt ich mit drei Reitern nach Windhuk voraus. Dieser Morgenritt führte mich an der Bahn entlang durch das breite schöne Swakoptal. Es war ein eigen Ding, so losgelöst von der Kolonne allein durch die Einsamkeit zu reiten. Zur Rechten türmten sich die trutzigen Felsmauern des Komashochlandes empor. Im Tal bildeten riesige Akazien einen zusammenhängenden lichten Wald. Das grüne Gras reichte mir bis über die Bügel hinauf. Um 9.38 Uhr tauchte bereits in der Ferne die Feste der Hauptstadt auf. 10.45 Uhr ritt ich ein. (Die Kolonne langte erst 5.45 Uhr nachmittags an.)

Am 16. März hatten wir Ruhetag und viel Ärger. Am Vormittag machte ich mich auf die Strümpfe, um meine gestohlenen Wassersäcke zu ersetzen. Ich begebe mich zunächst nach einem Depot, seinen schönen Namen habe ich leider nicht behalten. Als ich mein Anliegen vorgetragen, wurde mir bedeutet, ich sei an der falschen Schmiede, das ginge sie nichts an. Ich müsse zum Depot der Garnison. Tapfer stapfe ich die staubige Straße entlang nach diesem hin. Auf meine Dreistigkeit, für gestohlene Sachen Ersatz zu fordern, wird mir eröffnet, sie gäben keine heraus, ich solle zur Lazarettverwaltung gehen. Na, denn also wieder zurück. „Wenden Sie sich an das Artillerie-Depot," heißt es da. Dem Mutigen hilft Gott — — also weiter! Endlich

habe ich dieses erreicht. „Jawohl, natürlich, zwei Wassersäcke können Sie erhalten. Wollen Sie mir bitte nur die Bescheinigung des Oberkommandos erbringen." Ich wage darauf aufmerksam zu machen, daß das Oberkommando doch einige Meilen entfernt sei, ich aber doch am nächsten Tage weitermarschieren müsse. Da bedauert diese brave Beamtenseele gelassen, dann dürfe er keine herausgeben. „Gut, was kosten sie?" frage ich. „Das Stück 1,50 Mark." „So kaufe ich zwei." „Auch verkaufen dürfen wir sie nur mit Genehmigung des Oberkommandos." Ich bat sanft, dringlich, wurde ernst, wurde grob, wurde grimmig — — alles vergeblich. Ich trollte mich durch die Hitze von dannen und kaufte mir bei einem Storebesitzer zwei Säcke und war damit um 12 Mark erleichtert. Ein rächender Himmel wird ja die bis zur Decke hochgestapelten Beutel jener Beamten nicht lange danach durch Termiten vernichtet haben, anderenfalls bammelt auf dem Beamtenbusen ein Piepmatz für treuliche Sparsamkeit.

Windhuk ist ein langgezogener Ort. Es birgt augenblicklich etwa 1000 Weiße in seinen Häusern (Swakopmund etwa 600). An der langen Hauptstraße liegen die weitaus meisten Häuser. Ein paar Querstraßen führen hinauf zur neuen Feste. Gegenüber dem Gouvernement liegt am Abhang bis zur Hauptstraße reichend eine schöne Parkanlage mit dem Kriegerdenkmal. Ein langer Höhenzug begleitet im Osten die Stadt. An seinem Höhenrand entspringen heiße Quellen, sehr reichlich Wasser spendend, so daß sogar ein Schwimmbad eingerichtet worden ist. Über die hohen Preise der Lebensmittel haben wir uns sehr gewundert. Um der Teuerung etwas zu entgehen, sind außer dem hiesigen Offizierkasino noch zwei andere eingerichtet; denn in Windhuk weilen ständig viele Offiziere, entweder auf der Etappe weilend oder vom oder zum Orlog (Krieg)

gehend. Die beiden letzteren Kasinos haben die eigenartigen Benennungen: Klippkaffern- und Buschmann-Kasino. Sie sind deshalb so getauft, damit die Bambusen sie bei Bestellungen leichter auseinander halten können.

Auf Pad von Windhuk:

Nach Kowas.

Am Freitag wurden unsere Fahrzeuge beladen. Und am 5. traten wir frohgemut den Weitermarsch an. Froh, weil wir nun auf der Pad keine Vorgesetzten über uns haben, und weil es sich im Felde um vieles billiger leben läßt. Hatten mich doch die beiden Tage in Windhuk allein an Mittag- und Abendessen ohne Getränk 32 Mark gekostet. Auf dem Marsch erhalten wir jedoch unsere Verpflegung umsonst und derart reichlich, daß wir das Gelieferte kaum bewältigen können (das wurde leider später anders). Ebenso wird uns der Rum in überreichlichem Maße zuteil. Zu dritt erhalten wir jeden zweiten Tag eine Flasche. Wir sollen dadurch die Möglichkeit gewinnen, das Wasser unterwegs trinkbarer zu machen. — Unser Weg führte uns an der früher befestigt gewesenen Spitzkoppe Sperlingluft vorbei, durch einen engen Hohlweg und hinter dem Paß schroff bergab in das liebliche Tal von Klein-Windhuk, das von den umgebenden, etwa 200 Meter hohen Bergen umrahmt wird. Von den Hängen des westlichen Bergzuges rieseln reiche heiße Quellen herab (72 Grad). Eigentümlicherweise fließen diese während der Trockenzeit stärker als in der Regenzeit. Oben von der Höhe hat man einen entzückenden Rundblick. Gegenüber so nahe, daß man glauben könnte, hinüberreichen zu können, türmen sich die trutzigen, wilden Bergzüge des Erosgebirges auf, Berg hinter Berg, Tal hinter Tal. Von Südosten glänzen die schroffen Ab-

stürze der quarzdurchsetzten Granitmauern der Auasgrate herüber, und im Nordosten hemmen die felsigen Hügelketten, die wir eben überschritten, den Blick. An einem wundergrünen Garten entlang ging es zur Talsohle hinab. Was war das für ein prächtiger Garten! Quellendurchrauscht, mit großen, ehrwürdigen Baumriesen, dichtem Feigen- und Kaktus-Gebüsch, üppigen Mais- und Gemüsefeldern! Dichte, schattenspendende Laubengänge von köstlichen Weinreben zogen sich den Hang hinab. Dazu bot eine freundliche Weinlaube an der Veranda des Farmerhauses einen anheimelnden, einladenden Anblick. Buntschillernde Papageien von der Größe der Wellensittige kreischten, sich gegenseitig jagend, von Baum zu Baum. Was machten wir aber für erstaunte Gesichter, als wir als letztes Haus eine Bierbrauerei entdeckten. In Swakopmund besteht zwar auch eine, aber nur mit Handbetrieb, während hier Dampfmaschinen die Arbeit besorgen. Ein neckischer Zufall wollte es, daß der Besitzer in S'mund Jauche heißt, weshalb man dort nur verlangend ruft: „Ober, eine Jauche!“ — Im lieblichen Tale machten wir im Revier bei Avis 6.15 Uhr abends halt.

18. März, 4 Uhr morgens Abmarsch. Der mit Geröll bedeckte Weg führte fortwährend bergauf, bergab. Und immer waren die Steigungen wie in den steilen hessischen Bergen an der Werra bei Eschwege. Um uns herum hatten wir eine achtunggebietende Hochgebirgslandschaft. Während wir selbst auf 1700 Meter hoch waren, steigen die uns gegenüberliegenden Auasberge 2600 Meter empor. Leider blieben ihre Gipfel durch Wolken verschleiert. Um 7 Uhr setzte Regen ein, wodurch es angenehm kühl blieb. Ich las 4 Uhr nachmittags 16 Grad. Um 9 Uhr halt bei Kaps Farm. Mittags und am Spätnachmittag trieben wir die Tiere auf die Weide. Dabei riß sich ein Tier derart an

einem abgebrochenen Pfahl, daß es trotz einer Operation an Blutverlust einging.

Sonntag, 19. März. Abmarsch 5.15 Uhr morgens. Der Tag fing übel an, indem ein Pferd und ein Maultier an Pferdesterbe eingingen. Von der schönen Gegend sahen wir nicht viel, da es den ganzen Vormittag stark regnete. 9.15 Uhr Ankunft in Hohewarte. Hier ist eine Stationsbesatzung. Unmittelbar am Farmerhaus liegt eine kleine Bergkuppe. Auf dieser haben bei Ausbruch des Aufstandes hierher geflüchtete Farmerfamilien lange, bange Stunden, belagert und beschossen, ausharren müssen, bis am zweiten Tag von Windhuk her Entsatz kam. Während der Belagerung durch die Hereros schenkte eine Farmersfrau einem Kinde das Leben. In Neudamm, einer benachbarten Farm, hatten sich die Bewohner nicht mehr nach hier retten können. Die Männer wurden von den Schwarzen erschlagen, die unglückselige Frau jedoch, von acht Unholden vergewaltigt, am Leben gelassen. In Hohewarte trafen wir Hauptmann B. mit seiner Staffel. Als er unsere Tiere zu vieren zusammengekoppelt und von je einem Reiter am Halfterband geführt zur Weide gehen sah, lachte er laut auf. Auf seinen Rat hin wurden die Tiere nochmals zurückgetrieben. Jetzt wurden alle Tiere losgebunden, und nun wurde die Herde von nur sechs Reitern umgeben auf die Weide getrieben. Wir waren über diese einfache Kiste einfach baff. Wir hatten mindestens erwartet, die ganzen Vierfüßler würden auf und davon gehen. Statt dessen weideten sie so ruhig wie eine Hammelherde. Leider ereignete sich heute abermals das Mißgeschick, daß ein Maultier sich derart am Schulterblatt verletzte, daß es an Blutverlust einging.

20. März, 6 Uhr morgens Abmarsch. 10 Uhr vormittags Eintreffen an der zerstörten Farm Koanus. Mit-

tags schoß ich einen Klippbock. Auf dem Rückweg zum Lager sah ich eine mächtige Riesenschildkröte, doch mußte ich sie liegen lassen; hatte ich am Bock schon genügend zu schleppen. 3 Uhr nachmittags Weitermarsch über eine riesige Ebene. Es war beabsichtigt, die ganze Nacht durch zu trecken, da die nächste Wasserstelle 68 Kilometer entfernt lag. Doch um 7 Uhr abends brach ein so heftiges Gewitter über uns los, daß wir halt machen mußten. Um vor dem Regenstrom etwas Schutz zu haben, legten wir uns unter die Wagen.

Am 21., 3 Uhr vormittags, weiter. Um 7 Uhr wurde ich mit drei Reitern nach Kowas vorausgeschickt. Wir durchritten zunächst das mächtige Bergtal der Klee-Berge, dann eine endlos sich ausdehnende Steppe. Auf dieser schossen wir einen Adler. Zahlreiche Springböcke und Trappen belebten das Bild. Auch Strauße sahen wir von weitem. Nachdem wir das 2 Kilometer breite Revier des Elefantenflusses durchquert, kamen wir um 10 Uhr vormittags in Kowas an. Hier trafen wir die Halbkolonne von H., während die unserige erst 6.45 Uhr abends eintraf.

22. März war Ruhetag. Die Stärke unserer Halbkolonne beträgt jetzt: 3 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 70 Mann, 41 Pferde, 165 Maultiere. Seit Windhuk sind uns eingegangen: 1 Pferd und 4 Maultiere.

Beladen wurde unsere Kolonne mit:

A. An eigener Verpflegung für 25 Tage		
Verpflegung . . .	2105 Kgr.	12 082 Kgr.
Genußmittel . .	1577 Kgr.	
Hafer	8400 Kgr.	
B. Für für v. Estorff mitgenommene Pferde		
Hafer	1138 Kgr.	1138 Kgr.
C. 5 Ballen Geschirre . .	400 Kgr.	400 Kgr.

D. Für Abt. Estorff

Hafer	2850 Kgr.	5265 Kgr.
Verpflegung . . .	1540 Kgr.	
Genußmittel . . .	875 Kgr.	
18 Wagen zu je 1050 Kgr.		18 885 Kgr.

Aus dieser Aufzeichnung kann man sehen, daß wir verhältnismäßig recht wenig bis zur Truppe brachten.

Morgens 10 Uhr tauchte der 1. Zug der 4. Kolonne, 2.15 nachmittags der 2. dieser auf. Am Abend aßen wir alle gemeinsam. Das Wasser war reichlich in Kalksteinhöhlen vorhanden. In diesen Wasserlöchern schwammen Schildkröten herum. Eigentümlich ist die Wasserstelle durch eine Pfanne von 800 Meter Durchmesser. Ganz allmählich fallen ihre Ränder zur Mitte hin ab, hier eine sumpfiges Salzwasser enthaltende Lache mit tonigem Untergrund bildend. Infolge des Salzgehaltes ist auf der Riesenscheibe natürlich kein Grashalm vorhanden. In der Mittagszeit ging ich auf Jagd. Bald war ich hinter einem Perlhuhn her und, diesem kreuz und quer nachlaufend, hatte ich mich wohl etwa 500 Meter vom Lagerplatz entfernt. Nach einer Viertelstunde zwecklosen Hin- und Herlaufens wollte ich zum Lager zurück. Doch das Zurechtfinden ist schwer: Ein Busch sieht wie der andere aus; Bäume waren in der Nähe nicht vorhanden. Und unsere Kriegskarten helfen uns beim Zurechtfinden im Gelände nichts. Denn einmal sind sie gar sehr phantastisch gezeichnet, und dann sind sie im Maßstab 1 : 800 000 ausgeführt. Ei! Wie war ich in der Sonnenglut schön durstig geworden, als ich endlich nach 2½ Stunden die Pfanne wiederfand.

23. März, nachts 1 Uhr, Abmarsch mit Rücksicht auf die vorliegende Durststrecke. Als wir die Dornenpforte erreicht hatten, bot sich uns ein prächtiger Sonnenaufgang

dar. Tief zu Füßen lag die endlose Buschsteppe, zu der es in einer steilen Schlucht hinabging. Wieder ging uns bei Tagesanbruch ein Maultier an Pferdesterbe ein. Diese Krankheit tritt in der Regenzeit von Dezember bis April auf. Sie verläuft furchtbar schnell. Mitunter bricht das Tier im Zuge zusammen, bekommt Schaum vor dem Maule und verendet meist nach einer Stunde. Der Erreger ist noch unbekannt. Er soll sich in taufrischem Grase befinden. — Als wir 8.15 Uhr morgens an ein Wasserloch kamen, fanden wir daselbst drei Leute Estorffs vor. Sie waren vollständig ohne Proviant. Weder sie noch ihre Pferde konnten sich weiterschleppen; die Reiter hatten sich verirrt und schon seit vier Tagen nichts mehr zu essen gehabt. Wir labten die Leute und nahmen sie, die bewegungsunfähigen Pferde stehen lassend, auf den Fahrzeugen mit. 11.30 vormittags bildeten wir in Achenib die Wagenburg. Der letzte Teil des Marsches war langweilig gewesen. Es ging durch eine einförmige Buschebene, die für die Tiere schwer durchschreitbar war, da sie tiefsandig viel lockeres Gestein aufwies.

24. März Abmarsch 4.15 morgens, Ankunft in Kutsikus 10.15 vormittags. Heute ging mein treuer Begleiter, mein ewig vergnügter Pudel, in die besseren Jagdgründe hinüber. Als ich in den dichten Buschwald von Kutsikus eintrat, sah ich eine grüne Baumschlange. Ich sprang vom Pferd und schoß sie vom Busch herab. Als sie niederfiel, sprang mein Teufelchen zu, um, wie gewohnt, zu apportieren. Ehe ich ihn zurückrufen konnte, hatte ihn die Schlange gefaßt, und ihrem giftigen Biß erlag mein armes Hundel in wenigen Minuten. — Die Wasserverhältnisse in Kutsikus waren sehr mäßig. Das Wasser, welches sich in Steinlöchern befand, sah durch starken Kalkgehalt weiß aus. Der Kaffee sah denn auch aus, als ob Milch darin wäre.

Auch in Achenib war alles andere, nur kein klares Wasser gewesen. Hier hatten wir einen kleinen Teich vorgefunden, aber durch das Hineinstallen der Tiere sah es goldgelb aus und roch nicht zum besten. Ja ja, mit dem Essen und Trinken ist es hier unten eine heikle Sache. Unser Brot, welches wir heute essen mußten, war durch und durch schimmelig, da wir seit Kowas wegen Wassermangels nicht hatten backen können. Aber den Hunger stillte es doch! Am Nachmittag stöberte ich eine verlassene Kaffernwerft von 150 Pontoks durch. Auf dem Rückweg sah ich zwei Schakale, hatte leider aber nur meine Pistole bei mir. Als ich in das Lager zurückkam, herrschte große Aufregung. Es fehlten beim Eintreiben 15 Pferde. Eine Streife nach der rückwärtigen Wasserstelle wurde sogleich unternommen, doch kamen die Reiter unverrichteter Sache wieder zurück. Währenddessen ließen wir uns die Suppe trotzdem gut schmecken. Hatten wir doch heute ein leckeres Gericht! Nämlich in der Suppe schwamm der Schwanz eines Leguans (Rieseneidechse). Vorher war dieser Schwanz erst in dem Fett eines Schwanzes vom Fettschwanzschaf saftig gebraten. Als wir später nochmals den Sand nachsahen, wo die Pferde geweidet, entdeckten wir in nächster Nähe Spuren von unbeschlagenen Pferden, die sich nach Norden hin verliefen. Danach war es nicht ausgeschlossen, daß uns die Tiere von Hereros abgetrieben waren. Sogleich wurden ein Unteroffizier und fünf Mann bestimmt. Diese erhielten für fünf Tage Verpflegung und wurden auf die Spuren angesetzt. Wir selbst marschierten am nächsten Tag 2.30 nachmittags weiter. 9 Uhr abends wurde ein Nachthalt eingeschoben.

Sonntag, den 26., ging es bereits 3.30 Uhr morgens weiter. Dieser Marsch war überaus ermüdend. Fortgesetzt wateten wir durch tiefen Sand und außerdem waren

noch alle 6—800 Meter 6—10 Meter hohe Dünen zu überwinden. Schließlich kurz vor Aais mußten noch drei felsige Hügel überstiegen werden, dann ging es tief hinab in das Tal des Nossob, wo wir an der Wasserstelle 7.45 Uhr vormittags ankamen. In Aais sind in einer engen Querschlucht fünf Süßwasserquellen vorhanden. Die Farm- und Stationshäuser fanden wir zerstört vor. Im Riedgras fanden wir höchst merkwürdige Gottesanbeterinnen (Heuschreckenart), widere Skorpione, und zwar beide Arten: die ungefährlichen weißen und die kleineren, dafür aber giftigen schwarzen. Von den überall auftretenden Holzböcken, Pinnen genannt, hatte sich einer dem R. am Bauch eingebohrt. Er mußte sich später in Windhuk schneiden lassen. Am Nachmittag regnete es etwas.

27. März, Abmarsch 6.45 Uhr morgens. In einem starken Dornverhau ließen wir 1 Unteroffizier, 17 Mann mit 19 Maultieren, die schlapp geworden waren, und drei Wagen mit Hafer zurück. 9.15 Uhr halt in Hoaseb. Beschattet von herrlichen Dornbäumen fanden wir zwei große Teiche von angesammeltem Regenwasser vor. Obwohl dieses braun aussah, badeten wir uns alle mit Lust und Eifer darin. 2.15—5.30 Uhr nachmittags Weitermarsch. Unterwegs fand ich einen ulkigen Gesellen, den Ochsenfrosch, so groß wie ein junges Kaninchen. Auch ein sogenanntes Hottentottenband erregte meine Aufmerksamkeit. Eine Heuschreckenart, die einem Stück Strohhalm äußerst ähnlich ist.

28. März. Als ich heute morgen aufstand, bot sich mir ein komisches Bild unseres Lagerlebens dar. Gerade kroch ich aus meinem Schlafsack, da sah ich einen Reiter auf der Erde sitzen, der seinen Stiefel, der ihm augenscheinlich rätselhaft vorkam, in der Hand hielt. Wie der Mann nun abwechselnd seinen Stiefel und sein Maultier, das

neben ihm stand, anschaute, war geradezu klassisch! Aus Neugierde über sein unglaublich dummes Gesicht, ging ich hin, und was war des Rätsels Lösung? Über Nacht hatte das Tier den neben ihm stehenden Reiterstiefel bis zum Rand gestrichen voll mit seinen Äpfeln gefüllt. — Daher das nicht besonders geistreiche Gesicht des Reiters. — Im übrigen war das Nachtlager nicht übermäßig weich gewesen; wir hatten uns zur Nachtruhe in das Steingeröll betten müssen. 8.30 Uhr vormittags ritten wir in den schönen Hain von Naosanabis ein. Hier lag bereits unsere erste Halbkolonne. Weitermarsch 2.45—6 Uhr nachmittags.

29. März, Marsch von 4—10.15 Uhr vormittags nach Hoagousgeis. Hier schoß ich drei Erdmännchen, eine Wieselart. Reizend sehen die äußerst scheuen Tierchen mit ihren buschigen schwarz-weißen Schweifen aus. Sie gleichen ganz unseren Eichhörnchen. Sie bewohnen in Gesellschaften zu fünfzig und mehr Höhlen, von denen sie eine Unmasse Gänge zur Erdoberfläche treiben. Nachts sind wir so manches Mal durch diese Löcher zu Fall gebracht worden. 4—6 Uhr Weitermarsch.

Am anderen Morgen treckten wir von 5—9 Uhr, um Awadaob, unser diesmaliges Endziel, zu erreichen. Das Estorffsche Lager lag jenseits des Revieres, hoch auf einer steilen Anhöhe. Der Empfang durch Estorff war recht unfreundlich. Wir übergaben ihm 13 Maultiere und 18 Pferde; mußten ihm leider dazu die Meldung machen, daß bei Kutsikus auch von den ihm zuzuführenden Pferden etliche entlaufen seien. Mißtrauisch ließ er alle unsere Tiere vorführen, um sie auf ihren Brand hin zu prüfen. Dann wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen, höchst ungnädig ab. Am Nachmittag mußte ich als Zeuge einem Feldgericht beiwohnen, weil sich ein Mann von den Leuten, die wir unterwegs aufgenommen, so betrunken hatte, daß

er während des Marsches sich seitwärts in den Busch zum Schlafen hingelegt und dann beim Nachfolgen schlaftrunken Pferd und Gewehr im Stich gelassen hatte. Am Nachmittag eilten wir, von 5.45—7 Uhr marschierend, den ungastlichen Platz zu verlassen. Über den Feind hatten wir nichts erfahren können.

Am 31. März, 5—9.45 Uhr vormittags bis Hoagousgeis. Wieder konnte ich drei Erdmännchen erlegen. Beim Kaffeekochen bot mein Bursche uns heute einen die Eßlust mächtig anregenden Anblick. Täglich abwechselnd, kochten die Burschen den Kaffee zum Nachtisch. Als der meinige eben damit fertig war, nahm er kurzerhand den Spaten, mit dem er vorher das Kochloch gegraben, und rührte mit dem Griff in der Brühe herum. Jotte nee, was fuhr ich ihn da an! Und später fanden wir dieses Verfahren einfach und höchst zweckmäßig. Nachmittags Marsch von 3 bis 5.45 Uhr.

Am 1. April erreichten wir nach einem Marsch von 3.15 bis 9.45 Uhr morgens Naosanabis. Hier herrschte reges Leben; es waren da die Halbkolonnen von P. und von M. Ersteren fanden wir in der ihm eigentümlichen Morgentracht vor, wie er sie zu unserer aller Freude auf Schiff schon getragen: Reithose und Reitstiefel hatte er an, doch darüber ließ er sein Hemd hinabwallen. So stolzierte er im Hemd, eine Zigarette nach der anderen paffend, auf und ab.

Unser Tierbestand hatte schon arge Einbuße erfahren: Es gingen ein: an Pferdesterbe 3 Pferde, 6 Maultiere; an Rotz 1 Muli und abgetrieben wurden 15 Pferde.

Am Sonntag, 2. April, Ruhetag. Rechnete die Entfernung Windhuk—Awadaob aus: 330 Kilometer.

Montag, 3. April, 5—8 Uhr vormittags nach Chamasaris. Unterwegs bereitete uns eine Familie der Paviane — wir zählten etwa 20 Affen — viel Spaß durch ihr komisches Gebaren.

4. April, 2.45—9.45 morgens Marsch nach Aais. Diese 35 Kilometer habe ich ganz zu Fuß durch tiefen Sand zurückgelegt. Ich hatte mich über die Leute geärgert, die, wenn sie nur drei Kilometer zur Schonung der Tiere laufen sollten, gleich mürrische Gesichter schnitten. Gleichzeitig wollte ich sehen, wie sich mein Herz bei einem längeren Marsche verhalten würde. Nur im Anfang habe ich etwas Herzklopfen bekommen, dann aber merkte ich keine störenden Erscheinungen mehr. Dabei trug ich noch den gefüllten Patronengurt und das Gewehr. Dieser siebenstündige Fußmarsch bekam mir so vorzüglich, daß ich am Nachmittag die Uferhöhen erkletterte und der Jagd oblag. Wenn ich weiter solch Jagdglück habe, so werde ich eine nette Zimmerausschmückung mit nach Hause bringen. Wunderbar fest schlief ich in der folgenden Nacht und tief in den Morgen hinein.

Die Sonne geht in Südwest das ganze Jahr hindurch zwischen 5 und 6 Uhr auf, und ebenso verschwindet sie Sommer und Winter gegen 6 Uhr. Die Nacht bricht ohne lange Dämmerung herein. Gar schnell länger und überraschend schnell schräger werden die Strahlen der untergehenden Sonne. Man sieht förmlich, wie sie den Horizont hinunterfällt. Und wie sehnsüchtig wartet man in der heißen Jahreszeit auf ihr Verschwinden! Ein flammend Rot bezeichnet nur noch die Stelle, wo sie verschwunden. Da mit einem Male kommt der purpurne Schimmer, wie ein Schleier, von zauberhaften Händen gewoben. Er wird schnell dichter, und es ist, als ob er alle einhülle in seinen Schein. Die Berge und Felsen, die Flächen, die Bäume,

sie werden unklar und verschwinden mehr und mehr. Der Purpur wird dunkler, tiefer — da ist die südliche Nacht. Die große, geheimnisvolle afrikanische Nacht mit dem silbernen Mond, bei dessen Vollmondlicht man eine gutgedruckte Zeitung lesen kann, und den tiefen Schatten, in denen all die vielen unbekannten Stimmen wach werden, die tagsüber verstummen. Am Lagerfeuer ist man geschäftig: zu immer größerer Glut werden die Flammen entfacht. Ihr zuckender Widerschein spielt bis in die Wipfel der Bäume. Gespenstisch werden die hin- und herhuschenden Leute beleuchtet. Doch die Mehrzahl kauert am Feuer, die kurze Pfeife im Mund, und plauscht von der Heimat, und ist der Feind nicht in der Nähe, dann ertönen schwermütig unsere ergreifenden Volkslieder, wie sie wohl an Tiefe von keinem anderen Volk je gedichtet und in Töne gesetzt dem Gemüt angepaßt sind. Wieder andere liegen schon unter der Decke, aber noch mit offenem Blick schauen sie ins unergründliche Märchen des schimmernden Himmels. Die stille Pracht mit ihrer gesunden Ruhe hat so manchem elenden Herzen Ruhe und Frieden wiedergegeben. Und malmen auf dem Marsche die Räder knirschend den Sand, während die Hufe der Tiere tief einsinken, dann gibt sich der Reiter in diesen unendlichen Steppen tiefem Sinnen hin. So mancher hält innere Einkehr, so mancher empfindet im Alleinsein mit der Natur balsamische Linderung für die Wunden, die ihm droben Europa geschlagen.

5 Uhr nachmittags ging es weiter, und in freier Steppe wurde um 10 Uhr halt gemacht. Hier schliefen wir in weichem Sande bis 2 Uhr nachts. Punkt 3 Uhr brachen wir wieder auf und kamen in Kutsikus 7.30 Uhr morgens an.

Wieder sollte uns dieses nichtsnutzige Nest einen Streich spielen. Wir lagen gerade in schönstem Schlaf, als

wir 12.30 Uhr nachts durch Schüsse aufgeschreckt wurden. Als wir mit unseren Gewehren dorthin eilten, wo das Gewehrfeuer erscholl, hörten wir, daß 15—20 Hereros sich bis auf 300 Meter herangeschlichen hätten, dann aber durch die Wachsamkeit der Posten entdeckt und unter Feuer genommen waren. Kurze Zeit wurden noch einzelne Schüsse gewechselt, dann war die Ruhe wiederhergestellt.

2 Uhr nachts brachen wir auf und marschierten bis zur Vlei hinter Archenib, wo wir 11.30 Uhr mittags anlangten. Da konnten wir gerade noch bemerken, daß gegen 25 Schwarze im Galopp die Wasserstelle verließen. Vermutlich waren es die Störenfriede von letzter Nacht. Sofort nahmen wir — R., ich und neun Mann — die Verfolgung auf. Durch Dick und Dünn, durch Busch, über Klippen ging es den Spuren nach. Doch mußten wir um 6 Uhr abends liegen bleiben, da wir dieselben bei der hereinbrechenden Dunkelheit nicht mehr erkennen konnten. Mit stündlicher Abwechslung wachte immer einer von uns, die anderen lagen mit dem Gewehr im Arm, den Kopf auf dem Sattel, bereit, auf den ersten Ruf hin aufzuspringen. Mit Morgengrauen, 4.30 Uhr, tasteten wir uns zu Fuß auf den Spuren weiter. Aber bald gingen sie alle auseinander und verloren sich in die Bergklippen. In diese wilden Felsriffe hätten wir nun, da für uns Weiße auf dem harten Gestein keine Merkmale hinterblieben, nur mit Hilfe des scharfen Auges eines Eingeborenen folgen können. Die Kämme der steil aufragenden Klippenränder stiegen auf mindestens 200 Meter empor. Gleichwohl versuchten wir einen Aufstieg — vielleicht daß oben eine freie Ebene war. Mit den Pferden und vier Gewehren blieb ich unten zurück; R. mit den übrigen erstieg die Höhen. Nach einer Stunde kam er freilich wieder: eine Verfolgung in diesen wirren Felsschluchten sei unmöglich. Traurig gaben wir die Ver-

folgung auf und ritten nach Kowas, wo wir um 11 Uhr vormittags eintrafen. (Strecke Kowas—Awadaob betrug 210 Kilometer.)

Der anstrengendste und reizloseste Marsch bisher war von Swakopmund durch die Nambib. 80 Kilometer Wüstenwanderung! Wunderbar und treffend hat sie Schwabe in seinem Buche „Mit Schwert und Pflug durch Deutsch-Südwestafrika" geschildert: „Soweit das Auge blickt, liegt eine unendlich einförmige Fläche gelben Sandes vor einem. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein Grashalm unterbricht die Einsamkeit, die unsagbare Traurigkeit dieser Einöde. Kein Vogelgezwitscher grüßt den Reiter, keine Antilope verirrt sich hierher, nur Aasgeier zeigen sich auf den Kadavern verschmachteter Ochsen und Maultiere, die hier kraftlos zurückgelassen wurden. Über dem furchtbaren Meere von Sand und Kieseln, über den Haufen gebleichter Knochen und ausgefressener Schädel, welche den Lauf der Pad bezeichnen, strahlt vom stahlblauen Himmel die unbarmherzige, gelbweiße Sonne des Südens. Brennend heiß zittert die Erde, kein Lüftchen regt sich, und nur zuweilen hebt sich eine schwefelfarbene Sandsäule hoch empor, aufgejagt durch die Wirbelwinde. Merkwürdig verschwommen und häufig zu Zacken verzerrt, scheinen die Spitzen der entfernt liegenden Hügel in der Luft zu schweben durch eine Erscheinung, die unter dem Höhenkamme sich bald wie Wasser, bald wie Luft zeigt." Tief unten eingeschnitten bildet der unterirdisch Wasser spendende Swakop die Brücke zum Bergland. Ein befreiendes Aufatmen ging durch die Kolonne, als wir die Randberge erreicht hatten.

Dann wieder vor Windhuk das herrliche Tal!

Unauslöschlich steht mir der Eindruck, den das trutzige Komasgebirge auf mich gemacht, für alle Zeiten klar und

deutlich vor Augen. Steil, kahl, mit finsteren Schluchten, jähen Abgründen wächst dieses Gebirge aus der Ebene hervor. Mein Empfinden war, möchte doch ein berühmter Maler den Anblick festhalten, wenn gegen Abend die Schluchten schon in tiefem Dunkel liegen und die Felsmauern und Zinnen der Gipfel noch in den Strahlen der untergehenden Sonne erglühen. Von der Küste bis Windhuk beträgt die Entfernung 340 Kilometer.

Dann wieder hinter Windhuk das gewaltige Hochgebirge der Auasberge, der massige Gebirgsstock der Kleeberge und nach diesem allem die riesigen Ebenen!

Wahrhaftig, es jauchzt das Herz eines Naturfreundes bei diesem unermeßlichen Reichtum der göttlichen Natur! Während die Ebenen vor Kowas nur Graswuchs zeigten, waren die späteren mehr oder weniger, mitunter ausschließlich, mit Dornbüschen bedeckt.

Noch ein Wort muß ich den eigenartigen Dünen am Nossob widmen. Sie bilden eine höchst merkwürdige Erscheinung. Die mächtigen Wanderdünen an der Küste lassen sich wohl durch die jahrhundertelangen Anschwemmungen durch das hier in ewig gleicher Strömung brandende Meer (Südpolarstrom) erklären. Wie aber soll man mitten im Lande diese Gebilde von Dünen deuten? Kommt man von Westen, stößt man bei Aais auf etwa 30 Dünen. Nach Süden nimmt ihre Zahl stetig bis zu 70 zu. Ihre Kämme erheben sich zu acht, mitunter zu zwölf Meter Höhe. Rot- und tiefsandig laufen sie in einem Abstand von 20 bis 100 Metern von Norden nach Süden nebenher. Die nördlichen Dünen sind von dichtem Buschwerk gekrönt; die südlichen zeigen einen willkommenen Graswuchs. Zwischen den nördlichen befinden sich nahrhafte Grasflächen, zwischen den südlichen öder Sand. Diese Dünen sind wegen ihres

tiefen Sandes und der beiderseitigen steilen Hänge sehr gefürchtet. Vor allem aber, weil ihre Rücken nur 1—2 Meter breit sind, werden sie von den Kolonnen schwer überwunden. Es werden nämlich die mittleren und mehr noch die Stangentiere beim Überschreiten von den bereits wieder absteigenden, vorderen Tieren durch die Zugkette auf die Knie gezogen, ja zum Teil hinübergeschleift. Geologisch betrachtet man diese Dünen als die Ufer eines einstigen innerafrikanischen Sees.

Das Nossobtal zeichnet sich bei Aais durch mächtige basteiartige Felsvorsprünge aus.

In Kowas war inzwischen ein Zwischendepot errichtet; Hauptmann B. und Leutnant K. hatten dasselbe eingerichtet. Wir erhielten die Aufgabe, von hier nochmals nach Awadaob zu marschieren. Doch mußten wir noch auf Haferrationen, die von Windhuk her unterwegs waren, warten. Infolgedessen hatten wir vom 9. bis 12. Ruhetag.

Am 9., abends, begann sich ein schmerzhaftes Druckgefühl auf der linken Brust an der Impfstelle einzustellen. Am 10. lag ich den ganzen Tag auf der Nase; ich hatte dieselben Erscheinungen wie bei der ersten Typhusimpfung. Nicht rühren konnte ich mich: Auf der Brust, zwischen den Schulterblättern, im linken Arm hatte ich bei der geringsten Bewegung heftige Schmerzen. Dazu kam noch in der Nacht vom 10. auf den 11. eine hastige, sehr kurze Atmung. Am 11. humpelte ich wieder herum. Schon glaubte ich, der Anfall sei vorüber, da wurde ich in der Nacht wiederum von einem heftigen Brechdurchfall heimgesucht. Als ich so in der Nacht des öfteren mit höchster Geschwindigkeit aus dem Zelt sausen mußte, sah ich in der allernächsten Nähe Schakale herumschleichen. Solch Leid ist ein Kreuz; denn Wasserspülung usw. gibt es hier nicht. Da es auf unseren

rastlosen Wanderungen keinen Zweck hat, wohlausgestattete Latrinen (siehe Pioniervorschrift) zu errichten, so werden einfach weithin sichtbare Tafeln an Dornbüschen angebracht mit der vielsagenden Inschrift: Büsche für Offiziere, Büsche für Mannschaften. Auch andere Aufschriften künden eine Station an, wenn sie an einer viel benutzten Pad liegt. An jedem einlaufenden Wege steht da schon vier Kilometer vorher: Hier darf im Umkreis von vier Kilometern nicht geschossen werden! Kommt man näher, so verkünden andere Tafeln die Nähe des Dütschmen: Ausspannplatz für Tonkis — Hier dürfen Ochsen nicht getränkt werden — auch wohl mal: Achtung, Kabel!!

Gegen unsere schlappen Tiere tauschten wir frische um, da die 7. Kompagnie, 1. Regiment, welche zum Schutz des Depots hierher beordert war, solche von Windhuk mitgebracht hatte. Der heutige Morgen war recht kühl; bei Sonnenaufgang hatten wir 9 Grad. Leutnant S. ging heute (12.) mit einigen Leuten wegen Typhus, 1 Unteroffizier wegen Skorbut, 1 Reiter wegen Brandwunden und 1 wegen Herzfehlers auf Fahrzeugen nach Windhuk in das Lazarett ab.

Als wir am 13. März, 5 Uhr morgens, abmarschierten, fühlte ich mich ganz furchtbar schlapp. Unsere Stärke betrug: 2 Offiziere, 5 Unteroffiziere, 64 Mann, 10 Pferde, 154 Maultiere. Für meine beiden in Kutsikus weggenommenen Pferde habe ich mir in Kowas einen niedlichen kleinen Braunen, den ich Derby taufte, ausgesucht.

Geladen hatten wir:

A. Eigene Verpflegung:

Verpflegung . . .	1416 Kgr.	8380 Kgr. (11 Wagen)
Genußmittel . . .	1060 Kgr.	
Hafer	5904 Kgr.	

B. Munition für Estorff	350 Kgr.	586 Kgr.
C. Gepäck, Verpflegung für Oblt. v. B., der mit Burschem mitmarschierte	236 Kgr.	
D. Für Estorff		
Verpflegung . . .	6249 Kgr.	9802 Kgr. (7 Wagen)
Genußmittel . . .	3553 Kgr.	
1 Wagen — 1050 Kgr.		18768 Kgr.

B., welcher uns bis Awadaob begleitete, war ein übernatürlicher Naturschwärmer. Wie hingerissen er von Naturschönheiten sein konnte, möge folgendes Beispiel zeigen! Wieder hielten wir bei Sonnenaufgang über dem Paß der Dornenpforte. Hoch über einem steilen Felshang stehend, schauten wir Offiziere über die zu unseren Füßen beginnende unermeßliche Steppe dahin. Wortlos und ergriffen schauten wir dem Wolkenspiel zu. In violetten, lichtblauen, gelblich-grünen und rosa-roten Bändern, Fetzen und Ballen wirbelten die Wolkengebilde durcheinander. Da brach B. in die prosaischen Worte aus: So schenke ich meiner Frau einen Unterrock!

10.15 Uhr vormittags Halt an der Blei vor Achenib. 5—7.40 Uhr Marsch nach Achenib.

Am 14. April 5—10.15 Uhr vormittags Marsch bis Kutsikus. Hier fanden wir leider kein Wasser vor. Erst nachdem wir mühselig den unteren Bodenschmutz aus den Wasserlöchern herausgepuddelt hatten, erhielten wir für uns Menschenkinder und die sechs schlappsten Tiere nach fünfstündigem Warten Wasser.

Noch unerquicklicher wurde uns der Mangel an Brot. Erst kurz vor Abmarsch hatten wir in Kowas Mehl erhalten. Leider war bei dem wenigen Wasser, das wir

unterwegs angetroffen, an ein Backen bisher nicht zu denken gewesen. Gestern abend aß ich das letzte völlig verschimmelte Brot. Erst in Aais kann wieder gebacken werden. Ach, überhaupt das Brot! Ein Bäcker von Beruf war bei der Kolonne nicht vorhanden; so konnte niemand sonderlich backen. Meist ist das Brot zu, zu, zu glitschig. — Jeder Reiter bäckt in seinem Kochgeschirr; die zu diesem Zweck in Swakopmund gelieferten Blechkästen sind allesamt über Bord geworfen worden. Sauerteig zu gebrauchen, hatten unsere Kerls erst in Otjimbingue gelernt. Seitdem tragen sie diese unerläßliche Zutat für den neuen Teig zumeist in der Tasche mit herum. Statt der Butter, die durchweg den Blechgeschmack der Dose angenommen hat, wird eigentlich nur Schmalz verwandt.

Frühzeitig wollten wir heute zum Nossob aufbrechen, aber dieses verwunschene Kutsikus war nun einmal ein Ort des Verhängnisses für uns. Eben noch hatten wir unseren Leuten kleine Preise beim Anschirren für die drei Wagenmannschaften gegeben, welche ihre acht Maultiere zuerst saubergeschirrt am Wagen hatten. Und jetzt, wo alles fertig, sollte abmarschiert werden. Da fehlten zwei Leute, die auf Jagd gegangen waren. Salvenschießen, Signalblasen — nichts half. Einen mächtigen Dornbaum brannten wir an, so daß eine riesige Feuersäule zum Himmel lohte — alles vergeblich! Denn hier in Südwest ist die Luft so trocken, daß man keinen Feuerschein wahrnehmen kann; vermag man das Kernfeuer nicht selbst erspähen, dann kann man 50 Schritt vom Feuer entfernt sein, ohne es hinter einer niedrigen Höhe, hinter dem Busch entdecken zu können. Hat man sich verirrt, so ist es das beste, sich auf seinen eigenen Spuren zurückzutasten. Leider aber denkt man oft zu spät daran, wenn man seine eigenen Fußstapfen schon des mehreren unentwirrbar geschnitten. Überhaupt ist die

Zurechtfindung außerordentlich schwer für den Neuling; ein Busch sieht wie der andere aus, ein Berg wie der andere. Man kann bis auf zehn Schritt an die Pad herankommen, ohne sie zu sehen.

Doch unsere Kolonne mußte der ungetränkten Tiere wegen weiter. 6.30 Uhr abends marschierte ich ab. Zurück blieb R. mit drei Reitern, um bei Tagesanbruch eine Streife zu reiten. 10.45 Uhr abends mußte ich haltmachen, da die Tiere nicht weiter konnten. Um 3 Uhr morgens nahm ich den Marsch wieder auf und traf in Aais 10.15 Uhr ein. Die einzelnen Fahrzeuge waren bis zu vier Kilometer Abstand auseinander gerissen, so schlaff waren die Maultiere. Vier Gespanne blieben überhaupt liegen. Diesen schickte ich von Aais am Nachmittag getränkte Tiere zu. Endlich 6.20 Uhr abends langten auch diese an. Spaßig war das schreckensbleiche Gesicht des Wachtmeisters; er erzählte, er sei zu Fuß durch die Dünen gegangen, als ihm plötzlich ein Löwe gegenüber gestanden habe. Dieser habe sich noch ein paar Schritte auf ihn zu bewegt, dann aber sei er im Busch verschwunden. (Löwen kommen hier am Rande der Kalahari allerdings öfters vor.) Zu unserer Freude kamen auf dem letzten Fahrzeuge auch unsere Vermißten mit. Weitab der Pad hatte R. sie unter einem Dornbusch schlafend vorgefunden.

Sonntag, 16. April, morgens, einen Bock geschossen. 9 Uhr vormittags: 40 Grad Celsius.

17. April, 4.15—8 Uhr vormittags nach Hoaseb. Dort auf dem Lagerplatz rief mich R., was das für ein niedliches Tier sei, das er gerade aufheben wollte. Eben noch konnte ich ihn warnen: das Tier war eine Tarantel. Am Nachmittag streifte ich durch die Klippen. Hier waren wunderbare Schluchten von einer Großartigkeit, die einen immer wieder in Erstaunen setzt. Die Zerklüftung der Felsen wird

außer durch Verwitterung durch die wolkenbruchähnlichen Regengüsse, auch durch die großen Wärmeunterschiede zwischen Tag und Nacht hervorgerufen. Während es oft am Tage glutheiß ist, tritt in der Nacht empfindliche Kälte ein, und laut knallend hört man mitunter des Nachts die sich schnell abkühlenden Felsen bersten, donnernd rollen die abgesprengten Stücke in die Tiefe nieder. Am Abend ergötzten uns die Paviane, die, durch uns am Betreten der Wasserstelle gehindert, fürchterlich schimpften.

18. April Aufbruch 10 Uhr abends und Marsch bei herrlichem Mondschein bis 3 Uhr morgens. Müde warfen wir uns auf die Erde und, den Sattel als Kopfkissen benutzend, schliefen wir bombenfest bis 5 Uhr. Alsdann zogen wir weiter bis zu einer Wasserstelle hinter Naosanabis, da letztere nicht mehr hinreichend Wasser für uns hatte, sintemalen bereits eine Kolonne dalag. 8.30 Uhr morgens machten wir an drei Wassertümpeln halt. Das Wasser sah hier so aus, als wenn nach einer großen Gesellschaft sämtliches Geschirr in einem Eimer gewaschen wäre, so dreckig.

Zur hellen Verzweiflung brachten uns die Moskitos, die uns greulich zerstachen, und die Scharen der lästigen Fliegen, die unablässig die Ohren und Nasenlöcher als willkommene Schlupfwinkel aufsuchen wollten. Von einer solchen Unzahl von Fliegen macht sich ein Europäer keinen Begriff.

Heute bei der grellen Sonne fielen uns unsere kleinen Pupillen auf. Sie ziehen sich nicht viel größer wie ein großer Stecknadelskopf zusammen.

Jetzt, wo die Trockenheit beginnt, zeigen sich die der Jahreszeit eigentümlichen Wirbelwinde. Überall sieht man die mächtigen Staubsäulen einherwandern. Wehe, wenn das Zelt in ihren Lauf kommt, schwupp-die-wupp, da hat

mal eins gestanden; in hohem Bogen saust es einige Meter weit weg.

19. April. Während die Kolonne weitermarschierte, blieb ich mit fünf Fahrzeugen zurück. Da wir doch denselben Weg zurückgehen, können wir hierdurch einen Teil der Tiere schonen. Außerdem erhielt ich den Auftrag, die halb verschütteten Quellen von Naosanabis wieder instand zu setzen. Unter den schattigen Bäumen dieser Wasserstelle baute ich meine kleine Wagenburg auf. Naosanabis ist ein ganz reizender Platz. Auf halber Höhe der linken, etwa 60 Meter hohen Uferränder springt eine halbkreisförmige, ebene Fläche in das Tal vor. Von ihr hat man einen weiten Blick talauf-, talabwärts. Da, wo diese wagerechte Erdstufe an die rückwärtige Böschung anstößt, finden sich zwei kleine Grottenbildungen mit prächtigem Quellwasser vor. Eine dritte soll noch vorhanden sein; die schwarzen Teufel aber hatten sie durch Hinunterschütten des oberhalb liegenden Erdreiches und Steingerölls vollständig verschüttet; sie ist heute noch nicht wiedergefunden. Die beiden vorhandenen grub ich vom feuchten Schlamme frei, und tags darauf hatten wir wieder das erquickende, hier so sehnsüchtig gewünschte, glockenreine Quellwasser in reicher Menge. In einer tiefen Schlucht gewinnt man aufwärts die endlose Hochebene. Auf sie begab ich mich gegen Abend zur Jagd, als meine Leute buken. Am Abend sangen die Reiter ihre schwermütigen Volksweisen. Am meisten singen sie: „Röslein auf der Heide" und „Ich weiß ein einsam Plätzchen auf der Welt".

Den 20. und 21. über widmete ich mich den hier vorkommenden Pflanzen, Käfern und Schmetterlingen. Käfer gibt es massenhaft in den schönsten Arten, dagegen nur wenige Arten von Schmetterlingen. An Tagfaltern sah ich, wenn ich sie mit den deutschen Arten vergleiche, Perl-

mutterfaltern, Brettspielen und Weißlingen ähnliche. An den lauen, wundermilden Abenden umgaukelte uns häufig ein äußerst zutraulicher Nachtfalter. In Form und Farbe gleicht er dem Wiener Nachtpfauenauge. Ohne Scheu ließ er sich auf Schulter, ja öfters sogar auf die Hand hernieder, so daß man sich an seiner schönen, vom Lagerfeuer hellbeleuchteten Zeichnung erfreuen konnte. Mitunter setzte sich der muntere, zutrauliche Nachtschwärmer auf den Rand des in der Hand gehaltenen Trinkgefäßes, dessen Inhalt sorgsam prüfend: Ein gar lieblicher Wandergesell.

Der Aufenthalt ist hier sehr angenehm, der hochgelegene Platz ist von Moskitos frei. Heute habe ich mich zum erstenmal im Leben selbst rasiert; seit Swakopmund war keines Messers Schneide über die Wangen gekommen.

Ostern 1905.

Am 22. kamen meine Leute des Morgens, ob sie nicht nach heimischer Sitte Ostern feiern dürften. Es waren fast alles Hessen und Sachsen. Auf meine Frage, wie sie es begehen wollten, baten sie, auf den umliegenden, etwa 50 Meter höher liegenden Rändern der engen Talschlucht Dornbuschfeuer abbrennen zu dürfen. Bedenken konnte ich dagegen nicht haben, dahinter wehrten überragende Dünen dem Einsehen von der Kalahari aus. Vom Feind war wochenlang keine Meldung mehr vorhanden. So nahm ich denn die Leitung selbst in die Hand. Ich bezeichnete den einzelnen Trupps die Feuerstellen. Nun schleppten die braven Kerls bei etwa 50 Grad Celsius den Tag über gewaltige Reisigbündel hinauf. Punkt 7 Uhr gab ich das verabredete Zeichen: vier Schüsse kurz hintereinander. Und aufflammten rings die Feuer. Ich saß allein unten und sah sinnend dem heimatlichen Bilde zu. Da tönte eine Stimme herab: „O du heilige, o du selige Osterzeit"; die

andern setzten ein, und erhebend klang das Lied in die herrliche Prairienacht hinaus. Und wieder setzte der eine ein „Nun danket alle Gott"; da lauschte ich gar ergriffen den machtvollen Klängen. Doch die Pflicht ruft! Abermals vier Schüsse, und meine Reiter ziehen sich, die Dornenreiser im glühenden Bogen schwingend, zum Lager herab zusammen. Scharf heben sich die nahen Posten auf den Klippen über uns am Himmel ab. Unter ihrem Schutze verteile ich den Leuten Rum und Zigarren aus meinem Besitze, und einige Zeit noch erschallen an den funkensprühenden Lagerfeuern muntere Soldatenweisen. Doch bald schläft alles den bleiernen Schlaf, wie ihn die gesunde Anstrengung mit sich bringt. Nur hier und da stößt ein Schläfer kurze Töne im Traume aus — gaukeln ihm Heimatbilder vor, oder winkt ihm die Kriegsgöttin mit dem Lorbeerkranze?

* * *

Auf Jagd verirrt.

Am Sonntag, dem 23., ging ich morgens 6 Uhr zur Jagd auf die Hochebene hinauf. Die Jagd bot uns in dem wildreichen Schutzgebiet die kurzweiligste und schönste Abwechslung. Doch war dieses Vergnügen durchaus nicht ungefährlich. Wie manch einer ist auf dem Pirschgang im Busch abgeschossen worden, und öfters kam es vor, daß im Übereifer der Schütze sich zu weit von der Truppe entfernte, verirrte und verdurstet ist. Bald hatte ich einen Bock getroffen, er bricht nieder, schnell eile ich nach ihm hin; doch da springt er in langen Fluchten weiter. Ich reiße das Gewehr an die Wange, drücke ab, und tschapp geht es. Ich hatte vergessen, neu zu laden. Doch schnell einen neuen Patronenrahmen hinein, und unverdrossen folge ich der Richtung des entschwundenen Böckleins. Arg heiß wird es

mir bei der Sonne und dem tiefen Sand, und ich ziehe den Rock aus, ihn an den Patronengurt hängend. Da entdecke ich ihn wieder. Vorsichtig pirsche ich mich von Busch zu Busch heran. Da ist er wieder weg. Noch einmal gehe ich zurück zu der Stelle, von wo ich ihn noch eben gesehen. Richtig, da steht er unter einem Dornbusche. Genau präge ich mir seinen etwa 800 Meter entfernten Standpunkt ein und suche mich von neuem gedeckt zu nähern. Doch abermals ist der Bock wie vom Erdboden verschwunden. Ich gehe hierhin, suche dort; weg ist er. Mißmutig trete ich meinen Rückmarsch an — — — futsch saust die Antilope hinter den nächsten Büschen davon. Bis auf fünf Schritte war ich herangekommen. Wieder eile ich durch den dichten Busch hinter ihr her. Auf 200 Meter bleibt das Wild am Fuße einer welligen Höhe stehen. Wieder fliegt das Geschoß, zum zweiten Male bricht es im Feuer zusammen. Klagend liegt der Teuker am Boden, und schnell gebe ich ihm den Fang. Ihn auf den Rücken ladend, trotte ich unserem Lager zu. In einer Stunde bin ich da, und ich male mir aus, wie ich meinen tollen Durst mit riesigen Zügen frischen Quellwassers löschen will. Denn ich hatte dummerweise beim Verlassen des Lagers meine Feldflasche und meinen Wassersack zurückgelassen. Schwer lastet der Bock auf meinem Rücken. Was, jetzt sind es bereits 1½ Stunden? Da habe ich eine falsche Richtung eingeschlagen. Jetzt wird mir die Sache ungemütlich; keuchend ruhe ich mich im Schatten eines Busches aus. Dann geht es weiter; das Böcklein aber ließ ich liegen. Ich laufe und laufe, doch ich finde das Tal nicht. Auf jeden Baum klettere ich, überall die ungeheure Fläche, ein Busch sieht wie der andere aus. Die ersten Sterne flimmern. Noch einmal ersteige ich eine Akazie. Vergebens! Schließlich lege ich mich todmüde zum Schlafe nieder. Trotz des brennenden

Durstes schlief ich leidlich. Eine herrlich empfundene Erquickung bot mir die nächtliche Kälte. Kaum zeigte die unerbittlich heiße Sonne ihr Erscheinen an, da nahm ich meine Wanderung wieder auf. Jetzt begann ich bald, wie ich es in düsterer Erinnerung habe, von entsetzlichem Durste gepeinigt, planlos nach allen Himmelsrichtungen umherzuirren. Noch öfters mag ich eine Höhe erstiegen haben. jedoch nichts war zu sehen, wie ein unermeßliches Meer von Büschen, tot und regungslos lag die Steppe unter glühendem Sonnenbrande da. Zunge und Gaumen waren mir trocken und dick geschwollen. Ungehört verhallten meine Alarmschüsse: keine Antwort drang durch die unheimliche Ruhe. Wie lange ich so umhergeirrt, vermag ich nicht zu sagen. Nur habe ich in der Erinnerung, daß ich, gänzlich erschöpft und vollständig stumpfsinnig geworden, mich irgendwo unter einen Busch gelegt habe. Eine Todesangst habe ich durchaus nicht empfunden. Mein letztes Einschlummern war im Gegenteil ein traumhaftes Gefühl, als ob ich unglaubliche Mengen Wassers in mich hineinschlürfte. Aufwachen tat ich erst am anderen Morgen um 9 Uhr, geplagt von den fürchterlichsten Kopfschmerzen und elend schwach war mir zumute. Und wo war ich? All die bekannten Gesichter meiner Leute tauchten vor mir auf; wie durch ein Wunder ward ich gerettet. Fern jeder Pad, mitten in öder Kalahari war ich gefunden. Von Aminuis her war Stabsarzt K., von einem Eingeborenen geführt, quer durch den Busch geritten, um nicht auf den damals durch Hereros unsicheren Pads abgeschossen zu werden. Da sah er etwa 10 Kilometer vor seinem Ziel Naosanabis einen Dütschmen im Sande. Zunächst glaubte er, ich sei auf der Jagd abgeschossen, aber als er merkte, daß ich verdurstet sein müsse, flößte er mir Kaffee ein, band mich auf das Handpferd seines Boys und brachte mich so nach der Wasser=

stelle zu den Meinen zurück. Die jedoch schwebten bereits in größter Sorge um mich. Nachdem ich auf einen Wagen geladen war, setzte die Kolonne am Abend ihren Marsch bis Hoaseb fort. Hier blieb die Kolonne meinetwegen bis zum anderen Nachmittag (25. April) liegen. Habe mich sehr schnell wieder aufgerappelt. Am Nachmittag dieses Tages ritt ich bereits auf dem Marsche von 3.15—5.45 Uhr mit.

* * *

26. April, 2.30 Uhr vormittags bis 11.30 Uhr mittags nach Springbockvlei. Die neue Pad war zunächst durch die Dünen, die hier höher als bei Aais sind, sehr beschwerlich. O wie unendlich lang ist uns dieser Marsch geworden! Gegen 10 Uhr morgens hatten wir die Wasserstelle erhofft. Und wirklich erreichten wir um diese Zeit einen schattigen Hain mächtiger Baumriesen. Doch zu unserer größten Enttäuschung fanden wir nicht einen Tropfen Wasser vor. Dabei meinte es die Sonne unangenehm heiß. Eine halbe Stunde rasteten wir in köstlichem Schatten, dann zogen wir mit den keuchenden Tieren weiter. Ohne alle Abwechslung führte uns die Pad durch eine unermeßliche Ebene. Das einzige Neue boten uns außergewöhnlich hohe Termitenhaufen (öfters 4 Meter hoch). Eine andere Ameisenart hatte um ihren Eingang zur Erde einen kreisförmigen, fußhohen, im Durchmesser 50—80 Zentimeter betragenden Ring von Erde aufgeworfen. Endlich erreichten wir die Vlei. Nicht eher sahen wir sie, als bis wir mit der Nase draufstießen. Sie ähnelte der Pfanne von Kowas, aber das Wasser bildete hier einen von Kalksinter eingefaßten kleinen Teich. Reizende Libellen trieben ihre munteren Spiele über dem Wasser. Ich sah blaue wie unsere deutschen und dann noch eine sehr schön blutrot gefärbte Art.

Bis 1 Uhr nachts vom 28. blieben wir. Alsdann treckten wir weiter nach Achenib, wo wir 10 Uhr vormittags anlangten. Am Mittag des 29. kamen wir nach Kowas zurück. Zu meiner hellen Freude erhielt ich beim Eintreffen den Auftrag, mit 100 Zentnern Proviant selbstständig nochmals nach Awadaob zu marschieren. Den 30. April und 1. Mai ließ ich meine Tiere nach Herzenslust weiden.

Entzückend ist es, wie sich die Pferde an den Reiter gewöhnt haben. Eilt man auf der Jagd zu Fuß dem Wild nach, so folgen einem die braven Tiere wie kleine Hündchen, oder sie bleiben, wirft man ihnen die Zügel über den Hals zur Erde, stehen, bis der Jäger zurückkehrt. Vom Sattel aus kann man totsicher zielen, so angewurzelt bleiben die Pferde hierbei stehen.

Am 1. Mai marschierte ich 4 Uhr nachmittags mit meiner Kolonne ab. Ach, was war es doch für ein herrliches Gefühl, nun ganz selbständig zu sein.

In der Nacht zum 2. ging mir wieder ein Pferd an Sterbe ein.

An der schönen Wasserstelle Achenib schoß ich beim Eintreffen eine Wildente, die mir zum Abend trefflich mundete. — Bei Sonnenuntergang entfernte sich ein Reiter vom Lager, um ein nur 40 Schritt abseits laufendes Perlhuhn zu schießen. Stunde auf Stunde verrann; er kam nicht zurück. Alarmschüsse verhallten wirkungslos, große Signalfeuer fruchteten nichts. Bei Sonnenaufgang ritt ich mit drei Reitern Streife. Immer größere Kreise um die Wasserstelle ziehend, suchte ich den Busch ab. Da um 8 Uhr fand ich ihn gottlob. Da dem Mann ein Zurückfinden unmöglich geworden war, so hatte er sich unter einen Baum gelegt, wobei er während der Nacht mächtig durchfror.

Hatte doch der Wärmemesser am Mittag 38 Grad gewiesen. In der Nacht aber sank das Quecksilber auf den Gefrierpunkt herab. In dieser Kälte hatte der Mann ohne Jacke, nur in Hemdsärmeln — wie er sich entfernt — aushalten müssen. Klappernd vor Frost irrte er am Morgen weiter, jedoch bei dem einerlei Buschwerk ohne Erfolg.

Wieder hatte ich heute den Verlust eines Maultieres zu beklagen, und zwar auf eine ganz merkwürdige Weise. Beim Grasen war eines meiner besten Zugtiere etwas nahe an ein Pferd herangekommen, als dieses futterneidisch auskeilte und das Maultier derart auf den Kopf traf, daß die Schädeldecke barst und beide Augen ausliefen. Das Tier wurde durch innere Verblutung sehr schnell von seinen Qualen erlöst.

In Springbockvlei blieb ich den 4. Mai über, mich häuslich zum Ruhetag einrichtend. Die Jagd ist in diesem Strich vorzüglich. Am Vormittag schoß ich einen Klippbock, am Nachmittag einen Teuker. Außerdem wurde unsere Küche durch einen neuen prächtigen Leckerbissen bereichert. Hier umkreisen nämlich morgens die Vlei an die tausend Wachteln. Wir schießen sie auf eine höchst einfache Art. Die gewöhnliche Patrone wird zu diesem Zweck vorn abgefeilt. Im Buschwerk verborgen wartet man jetzt auf das Einfallen der Wachteln. Kaum bedecken sie in großer Zahl das Ufer, so schießt man etwa zwei Meter vor der dichtesten Schar flach gegen den Boden. Das Blei spritzt aus der Hülse heraus und im Nu sind vier bis acht von den Tieren betäubt. Schwupp, eilt der seitlich versteckte Boy hinzu, und ehe sie sich wieder erholen, hat er sie beim Schlafittchen gefaßt. Ihre fette Brust schmeckt geradezu vorzüglich. Da wir am Abend auch noch ein Paar Perlhühner erlegten, so war heute unsere Tafel reichlich bestellt.

Der weitere Marsch nach Awadoab vollzog sich ohne jede Störung. Einmal nur habe ich mich tüchtig geärgert. Bei einer Rast erscholl mit einem Male ein lautes Lärmen von einem Tümpel her. Wie ich hinkomme, sitzt da in einem morastigen Loch ein plumper Geselle von den riesigen Ochsenfröschen. Seine Länge betrug 30, seine Breite 20 Zentimeter. Natürlich waren die Leute auch schon dabei, das arme, harmlose Tier mit Steinen zu bewerfen. Ein Appell mit strenger Mahnung, nicht alle lebenden Wesen roh zu vernichten, war die sofortige Folge.

Während der Mittagspause bei Chamasaris kam dicht an unseren Halteplatz ein Maultier von den das Revier umgebenden Höhen heran. Als ein paar Reiter das wieder zurückflüchtende Tier einfangen wollten, stießen sie auf bewaffnete Hereros. Durch schleunige Flucht entkamen meine unbewaffneten Leute den auf sie feuernden Schwarzen. Mit zehn Gewehren erstieg ich alsbald den Hügelrand und beobachtete in etwa 900 Meter Entfernung einige mit Gewehren ausgerüstete Schwarze, die nach uns ausspähten. Ich ging schnell vor und fand auch zahlreiche Spuren von Eingeborenen und Pferden vor, aber nachdem ich zwei Kilometer gefolgt war, mußte ich umkehren: der Gegner war spurlos verschwunden.

Auch auf dem Weitermarsche fanden wir überall im Nossobtale massenhaft Fußspuren von Eingeborenen. Ein eigenartiger Zwischenfall ereignete sich in Hoasgousgeis. Am Abend vorher war nämlich ein Mann von der Weidewache aus verschwunden. Vergebens suchten wir die Gegend in allen Richtungen nach ihm ab. Da, als wir mittags an dieser Wasserstelle abkochten, kommt der Vermißte plötzlich splitternackt aus dem Busch heraus. Er gab an, er sei auf Posten von hinten überfallen worden. Die Schwarzen hätten ihm sofort ein Tuch in den Mund gesteckt

und geknebelt mitgenommen. Wohin, könne er nicht angeben, da sie ihm auch die Augen verbunden hätten. In der Nacht hätten sie ihn dann seiner Kleider beraubt und, ihn windelweich gedroschen, von ihrem Lager weggeführt und alsdann davongejagt. Ich habe seiner Erzählung keinen Glauben beigemessen. Vielmehr ist es meine Ansicht, daß er auf Weidewache eingeschlafen ist und nicht bemerkt hat, als die Herde weitergetrieben wurde. Er ist dann wahrscheinlich aufgewacht und kopflos nachgelaufen, ohne in der Hast sein Gewehr mitzunehmen. Denn dieses wurde von der zurückkehrenden Weidewache gefunden. Aus Furcht vor Strafe wegen des preisgegebenen Gewehres wird er wohl diese Geschichte erfunden haben. Hereros hätten ihn wenigstens nicht so glimpflich behandelt. Höchstens hätten es armselige Buschleute gewesen sein können, die bei der kommenden kalten Jahreszeit auf die Kleidung erpicht gewesen wären.

In Awadaob kamen wir am 11. Mai an. Nachdem die Übergabe 10 Uhr morgens beendet, ging ich nach Hauptmann M., der mich zu Tisch geladen hatte. Ich fand ihn im Häuslein der zerstörten Farm. Natürlich waren von diesem nur die Wände stehen geblieben. Alles andere hatten die schwarzen Ungeheuer vernichtet. Dach und Fußböden waren verschwunden; das erstere war abgebrannt, die letzteren vom Bretterbelag befreit und aufgerissen worden. Selbstverständlich waren auch die Fensterrahmen zertrümmert. Auf dem Boden lagen einzelne Blätter von Zolaromanen herum. M. hatte mit Hilfe seines Burschen einen Roman sogar vollständig zusammengebracht. Nun plauderten wir über die Ereignisse vor der Front. Zu meiner größten Verwunderung wußte M. so gut wie nichts vom Feind. Er konnte mir nur erzählen, daß vor zwei Tagen Patrouille D. auf Geiab vorgeschickt

war, während zu gleicher Zeit von Gochas aus ebenfalls eine solche nach dort angesetzt worden. Man vermutet, daß Hendrik dort sitzen soll. Weiter soll hierdurch festgestellt werden, ob der Feind die englische Grenze überschritten hat. Um durch diese Wüstenstrecke ein Reiten zu ermöglichen, waren vorher im Abstand von je 10 Kilometern Blechtins mit Wasser eingegraben worden, um von der zurückkehrenden Patrouille benutzt zu werden. Drei derartige Tränkstellen waren eingerichtet worden, denn bis zur englischen Grenze gab es um diese Zeit keine Wasserlöcher mehr.

Ein Mittagsschmaus am Rand des Sandfeldes.

Um 12 Uhr nahmen wir, vergnügt, miteinander noch etwas plaudern zu können, das herrliche Mahl ein. Es bestand aus einer kräftigen Erbswurstsuppe und einem darauffolgenden Kaffee. Da M. schon seit Wochen hier weilte, so herrschte ein großer Luxus an Bequemlichkeit. Er hatte sich sogar Tisch und Stühle aus Kistendeckeln zusammengezimmert. Aber Teller und Koppis (Becher mit Henkeln) aus dauerhaftem Blech und das Eßbesteck mußte ich selbst mitbringen. Als wir das behagliche Mahl beendet, zogen wir aus der Hosentasche die kurzen Pfeifen hervor. Und nachdem wir vom amerikanischen Plattentabak etliches mit dem Messer in die hohle Hand geschabt und mit dem Daumen darin gerieben, stopften wir zufrieden die „Nasenwärmer". Alsbald entzündeten wir mit dem vom Boy gebrachten brennenden Holzspan das köstliche Kraut. Wohlig zurückgelehnt, schauten wir den wegwirbelnden bläulichen Wolken nach. Als ich so über die öde Sandfläche schaute, konnte ich die Frage nicht unterdrücken: „Mein Gott, wie halten Sie es nur in diesem

trostlosen Sandloch ohne einen anderen Offizier wochenlang aus, ohne an der Langeweile zu sterben?" — Doch jener winkte mir schmunzelnd: „Kommen Sie mal mit!" — Wir spazierten zu einem Brunnen, der, 50 Meter entfernt, nach Betschuanenart gebaut war. Das heißt, die Wände waren im Viereck mit Steinen ausgefüttert, zwischen denen Holzstangen eingelegt waren. So konnte man, wie in einem Vogelkäfig, von Stange zu Stange kletternd, 20 Meter hinab zum Wasserspiegel gelangen. Hier angekommen, forderte mich M. auf, mit ihm in den Brunnen zu steigen. Wir krabbelten wohl acht Meter hinab, als er winkte, zu halten und sitzen zu bleiben. „So, nun gewöhnen Sie man Ihr Auge an die Dunkelheit und ergründen Sie mal den Boden des Brunnens!" — Als ich nach geraumer Zeit die scheinbare Finsternis mit meinem Auge durchspähen konnte, sah ich aus dem Wasserspiegel einen Felsstein herausragen und auf ihm einen Ochsenfrosch. „Ja, Herr Hauptmann, ich sehe nichts weiter als einen großen Frosch inmitten des Wassers." Da jener: „Sehen Sie wohl, wenn einmal Langeweile über mich kommen will, so setze ich mich hierher, bilde mir ein, da unten der Bursche sei eine verwunschene Prinzessin, und kann mich nun stundenlang mit ihr unterhalten." — Lachend begaben wir uns dann zu unserem Siestaplatz zurück. So beiher kamen wir auf die Gesundheit der Leute zu sprechen. Da klagte ich meine Not, daß ich bereits drei Kranke an Skorbut zählte; wir könnten nicht mehr auf Jagd wegen der Nähe des Feindes. Unseren Proviant aber hatten wir schon von Kowas ab auf ⅓ Portion dehnen müssen, so daß dadurch Schmalhans Küchenmeister geworden war. Sogleich bot mir M. bereitwilligst einen halben Ochsen an, da er soviel Beutevieh habe, daß er froh sei, wenn er es etwas verringern könne. Meine Bedenken wegen einer

etwaigen Verrechnung zerstreute er mit den Worten: „Aber Bester, ich gebe Ihnen den halben Ochsen zum Geschenk. Kein Huhn, noch Hahn kräht hinter ihm her!“ Da ließ ich freudig einen Wagen von meinem Lagerplatz die steile Anhöhe heraufkommen. Und mit Frohlocken fuhr ich mit meiner köstlichen Ladung zur Kolonne zurück.

* * *

Wir traten 3 Uhr nachmittags bereits den Rückmarsch an. Die fürchterliche Fliegenplage, die, wo viel Vieh zusammenkommt, in ein paar Wochen sofort entsetzlich wird, ließ uns flüchten. Drei Tage labten wir uns an dem feinsten Ochsenfleisch. Aber wie so manches Mal, wenn die Menschenkinder einige recht gute Tage hinter sich haben, dann um so eher mürrisch und unwirsch werden, sobald sie sich wieder an das Alltägliche gewöhnen sollen, so geschah es auch dieses Mal. Kaum waren die letzten leckeren Bissen verschwunden, so erhob sich ein allgemeines Murren und Schimpfen, als sie sich wieder mit der ⅓-Portion begnügen sollten. Was half es, daß ich die Leute zusammennahm, sie ermahnte, sie scharf zurechtwies; die Unzufriedenheit war mit einem Male da, und der Unmut glimmte weiter im Gemüt der Reiter. Da des Morgens wiederholt an Fußspuren gesehen wurde, daß feindliche Späher sich des Nachts bis auf 50 Meter an das Lager herangeschlichen hatten, so war vorläufig an ein Jagdgehen nicht zu denken. So konnte ich nur mit Bedauern feststellen, daß mit dem zusammenschrumpfenden Proviant die Stimmung der Leute immer unruhiger wurde. Am 18. saßen wir den Abend an den Feuern. Ich hatte zu 1 Uhr nachts den Abmarsch befohlen. Da sprachen die Kerls unverhohlen ihren Unmut aus und begannen laut über „Kohldampfschieben“ (Hungern) usw. zu schimpfen, daß ich eben ein-

schreiten wollte, als mit einem Male durch die herrlich-laue Prairie-Nacht, von wundervoller Stimme gesungen, das Lied ertönt: „Ein Vöglein sang im Lindenbaum". Ich hatte in meinem Zug einen einstigen Opernsänger, der wegen eines Fehltrittes der Hofbühne hatte Ade sagen müssen. Mit diesem Augenblick war es mit ihm, der bis dahin schon über seine Mittel gelebt hatte, immer mehr und sehr schnell bergab gegangen. Schließlich war er von einem wandernden Zirkus aus als Freiwilliger nach Südwest gekommen. Dieser war es, der sich aus dem unruhigen Lager hinausbegeben, einen Dornbaum erstiegen hatte und jetzt mit künstlerisch vollendeter Stimme dieses schöne Lied unter afrikanischem Himmel erschallen ließ. Im Nu war tiefe Stille bei den Leuten eingetreten. Lautlos lauschten sie dem Sänger. Kaum hatte er geendet, scholl ihm zum Lohne lautes Beifallsklatschen zu. Ich aber benutzte die Gelegenheit und gab den Befehl zum Anschirren. Schon am nächsten Tag kamen uns wieder zwei Antilopen zum Schuß.

Ich halte es für ein Glück, daß dieses Wild nicht den ausgeprägten Geschmack des deutschen Wildbretes hat. Vielmehr schmecken all die Antilopenarten wie saftiges Kalbfleisch. Daher kann man sich jene Braten nicht leicht zuwider essen.

Am 20. Mai traf ich unterwegs kurz vor Achenib Hauptmann B. mit zwei Zügen. Er sollte in Eilmärschen über Naosanabis nach Aminuis. Die Hottentotten hätten ihren Marsch über Naosanabis nach dort aufgenommen, um diese Station aufzuheben. Donnerja, mir wurde da etwas sonderbar zu Sinn. Hätte ich einen halben Tag länger in Naosanabis geweilt, so hätten mich die Hottentotten schönstens ins Jenseits befördern können. 400 Mann sollten es sein, während ich nur 25 Gewehre zählte. Auch nahm ich

mir vor, nicht wieder soweit allein vom Kral zu schlafen. Ich hatte nämlich meine Ruhestätte in Naosanabis drunten im Revier unter ein paar Baumriesen, etwa 100 Meter vom Kral entlegen, aufgeschlagen. In Achenib nahm ich von B.s Kompagnie einen Kranken auf, während ich ihm einen Mann von mir überwies. (Von M. hatte ich bereits drei Kranke mitgenommen.) Hier an dieser Wasserstelle tötete ich heute die zweite Puffotter (1 Meter lang) mit dem Seitengewehr.

Seit ich das selbständige Kommando habe, gefällt es mir immer mehr in Afrika. Heute morgen ertappte ich mich beim Aufwachen bei dem Gedanken, ob ich nicht nach den 3½ Jahren noch abermals 3 Jahre in Südwest bleiben sollte.

Die augenblickliche Jahreszeit ist recht erträglich. Heute hatten wir mittags 36 Grad, morgens 4 Grad Wärme. Am wärmsten war es im Mai am 12., nämlich 45 Grad des Mittags, und am kältesten am 17., — 3 Grad Kälte morgens 6 Uhr. Angenehm ist solch ein starker Wärmeunterschied natürlich nicht. Am Abend kann man kaum erwarten, bis die Sonne verschwindet, während man am Morgen höchst sehnsüchtig der wärmenden Sonne entgegenharrt. Wenn das Tagesgestirn erschienen, so ist augenblicklich die beschienene Körperhälfte auch schon erwärmt, bei der abgekehrten jedoch hat man eine halbe Stunde lang noch das Gefühl, als ob man auf dieser Seite mit lauter Eisbeuteln bedeckt wäre.

In der Dornenpforte ging ich gerade zur Ruhe über, als Leutnant F. mit seiner Halbstaffel vorbeimarschierte. Von ihm erfuhr ich, daß ich endgültig der Führer der zweiten Halbkolonne geworden sei.

Am 23. Mai langte ich wieder in Kowas an. Hier fand ich den dritten Zug von B. unter Leutnant M. vor.

Mit ihm aß ich mittags und abends zusammen. Am anderen Tage bekam er die Meldung, daß die Hottentotten sich von Naosanabis aus nicht nach Aminuis gewandt, sondern wieder nach Westen hin kehrtgemacht hätten. Er selbst solle B. zurückholen. Gleichzeitig traf der Befehl ein, das Depot in Kowas solle der ungesunden Wasserverhältnisse halber aufgelöst und die Kompagnie nach Seeis verlegt werden. Infolgedessen schloß sich mir bis Windhuk der Depot-Zahlmeister nebst vier Reitern an.

Am 24. marschierte ich 1.45 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends weiter. Gleich zu Anfang des Marsches bekam ich einen heftigen Dysenterie-Anfall, so daß ich mich lang auf einen Wagen legen mußte. Doch sah mich der nächste Morgen trotz aller grimmigen Bauchschmerzen wieder zu Pferde. Von 3 Uhr morgens ab treckend erreichten wir Hatsamas 9.45 Uhr vormittags. Drollig war meine Begegnung morgens um 5 Uhr mit Leutnant N. Mitten durch die Dunkelheit ruft mir da in unverfälschter singender, sächsischer Mundart ein Reiter entgegen: „Herr du mein Gottchen, es liegen mir schon drei, was mach' ich nur?“ Natürlich hörte ich sofort meinen N. heraus. Drei Wagen waren ihm schon von Windhuk ab in die Brüche gegangen.

Die neue Gegend war entzückend gewesen. Von Kowas ab ging es zunächst über eine riesige Hochfläche. Auf ihr sahen wir in großer Entfernung 50—60 Strauße weiden. Am anderen Morgen aber kamen wir in einen großen, lichten Wald hinein, und aufnahmen uns zu beiden Seiten mächtige Berge. Bei ihrem Anblick ging mir nach dem langen Verweilen in der einförmigen Steppe das Herze ordentlich auf. Wunderbar wirkte die schroffe Wand, von der der Schaffluß im rechten Winkel abgelenkt

wird. Wohl 120 Meter steigt diese rötliche Granitmauer von dem Fuße des Revieres empor.

Auf Station Hatsamas gab ich zwei Typhuskranke ab. Nachmittags ging es von 4—5.15 Uhr bis Stinkwater. Hier lagen die zusammengebrochenen Fahrzeuge Ns. Wegen der guten Weide blieb ich die Nacht über hier liegen.

Am 26. Mai kletterte ich auf einen 800 Meter hohen Berg (vom Lager ab gerechnet). Die Besteigung war äußerst mühselig. Zumeist bewegten wir uns auf allen Vieren. Dafür genossen wir, ich hatte den Wachtmeister mitgenommen, eine geradezu überwältigende Aussicht. Man ahnt in Europa gar nicht, wie unendlich weit man in Afrika bei der spreutrockenen Luft sehen kann. Runter ging es um so flotter. Wir suchten kaminartige Rillen und rutschten auf dem Ehrenwertesten in affenartiger Schnelle hinab. Nur mußten wir uns vorsehen, daß die Gewehre nicht beschädigt wurden. Hei, wie mundete mir nach der von 9—1 Uhr dauernden Kletterei das Mittagessen! Nachmittags Marsch von 3—7 Uhr. Die Nacht wurde pechfinster und recht kalt. Im Nordosten war der Himmel durch einen Steppenbrand gerötet.

Am 27. Marsch von 3—10 Uhr morgens nach Hohewarte. Hier polterten in der Nacht zum 28. drei beladene Halbkolonnen hintereinander an meinem Lager vorüber. Ich brach um 4 Uhr morgens auf. Bei Voigtslandsfarm fuhr ich zum Kral auf und ließ über Mittag weiden. Da kam 11 Uhr vormittags v. C. angeritten und meldete mir als seinem Kolonnenchef die erste Halbkolonne im Anrücken. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich von ihm, daß ich inzwischen zum Führer der dritten Proviantkolonne ernannt war. Natürlich fuhr alsbald die kommende Kolonne neben der zweiten auf. Und mit einem unsagbaren Wohl-

behagen musterte ich die nunmehrige mir ganz unterstellte Kolonne. Angenehm verplauderte ich mit C. die Mittagsstunden. Eigentlich wollte ich drei volle Tage hier in der schönen Gebirgsweide bleiben. Doch als ich jetzt erfuhr, ich solle bereits am 1. Windhuk wieder verlassen, da setzte ich 3 Uhr nachmittags den Marsch fort und erreichte die Hauptstadt um 8.15 Uhr abends. Unterwegs hätte ich immer wieder vor Freude auf dem Pferde tanzen können; denn so schnell in die Stellung eines Rittmeisters zu gelangen, hatte ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu erhoffen gewagt. Unser Einmarsch in die Stadt war recht eigenartig. Über zehn Wochen war ich draußen in den unermeßlichen Steppenflächen gewesen. Zuletzt allein, ohne einen anderen Offizier, hatte ich das Innenleben geführt, das jedem die tote Einöde aufzwingt. Und wie heilsam ist diese Einkehr für manches zerrissene Herz gewesen! — Da kommen wir an das erste Haus Klein-Windhuks, zur Brauerei, und lustige Kommerslieder, in brüllendem Tone gesungen, schallen uns entgegen. Welch' Gegensatz zu dem Frieden unter dem Steppenhimmel! Doch uns gefielen die heiseren Klänge nicht, wir hätten den Sonntag — es war nämlich Sonntagabend — lieber still feiern sehen. — Nun taucht Groß-Windhuk mit seinem grellen Schein der elektrischen Bogenlampen auf. Vor uns teilen sich die Wagenspuren. Geblendet vom Licht geraten wir in eine falsche Fahrrinne, und nach 15 Minuten sitzen wir fest; wir stehen vor einer Felswand. Das noch kurz vor dem Ziel, wie ärgerlich! Etwa 30 Minuten dauerte es, ehe wir alle Fahrzeuge aus dem Hohlweg wieder herausgeholt hatten. Und nun endlich hatten wir unsere erste Pad beendet.

Wieviel Erfahrungen, Kenntnisse und welch mannigfaltige Bilder hatte uns doch die Neue Welt gebracht!

Ich kam im leichten Offizier-Kolonnenzelt unter, in dem vier Herren schlafen konnten. Als ich meinen Doktor aus H. in seinem Zeltabschnitt besuchen wollte, bot sich mir ein unbeschreibliches Bild tiefster Vertraulichkeit dar. Er saß auf der Bettkante und hatte ein junges niedliches Bastardmädchen quer über seinem Schoß liegen, dem er langsam, aber sicher eine Flasche Rum einflößte. Im selben Augenblick kam mein Wachtmeister und brachte mir Briefe aus der Heimat. Da las ich wißbegierig unter der Lampe die Nachrichten aus deutschen Landen. Der Doktor aber ließ sich durchaus nicht stören, er war etwas — trunken.

In der Nacht wurde es bitterkalt, und ich habe wie ein Schneider gefroren (6 Grad Kälte).

Als ich am anderen Morgen zur Schreibstube ging, um die eingelaufenen Dienstsachen zu erledigen, da bekam ich ein Telegramm aus Gochas unter die Finger. Wer beschreibt da mein Erstaunen, als ich auf ihm den geschenkten Ochsen von Awadaob in Portionen umgerechnet finde? Dabei lag ein säuberlich abgefaßtes Schreiben mit den Fragen: 1. Warum die Kolonne jene entsetzlich hohe Portionenzahl an Mehrverbrauch gehabt hätte; 2. Ob ich, der Kolonnenführer, dieselben bezahlen oder auf den nächsten Empfang verrechnen wolle? Als das Blut in meinem erstarrten Körper wieder kreiste, legte ich das gewichtige Schreiben zur Seite mit dem Bemerken: „Bleibt bis auf weiteres liegen!" Ich aber besorgte wichtigeres, nämlich ich setzte den Empfang eines Zeltes durch; denn R. hatte das der Staffel gehörige Zelt mitgehen heißen. Nach zweitägigem zähen Kampfe befand ich mich im Besitze eines großen, viereckigen Zeltes, in dem vier liegen konnten. Meiner Kolonne wurden nämlich bis zum nächsten Marschziel Aminuis drei sehr nette Herren angeschlossen: Graf K., Freiherr von R. und S.

Nach Aminuis.

Am Himmelfahrtstage, am 1. Juni, kehrte ich 3 Uhr nachmittags Windhuk wieder den Rücken. Außer meinem Braunen hatte ich mir noch einen starken Schimmel zugelegt. Als wir hinter Klein-Windhuk das Revier durchquert hatten, gingen wir schon zur Ruhe über. Neun Kameraden hatten uns zum Farmer Ludwig in Klein-Windhuk zum Abschiedstrunk geladen. Um 5 Uhr saßen wir denn auf der Terrasse versammelt. Wir genossen den herrlichen Anblick über das zu Füßen liegende liebliche Tal und zu den Bergriesen der Auasgebirge, deren Rücken von der untergehenden Sonne prächtig-glühend beleuchtet wurden. Bald machte der edle Windhuker Wein uns frohlaunig und in übermütiger Stimmung verflogen die Stunden nur so. Von 9—12 Uhr saßen wir noch im Innern des Hauses, da es draußen bärig kalt wurde, und schlürften den vom Grafen K. kunstsinnig gebrauten Grog. Da merkten wir von der Kälte auf dem Heimweg nichts, bloß fiel uns die Unterscheidung der Himmelsrichtungen gar schwer.

Um 3 Uhr morgens wurde geweckt; wir wollten um 4 Uhr abmarschieren. Da wurde der Sanitäts-Sergeant vermißt. Die Leute sagten aus, er habe sich trotz strengen Verbotes um 9 Uhr abends nochmals zur Brauerei begeben. Da ließ ich ringsherum alles ausschwärmen und nach ihm suchen. Meine Ahnung betrog mich denn auch nicht. Er wurde unter einem Busche schlafend vorgefunden. Ihn munter zu machen war vergebliche Liebesmühe, und so ließ ich ihn, der so steif wie ein Brett gefroren war, auf einen Wagen festbinden. Um 5 Uhr rückten wir ab. Wegen der klotzigen Kälte gingen wir alle bis Sonnenaufgang zu Fuß. In Abrahamsfarm frühstückten wir im Farmerhaus. Die

mittags kräftig scheinende Sonne hatte auch unseren Sanitäter wieder ins Leben zurückgerufen. Er meinte, sein Kopf täte zum Platzen wehe; nie im Leben wolle er sich in Afrika einmal wieder betrinken. Bei seiner Leichenbittermiene schenkte ich ihm die Strafe. Nachmittags von 3.30—8.30 Uhr nach Hohewarte. Hier schaltete ich einen Ruhetag ein.

In Kowas ließ ich auf das flehentliche Bitten des dortigen Farmers drei Mann zu seiner Bedeckung zurück. Auch ließ ich daselbst einen Wagen mit Hafer und die schlappsten Maultiere. Im allgemeinen marschiere ich jetzt längere Strecken, um mehr Ruhetage einschieben zu können. So blieb ich in Achenib wieder einen vollen Tag auf Weide. Als wir hier am Abend unter einem riesigen Dornenbaum um eine als Tisch dienende Kiste auf unseren Sätteln hockten und uns bei gemütlichem Petroleumlicht lustige Schwänke erzählten, fiel im nahen Busch plötzlich ein Schuß und eine Kugel pfiff dicht über unsere Köpfe hin. Wir warfen uns augenblicklich platt auf die Erde und krochen eiligst zum Kral, den ich sofort alarmieren ließ. Graf K. jedoch blieb am Tisch auf dem Bauch liegen und schrie aus Leibeskräften: Macht das Licht aus! So ernst die Sache war, mußten wir doch herzlich bei dem komischen Bilde lachen. Wir suchten weithin das Gelände ab — vergeblich. Auch die übrige Nacht blieb es still. Uns aber war die Lust zu fernerem Geplauder vergangen; wir krochen alsbald ins Zelt zur Ruhe.

Die Steppe sieht jetzt trostlos aus. Das Gras ist braun verbrannt wie Heu. Keinerlei Blumen blühen mehr. Das Wasser wird immer spärlicher. „Die ganze Landschaft liegt tot und grau im Winterkleide, die vernichtende Kraft der trockenen Jahreszeit läßt alles Pflanzenleben verdorren. Alles Angenehme schwindet, aber alles Unangenehme tritt hervor: Blätter und Blüten welken,

aber Dornen und Stacheln bleiben zurück, Vögel und Schmetterlinge wandern aus oder sterben; aber Schlangen, Skorpione und giftige Spinnen genießen die höchste Daseinsfreude."

In der Nacht zum 10. erlebte ich mein 100. Biwak. Mittags lese ich jetzt die Zeitungen aus Hannover, die mir bis zum 12. April nachgesandt worden sind.

Am 10. Juni traf die Kolonne in Aais ein. Von Wasserstelle Kutsikus aus hatte ich eine Streife nach Lehmwater geritten, um festzustellen, ob wir über diesen Platz marschieren könnten. Doch nachdem ich mich überzeugt, daß im Höchstfall daselbst für nur vier Pferde Wasser vorhanden, ritt ich nach Aais zurück. An der Pfütze von Lehmwater schossen wir mittels einer Salve aus unseren sechs Gewehren auf 500 Meter Entfernung einen Strauß. Wir hatten den Dusel, dem Piepmatz das linke Bein abzuschießen. Sein Fuß war so groß wie der meinige.

In Aais feierten wir Pfingsten. Zur Feier des Tages habe ich meine erste Predigt gehalten (man wird hier draußen sehr vielseitig). Zu meiner stolzen Freude waren die Leute wirklich andächtig. Mittags nahm ich mit den Herren den Festschmaus ein. Es waren alle drei prächtige Menschen. Durch selbstloses Opfern aus den eigenen Konservenbeständen begingen wir das hohe Fest mit einem üppigen Mahle. Ich selbst bereicherte die Speisekarte durch einen von mir erlegten, feisten Springbock. Am Abend saßen wir mit den Leuten vereint. Unsere Hauptfreude war an diesem Abend das besonders groß unterhaltene, hochauflohende Biwakfeuer mit seinem gülden glühenden, sprühenden Funkenregen. Und ein Feuer hat hier großen Wert! Kaum ist die Sonne versunken, wird es empfindlich kalt. Jeden Morgen lasen wir in den letzten Tagen 6 Grad Kälte ab, während es am Mittag bei 30

Grad mollig warm war. Da ist das Marschieren, da wir so überaus oft auf Nachtmärsche angewiesen sind, sehr ungemütlich. Zu Pferd friert man Stein und Bein, zu Fuß kommt man hier in dem tiefen, tiefen Sand überschwer vorwärts und außerdem wird bei dem Waten Herz und Lunge auf langen Märschen stark in Mitleidenschaft gezogen.

Ein komischer Zwischenfall ereignete sich am Sonntagmorgen. Bei Tagesgrauen trieben meine Leute die Herde von Maultieren und Pferden zu den reichlich sprudelnden Quellen in der tief eingeschnittenen Querschlucht des Nossobtales. Da plötzlich poltern Steine von oben herab und in der Dämmerung sehen die Reiter etwa 80 Meter über sich Gestalten. Im Nu krachen Schüsse; jeder glaubt an einen Überfall. Doch kaum hat sich das hitzige Gefecht entsponnen, da tönt das klägliche Geheul getroffener Affen durchs Tal: Der böse Feind war eine Herde Paviane gewesen, die wir vom Wasser vertrieben hatten. Mir tat es sehr leid, daß wir einen Affen so getroffen, daß er unter kläglichem Jammern verendete. Stimme und Gebaren gemahnten nur zu sehr an den Menschen.

Montag, den 12., um 2 Uhr nachmittags aufbrechend, marschierten wir zunächst durch das enge, von basteiartigen Felsen eingeschlossene Nossobtal. Nach 5 Kilometern hieß es, die steile Wand zur Hochebene zu erklimmen. 24 Pferde hätten das nicht vollbracht, was unsere braven 8 Maultiere vor dem schwer beladenen Wagen leisteten. Als ich den Steilhang sah, der, zum Überfluß mit losem Geröll bedeckt und durch Regenrinnen durchfurcht, schier unfahrbar schien, zweifelte ich, hinauf zu gelangen. Und trotzdem waren von 3.15—4.45 Uhr alle Fahrzeuge mit ihrer Beladung die 60 Meter Höhe hinaufgeschafft. Jeder Wagen war beladen mit 32 Zentnern, ohne der Ausrüstung, den Ersatzteilen,

sowie dem Gepäck der Fahrer. Alles erinnerte mich an die Wege in den steilsten Muschelkalkbergen von Kurhessen, die dort eben nur von Ochsen überwunden werden. Hier blieben die Maultiere, was die Pferde nicht tun, nach jedesmal etwa 20 Schritt im steilen Zuge halten. Ein paar Minuten ließ man die keuchenden Tiere sich ausschnaufen und jetzt genügte ein ermunternder Ruf und alle acht zogen auf einmal ruhig an, um alles herzugeben, was sie in ihren Kräften hatten.

7.45 Uhr abends stellten wir den Kral her. Ein Zelt schlugen wir nicht auf, da wir in aller Frühe weiter wollten. Wir Offiziere verteilten uns auf die Wagen, welche mit Hafer beladen, und schliefen, soweit es die Kälte zuließ, zwischen zwei Säcken eingeklemmt. Die Nacht wurde ekelhaft kalt. Vor allem fror ich niederträchtig an den Beinen. Ein Wunder war es allerdings nicht: Ich las 3 Uhr morgens 11½ Grad Kälte ab.

Um diese Zeit treckten wir weiter. Vor Kälte zitternd liefen wir bis Sonnenaufgang zu Fuß, mühsam durch den tiefen Sand stapfend. Gegen 4 Uhr kam die Meldung von der Spitze: „In der Richtung des Vormarsches flackerten Feuer.“ Sofort hielten wir. Leise wurden 12 Gewehre vorgezogen und in Schützenlinie pirschten wir uns heran. Aber leider entpuppte sich der vermeintliche Feind als ein Treckbure mit seiner Bedienungsmannschaft vom Wagen. Um 5.30 Uhr, als es hell wurde, bekam ich eine köstliche Meldung. Ein Maultier hatte sich in dem Geröll beim Aufstieg aus dem Nossobtal vertreten und lahmte. Ich hatte deshalb einem Reiter den Befehl gegeben, das Tier an der Hand nachzuführen. Dieser Mann stammelte mir nun die drollige Meldung, daß er unterwegs, da es so kalt war, den Mulus an den Lauf eines Bockes, den ich am Nachmittag geschossen und der hinten an ein Fahrzeug

gebunden war, befestigt hätte. Nun hätte sich das Maultier, durch irgend etwas scheu gemacht, losgerissen und wäre mitsamt dem Böcklein auf- und davongejagt. Mit Mühe sei das Tier wieder eingefangen worden, aber sein Halsgeschmeide habe gefehlt. Da konnte ich nur laut loslachen, und mit einem gelinden Donnerwetter war die Sache erledigt. 9.15 Uhr morgens erreichten wir Ums. Der Weg war auf der ganzen Strecke tiefsandig, so daß die Muli ganz erschöpft anlangten. Leider konnten sie nicht einmal gleich genügend getränkt werden, da der Brunnen nicht auf einmal soviel Wasser lieferte. Ich blieb daher bis des anderen Tages 2 Uhr nachmittags hier in Weide. Von Leutnant K., der von Aminuis kam, konnte ich über die neue Gegend Erkundigungen einziehen.

Nun kam eine äußerst schwierige Strecke. Bis zum nächsten Wasser waren 70 Kilometer zurückzulegen und immerfort durch tiefen Sand. Man denke sich in Deutschland einen Marsch von 70 Kilometer Länge ohne Wasser! Von 2 Uhr marschierte ich bis 8.30 Uhr abends. Nach kurzer Rast brachen wir 12.30 Uhr nachts wieder auf. Mühselig mahlten sich die Räder durch den hemmenden Sand, der uns das Gehen außerordentlich erschwerte. Dabei jappten unsere Lungen mitunter wie bei einem Jagdhund. Befanden wir uns doch in einer Höhenlage von 1600 Meter über dem Meere! Wieder wanderten wir bis Sonnenaufgang zu Fuß. 10.45 Uhr vormittags kochten wir ab. 28 der gequälten Tiere machten schlapp. Doch unbarmherzig zogen wir weiter von 3.45 bis 8 Uhr abends, als wir das ersehnte Wasser erreichten. Wer aber konnte sich wohl unsere langen Gesichter ausmalen, die wir beim Kosten des Wassers bekamen? Es war stark salzig! Dieses brackige Wasser schmeckt nicht nur niederträchtig, wie man es auch genießt, sei es im Tee, Kaffee oder Kakao; zum

Zweiten bringt es auch stets den üblen, schmerzhaften Durchfall hervor. Die armen ausgetrockneten Tiere soffen das für uns so ekle Wasser in mächtigen Zügen.

Landschaftlich lag Achenib sehr nett. An einem mächtigen, ausgetrockneten See lag der nach Betschuanenweise gebaute Brunnen. Die flache Pfanne selbst war 1½ Kilometer lang, 1 Kilometer breit und vollständig mit weißen Salzkristallen überzogen. Ein reizendes Bild bot sich uns dar, als der Mond aufgegangen war. Schneeig erglänzte die Fläche, und man empfand den Eindruck, einen gefrorenen See vor sich zu haben, in dem sich der Mond spiegelt, zumal die Nachtkälte der Täuschung starken Vorschub leistete. Ein Wintermärchen in Südwest!

Am 16. sandte ich die Tiere Tag und Nacht auf die Weide.

Am Sonnabend, den 17. Juni, sah mich die Morgendämmerung 5 Uhr morgens unterwegs nach dem 15 Kilometer entfernten Endziel. 7.45 Uhr tränkten wir unsere Reitpferde an einigen Wasserlöchern vor Aminuis, welches wir 8.30 vormittags erreichten. Die Besatzung liegt hier in etwa 15 festen Steinhäuschen. Neben der Station lag ein Betschuanendorf.

Es machte einen wohltuend sauberen Eindruck. Die Hütten darin waren regelrecht viereckig gebaut. Station und die bewohnte Werft lagen an einem sanft-lehnigen Abhang. Vor allem lag der eigenartige Salzsee. Die Pfanne sah jetzt, von der Sonne beschienen, durch die Salzkristalle weißblinkend wie ein ruhiger Landsee aus — ein anheimelndes Landschaftsbild. Die Besatzung bestand aus den beiden Kompagnien M. und K. (ersterer selbst war nicht da), sowie der Halbbatterie W. Außerdem lag der Stab von M. hier. Als ich ihm mein Eintreffen meldete, lud er mich gleich freundlichst zu Tisch ein. Doch zunächst

frühstückte ich bei K. mit meinen bisherigen Reisegefährten, die mir zum Abschied folgendes launige Gedicht überreichten:

Wie ist doch eine Pad intressant
Für den Neuling im Dunkelland!
In Klein-Windhuk wird Abschied genommen
Von den Kameraden, die dazu gekommen.
Viel Windhuker Wein wird eingenommen,
Zum Schluß ließ man Windhuker Bier sich kommen.
Am Morgen sind Sanitätsmilitärs und Wasserbeutel gefroren,
Doch gehen sie trotzdem uns nicht verloren.
Kalt bläst der Morgenwind um die Ohren,
Mittags tut einen die Sonne schmoren.
In Abramsfarm und Hohe Warte
Speisten wir sehr gut à la carte,
Doch nicht zu nennen, bedenkt man die smarte
Verpflegung, die uns die Kolonn' sich absparte.
In Koanus, Kowas und Achenib traut
Welch schöne Suppen hat Engel*) gebraut!
Doch wie waren wir erst in Aais erbaut,
Als unser Aug' den Pfingstschmaus erschaut!
Auf steiler Bahn treckten wir weiter nach Ums,
Auch hier war wieder großer Sums:
Mit Kunze riefen wir: „Wohl bekumm's!"
Doch wenig Wasser gab uns Ums.
Über Achab nach Aminuis wird jetzt getrocken,
Die Reise tut uns wenig verlocken:
Denn einmal ist der Weg sehr trocken,
Auch sollen dort Hottentotten hocken.
Vor allem tun wir bedauern,

*) So hieß mein Koch.

Daß wir scheiden müssen jetzt mit Trauern
Von ihm, der geführt uns ohne Schauern
Den Weg, auf dem stief Gefahren lauern.
Von ihm, der stets ein lieber Kamerad
Auf dieser leider so kurzen Pad,
Der gesorgt, nie wurd' er da müd' oder matt,
Daß unsere stets hungrigen Mägen satt.
Der uns Kurzweil verschafft an jedem Ort,
Sei es durch Jagd, sei's durch Hundesport.
Der nie sich beklagt mit einem Wort,
Futterten wir ihm seine Vorräte fort.
Da es jetzt heißt auseinandergehen,
Hoffen wir auf frohes Wiedersehen,
Sei's im Afrikanerland,
Sei's am Haff, Leine-, Isar-, Ockerstrand.
Und Sie, lieber Trautmann, sei'n herzlich bedankt
Für gütige Führung im fremden Land!
Wo immer wir weilen, dran denken wir noch
Und rufen: „Trautmann dreimal hoch!"

Ums, den 14. 6. 05.

Mittags speiste ich bei Major M. Ich lernte ihn als einen sehr liebenswürdigen Gastgeber kennen. Er bekannte, daß er sehr afrikamüde sei und sich nach der Heimat zurücksehne. Als ich ihm von meinem Mißgeschick mit den Pavianen erzählte, da lachte er und wartete mir tröstend mit einem Gegenstück aus Aminuis auf. Quer durch den ausgetrockneten See sind Schußlinien abgesteckt, um bei einem Angriff die genaue Entfernung zu haben. Eines Nachts nun sieht der Posten, wie am jenseitigen Ufer auf der weißen Fläche eine Masse schwarzer Punkte erscheinen. Sie scharf beobachtend bemerkt er, daß sie sich auseinanderziehen, just wie zu einer Schützenlinie. Sogleich Alarm, die Geschütze sind gerichtet. Und als der Feind die Schuß-

marken erreicht, prasselt ein Geschoßhagel über ihn hin. Wunderbar, keine Wirkung. Das Feuer wird eingestellt. Bald ist erkundet, daß man eine Reihe harmloser Aasgeier vor sich hatte. — Gewiß, man lacht leicht über einen solchen Reinfall; aber lieber sich einmal täuschen lassen, als durch einen plötzlichen Angriff überrascht werden.

Nach einer Stunde angenehmer Plauderei trank ich bei K. schnell noch eine Tasse Kaffee, um alsbald von 3.30 bis 7 Uhr zurückzumarschieren. Noch am selben Abend marschierte ich um 10 Uhr weiter bis 2 Uhr nachts. Noch in letzter Minute wurde ich durch M. zur Vorsicht gemahnt; von Gobabis aus wären Truppen von Hottentotten im Anmarsch auf Ums gemeldet. Bereits 4 Uhr morgens nahm ich den Marsch wieder auf und treckte mit kurzen Pausen durch bis Ums, das ich 11.30 Uhr abends erreichte. Trotz leerer Fahrzeuge war es ein überaus schwieriger Marsch. Die Tiere waren am Ende ihrer Kräfte. Die Nächte waren bitterkalt. Ein Glück, daß die Tageshitze durch heftige Winde gemindert wurde.

Leider hatten wir unterwegs eine folgenschwere Begegnung. Es war 9 Uhr morgens, als ich mit dem Wachtmeister voraustrabte, um einen günstigen Halteplatz in dem dichten Busch zu suchen. Wohl drei Kilometer waren wir vorgeritten, da mit einem Male pfiffen Geschosse um unsere Ohren. Aus einem etwa 600 Meter seitlich hinter uns gelegenen Gebüsch war eine Salve auf uns abgegeben. Wieviel Schuß es waren, habe ich nicht beurteilen können. Blindlings ohne jede weitere Überlegung stießen wir unseren Pferden die Eisen in die Rippen und jagten geradeaus weiter. Das war unser Glück. Hätten wir kehrtgemacht, um zur Kolonne zurückzugaloppieren, so wären wir in die Gewehre des Gegners hineingeritten. Denn zwischen uns und der Kolonne hatte sich schon eine

feindliche Gruppe quer über die Pad gelegt. (Die Stelle, von der die Schüsse auf uns abgegeben waren, habe ich erst nachher aus den Spuren festgestellt.) Von dieser Gruppe erhielt die Spitze Feuer, und zwei der Reiter wurden getroffen. Der eine bekam einen Schulterschuß, während der andere leicht am Oberarm gestreift wurde. Als ein Teil der Mannschaft, sich entwickelnd, vorging, war weit und breit kein Gegner mehr zu sehen. Diese Meldung erhielt ich, als ich, einen großen Bogen beschreibend, die Kolonne wieder erreicht hatte. Die beiden Verwundeten wurden nach Möglichkeit verbunden — ein Arzt war nicht vorhanden — und auf Fahrzeuge gebettet.

Entsetzlich lang wurde uns die Zeit der Dunkelheit bis 11.30 Uhr abends, denn eher konnten wir Ums bei der Mattigkeit der Tiere nicht erreichen. Gern hätte ich diese ungastliche Gegend gleich am nächsten Morgen schleunigst verlassen, aber ich mußte den Leuten und Tieren einen Tag der Ruhe gönnen. Die Reiter waren ebenfalls vollständig erschöpft. Sie waren nach dem Überfall abwechselnd zur Hälfte, die Kolonne sichernd, bis zur Dunkelheit zu Fuß gegangen.

In Ums wiederum währte das Tränken der völlig ausgedorrten Tiere noch bis tief in die Nacht hinein. Erst 2.30 Uhr war das letzte Tier bei den dürftigen Wasserverhältnissen getränkt. Von Glück konnten wir sagen, daß wir eine Viertelstunde vor einer von Gobabis kommenden Ochsenkolonne anlangten. So mußte diese warten, bis sie am anderen Morgen um 9 Uhr tränken konnte. Anderenfalls hätten meine armen Tiere, so lange vom Durst gepeinigt, aushalten müssen, dieweil der Brunnen nur alle 12 Stunden zum Tränken einer größeren Herde genügend Wasser durchsickern ließ.

Am 19. blieben wir also in Ums auf Weide. Auf dieser verendete ein Maultier an einer inneren Krankheit.

Die erste Dämmerung des 20. sah uns 5 Uhr morgens wieder auf dem Marsch. Von 11—2 Uhr kochten wir ab und ließen die Tiere grasen. Während dieser Zeit tötete ich eine Hornviper. Bis 7.30 Uhr treckten wir weiter nach Hoaseb. Wieder mußten die Muli furchtbar bei dem überaus tiefen Sande ziehen. Ehe wir in das Nossobtal hinabstiegen, mußten wir noch sechs hohe Dünen überwinden. In dem freundlichen Tale schaltete ich an der schönen Wasserstelle Hoaseb zwei ganze Ruhetage ein. Stolz stand alsbald mein Zelt da, und lustig flatterte auf ihm die schwarz-weiß-rote Fahne in den jetzt herrschenden heftigen Tageswinden. Diese sind schuld, daß die Luft den ganzen Tag über mit Sandstaub erfüllt ist, der selbst in die fest verschlossenen Koffer und Kisten, der Gummidichtung spottend, dringt.

Ausgezeichnet verstehen unsere Leute jetzt das Brotbacken; besser kann es der Berufsbäcker auch nicht herstellen. Denn wir erhalten in Südwest im Felde kein Brot geliefert, sondern jeder Reiter erhält alle 4—5 Tage sein Mehl, und dann heißt es: sehe zu, wie du zu Brot kommst! Im Anfang, ach, wie kläglich fiel da unser Backerzeugnis aus! Entweder glitschig durch und durch, oder gänzlich verbrannt. Da wir einen Berufsbäcker nicht hatten, erfuhren wir die geheimnisvolle Kraft des Sauerteiges ja erst nach acht Tagen Marsch in das Innere. Aber nun wird das Gebäck immer wunderbar locker. Als Kuchendeckel diente unseren Leuten die hintere Kopfwand des Wagens, und als Walze handhabten sie eine mit Sand gefüllte Flasche. In lockerem Sande wurde eine Grube ausgeworfen und mit brennendem Holze gefüllt. Dann wurde die Glut mit Sand vermischt und in sie das Brot zum Backen im Koch-

geschirr eingebuddelt. Welche Schwierigkeiten entstanden aber bei Wasser und Holzmangel! Denn um genügend Holz zum Backen zu bekommen, mußte mitunter stundenweit die Gegend danach abgesucht werden. Eine höchst willkommene Abwechslung boten unserem Gaumen gefüllte Pfannkuchen. Die Füllung bestand aus dem Inhalt der gelieferten Büchsen mit Mus oder amerikanischem Obst. Als Ersatz hierfür diente auch wohl ein mit Zucker angemachter Brei von den in der Steppe vorkommenden Wassermelonen.

Ja, der Mann im Felde hat es hier sehr schwer: Die kurzen Marschpausen hat er noch zum Kochen, Backen, Zeugwaschen und Flicken zu verwenden.

Am 23. zog ich weiter nach Kowas. Unterwegs stieß ich kurz vor Springbockvlei auf eine Ochsenkolonne, der sämtliche Ochsen weggelaufen waren. Acht Kilometer vor Kowas sahen wir nachts ein größeres Lagerfeuer vor uns. Bei unserem Herankommen wurde es durch Aufwerfen von Sand schleunigst gelöscht. Wir sahen nur noch, als wir heranritten, den Dampf aufsteigen; die Schwarzen hatten uns rechtzeitig gehört. Das Rumpeln der Leerwagen über das hier befindliche Klippenmeer tönt zu weit. In Kowas nahm ich den Farmer Viereck unter meinem Schutz nach Windhuk zurück, weil sein notdürftig wiederhergestelltes Farmerhaus allnächtlich mit Schüssen bedacht wurde.

Mitten durch den Steppenbrand.

Der Marsch von Kowas nach Koanus vom 27. zum 28. gestaltete sich großartig schön. Am 27., 3 Uhr nachmittags, nahm ich den Marsch mit allen Vorsichtsmaßregeln auf, denn acht Tage vorher waren auf dieser zurückzulegenden Strecke ein Sergeant und zwei Mann abgeschossen worden. Schon beim Abrücken sahen wir riesige

Rauchwolken am Horizont vor uns. Um 5 Uhr überschritten wir die Feuerlinie eines ungeheuren, sich auf uns zuwälzenden Steppenbrandes. Ich wunderte mich über unsere Pferde, die ohne im geringsten zu scheuen, durch das Feuer gingen. Kohlrabenschwarz sah der Boden zu beiden Seiten der Pad aus. Wie herzlich schade um den vernichteten Grasbestand! Als es 5.45 Uhr dunkel geworden war, bot die Gegend einen herrlichen Anblick dar. Vor uns auf den Höhen wütete das Feuer. Hinter den Kämmen der mächtigen Bergrücken stiegen hier und da sich hoch empor türmende, glutrotstrahlende Dampfwolken auf, daß man den Eindruck gewinnen konnte, man habe feuerspeiende Berge vor sich. Wunderbar prächtig gestaltete sich der Marsch durch die Berge selbst. Allüberall an den Abhängen loderte das zähe Holz der von gefräßigem Brand gefaßten Dornbäume bald als rötliche, bald als blendendweiße Fackeln im schwarzen Dunkel der Nacht. Über allem gleisten die Demante des südlichen Himmels — fürwahr ein überwältigend schönes und erhabenes Bild! — Unangenehm jedoch waren die sich im engen Tal entwickelnde Hitze und der beißende Brandgeruch. Diese Feuer werden von den Schwarzen angelegt, einmal um uns das Weiden unmöglich zu machen, andererseits um ihre Feldkost leicht auffinden zu können. Das Kraut der Uintjes (Erdzwiebeln) hinterläßt nämlich nach dem Abbrennen einen kleinen, schneeweißen Aschenkringel am dunklen Boden.

* * *

Hinter den Kleebergen gingen wir zur Nachtruhe von 11 Uhr abends bis 3 Uhr morgens über. Nach siebenstündigem Marsch erreichten wir am selben Morgen um 10 Uhr Koanus. Hier machten wir alsbald die unangenehme Ent-

deckung, daß das Wasser des unbedeckten Brunnens entsetzlich stank und von moosgrüner Farbe war, eine Folge von massenhaft in das Wasser gefallenen kleinen Vögeln. So sehr wir uns auch widerten, was half es, wir mußten das Wasser zum Abkochen verwenden.

Am 29. fuhren wir vor dem Farmerhaus von Hohewarte zum Kral auf. Am Abend folgte ich einer Einladung des Farmers Schulze zum Abendessen. Außer ihm waren noch sechs Farmer, die bei Ausbruch des Aufstandes von ihren Farmen nach hier geflüchtet, in seinem Hause versammelt. Unter launigen Gesprächen blieben wir bis 10 Uhr beieinander. Um diese Zeit ereignete sich ein unliebsamer Zwischenfall. Am Nachmittag war eine Anzahl junger Lämmchen durchgebrannt. Schwarze Boys sollten sie wieder einfangen. Als sie nun im nächtlichen Dunkel mit den Tieren zurückkamen, glaubte der Posten der Station, es seien Hereros, die Vieh stehlen wollten. Und er feuerte dreimal. Gott sei dank traf er nicht. Obwohl sich die Sache sogleich aufklärte, wollte doch die vorherige Gemütlichkeit nach der Störung nicht wieder aufkommen. So trennten wir uns bald darauf.

Morgens 4 Uhr brach ich auf und holte 6.30 Uhr meine erste Halbkolonne bei Farm Voigtland ein, als sie gerade abmarschieren wollte. Doch ich ließ die Staffel halten, um mit meiner ganzen Kolonne in Windhuk einzurücken. Des Mittags kam jedoch eine Patrouille mit dem Befehl, daß die zweite Staffel bis Mittwoch halten bleiben sollte. In Windhuk lagen bereits sechs Kolonnen, die alle noch Ausbesserungen an den Fahrzeugen nötig hatten. Da außerdem in Windhuk Futtermangel herrschte, so sollte in der Wartezeit draußen die Weide ausgenutzt werden. So ließ ich am Nachmittag wieder meine erste Staffel mit den beiden bei Achab Verwundeten allein ziehen.

Ich zog es wohlweislich vor, fern von allen Behörden der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Und diese wurde köstlich. Endlich konnte sich Mensch und Tier nach all den Anstrengungen verpusten — und zwar an einer überreichlichen Wasserstelle. Ich richtete mich im Farmerhaus wohnlich ein. Dasselbe war noch ganz erhalten. Nur die Fenster waren zerschlagen. Selbst die Türen waren zum Teil noch vorhanden. Gleich am ersten Tag konnte ich verhindern, daß ein paar gewissenlose Reiter die Türen aushoben, um sie als Brennholz zu gebrauchen. — Am Tage saß ich gewöhnlich nach einem erquickenden Morgenspaziergang erfrischt auf dem schattenspendenden Umbau des Hauses. Von ihm hatte man einen entzückenden Rundblick. Lag ja das Haus auf der Höhe eines Bergkegels. Nachts schlief ich im Hause, wenn auch die Nächte schon milder geworden waren. Viel, angenehm viel Post brachte uns der zweite Tag aus Windhuk.

Am Sonntag, den 2. Juli, unternahm ich eine herrliche Bergbesteigung. Mit dem Wachtmeister und drei Reitern, alle mit Gewehren wohl versehen, erstieg ich einen 600 Meter hohen, äußerst steilen Berg. Man konnte der höchsten Kuppe nur von einer Seite beikommen. Die Spitze war 2200 Meter hoch. Zu ihr führte ein Grat, der nicht breiter als ein halbes Meter war. Zu beiden Seiten fiel es schwindelnd zur Tiefe ab. Überwältigend war der Blick über die zu beiden Seiten sich anschließenden Auasgrate mit den jähen rot-blauen Felsgründen und den zu ihren Füßen sich anschmiegenden grünen Matten. Eine sehr hübsche, einer Alpenrose ähnelnde Pflanze nahm ich von dieser Höhe mit. Ein recht putziges Tier fiel uns auf: von der Seite sah es wie ein Hase, von hinten gesehen wie ein Truthahn aus wegen seines dichten Schwanzbusches. Es war der urdrollige Geselle von Klippdachs. Ununter-

brochen kletterten wir von 7 Uhr morgens bis 2 Uhr mittags. Nur 15 Minuten rasteten wir auf der windumtosten Spitze. Wie prächtig mundete uns nun das Mittagsmahl!

Nachträglich möge jetzt der Beladungsplan für Aminuis folgen:

Eigene Verpflegung: (1 Off., 56 M., 11 Pferde, 163 Mault.)

Portionen	1682 Kgr.
Rationen	5046 Kgr.

Verpflegung für Aminuis:

Portionen	2390 Kgr.
Rationen	2400 Kgr.

5 Postsäcke.

1 Sack vom Res.-Laz.-Depot.

1 Fahrzeug zu je 1180 Kgr.

Am Nachmittag des 4. Juli marschierte ich nach Abrahamsfarm weiter. Unterwegs fing ich ein herrenloses Maultier ein. Das Abendbrot nahm ich beim Farmer ein; allhier traf ich Hauptmann B., der nach Gobais ging, und Leutnant P., welcher ebenfalls nach Windhuk zurückmarschierte.

Am 5. rückte ich in Windhuk ein. Gern hätte ich ein Zimmer in der Stadt genommen, allein da keins frei war, mußte ich mit dem leichten Zelt vorlieb nehmen.

Am 6. machte ich mir einen Spaß mit meinem Boy, Bob getauft. Ich hatte ihn bei Aais aufgegriffen. Da konnte er kein Deutsch und war mit der Kultur auch sonst noch nicht in Berührung gekommen. Überraschend schnell eignete er sich die deutsche Sprache an. Nun wollte ich sehen, was wohl eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie sie ein daherkommender Eisenbahnzug doch für ein Naturkind sein mußte, auf diesen halbwilden Burschen machen würde

Ich ging mit ihm am Nachmittag zum Bahnhof und stellte ihn dicht an die Schienen. Nun kam von Karibib her der Zug fürchterlich rasselnd und schnaubend heran. Bob guckte ihn gleichmütig an und im nächsten Augenblick griff er nach seiner Pfeife und stopfte sie mit höchst wurstiger Miene. Auf meine Frage, was er zu dieser ihm neuartigen Erscheinung sage, meinte er bloß: Ihr seid Dütschmann, Ihr Dütschmann könnt alles.

Am 7. ritt ich, um Pferde auszutauschen, nach dem Pferdedepot Goreamgab. Dasselbe liegt ganz großartig. Das Gebäude liegt auf einem Bergkegel. Ringsherum fallen die Abhänge etwa 100 Meter steil zu Tal. Und jenseits des umgebenden, kreisförmigen 20—30 Meter breiten Tales streben wiederum allenthalben jähe Höhen empor, öfters von wilden Schluchten zerrissen.

Am 9. rückte meine 1. Halbkolonne ab; sie führte die eigentümliche Beigabe von 21 Reit-Kamelen mit. Zum Totlachen sahen die komisch-verzweifelten Gesichter der Kamelreiter beim ersten In-den-Sattelsteigen aus. Es waren 21 brave Infanteristen, die ohnehin schon vom Pferd als einem wilden Tiere träumten. Nun ist ja das Aufsitzen gar nicht so ohne, denn im Augenblick des Besteigens suchen die Kamele nach den Rippen des Reiters zu fassen. Und ihr Gebiß ist kräftig. So hat in Swakopmund ein Kamel das Genick eines Sergeanten, der zur Pflege dieser Lasttiere befohlen, vollständig durchbissen. Dann erzeugt die hin und her gondelnde Vorwärtsbewegung zuerst so etwas wie Seekrankheit.

Nach Stamprietfontein.

Ich schloß mich wieder der mir liebgewordenen 2. Staffel an. Mit ihr verließ ich Windhuk am 11. Juli, 3 Uhr nachmittags. Mit Freuden hatte ich mich vor dem Ab-

rücken überzeugt, daß das Schriftstück über den halben Ochsen von Awadaob niedlich dick geworden war. Aber ich ließ die Intendantur nach der Beantwortung weiterzappeln. Den ersten Abend machten wir nach 12 Kilometer halt. Auf dieser Pad begleitete mich mein hannoverscher Bekannter, Dr. F. Bin herzlich froh, daß der liebe Kerl mir Gesellschaft leistet. Er ist ein Männeken von weit umfassender Bildung. Wie ich ist auch er ein Widerspruchsgeist, so daß wir bei unseren Gesprächen in ewigem Streite lebten. Dabei aber waren wir doch stets im Grunde unserer Seele ganz einig in der Auffassung. So wurde unser Einklang durch die kleinen Gesprächshecheleien nicht nur nicht gestört, nein im Gegenteil, unsere Unterhaltung bekam eine köstliche Würze. Ach, wie empfand ich es wonnesam, mit einem gebildeten, sehenden Naturfreund vereint, dieses Mal das unbekannte Land zu durchziehen!

Am 12. Juli, Marsch 6—9 vormittags bis Kabsfarm, 5—7 nachmittags nach Voigtlandsfarm.

Am 13. Juli, 9 vormittags bis Hohewarte. Hier wurden wir vom Farmer Schulze zu Tisch geladen. Bei letzterem Namen fallen mir zwei niedliche Begegnungen ein. Als ich in den schwarzen Erdteil hineinwanderte, dachte ich so, es ist doch nett, wenn man nicht überall gekannt wird, während man in Deutschland auf Schritt und Tritt auf Bekannte stößt. Als ich nun von Awadaob zurückgekehrt im Klippkaffernkasino zum erstenmal zu Mittag aß — wer sitzt mir gegenüber? Einer unserer Inspektionsoffiziere von der Kriegsschule Anklam, Rittmeister v. T. Er kannte mich nicht gleich wieder. Doch als ich ihm den Namen „Angstklam“ zurief, da fiel ihm mein Name sofort ein. Und meinen Körperumfang von damals und jetzt trefflich kennzeichnend, rief er wieder: Ach so, früher

so (da hob er einen Finger in die Höhe) und jetzt so (da hob er alle 5 gleichzeitig hoch).

Und als ich letzthin von Aminuis kommend, mich an den Windhuker Fleischtöpfen, gefüllt mit besser duftenden als schmeckenden Treckochsenstücken, gütlich zu tun versuchte, wer kam mir da beim Eintritt in das Kasino entgegen? Leutnant v. S., der auf der Turnanstalt mein Hilfslehrer gewesen war. So klein ist auch hier die Welt!

Am selben Nachmittag Marsch von 5.15—10.30 bis zum Schafrevier. Der Weg war durch den starken Kolonnenverkehr um vieles schlechter geworden. Geradezu toll war das Fahren über das endlose Steingeröll. Die Steine schienen ordentlich aus dem Sande herausgepflügt zu sein.

Am 14. Marsch von 3—7.30 vormittags bis Stinkwater. In der Nacht wurde es wieder mörderisch kalt. Doch ließen uns gelehrte Auseinandersetzungen über orientalische Religionen, über Brahmanentum und Confuciuslehre die schauderhafte Morgenkälte schier vergessen. Sie ließen unsere Köpfe mehr erglühen denn die Kälte.

Am 15. Marsch von 3—8.15 nachmittags zur Wasserstelle Autabib. Wir marschierten durch prächtige Weideflächen, auf denen so häufig schattige Baumgruppen standen, daß man oft wähnte, in einem englischen Park zu reiten.

Am Sonntag, den 16., hatten wir eine sehr böse Strecke zurückzulegen; ich habe sie als Erster mit einer Kolonne überwunden. 3 Uhr morgens aufbrechend, krochen wir mühsam und langsam wie Schnecken den stetig steigenden, mit sehr tiefem Sand bedeckten Abhang hinauf. Schon wollten wir, auf der Höhe der Garubeams-Bergkette angelangt, von Herzen aufatmen, da entsetzten wir uns über das wirre Steinmeer, das den östlichen Gebirgsabhang bedeckte. Über wüste Steinhaufen rappelten die Wagen

krachend herab. Als wir 10.30 mittags den ersten von Felstrümmern einigermaßen freien Platz erreicht hatten, machten wir mit sehr schlappen Maultieren halt. Leider konnten sie nicht durch Wasser erquickt werden. Zur Feier des Sonntags verspeiste ich mit dem Doktor ein saftiges Perlhuhn. Weiterziehen mußten die braven, unverwüstlichen Tiere von 4—9 nachmittags, bis sie endlich ans Wasser von Kürobotip kamen. Ein Glück war es, daß die Weide so ausgezeichnet, und Autabib und Kürobotip sehr gute Brunnen mit überaus reichlichem und klarem Wasser aufwiesen.

Am 17. ging es nach tüchtigem Tränken vorwärts an der Wasserstelle Beenbreck vorbei, wo ebenfalls ein Brunnen und mehrere Wasserlöcher waren, von 3.30—8.30 nachmittags. Um diese Zeit machten wir in köstlichem Steppengrase halt. Fast bis an die Schultern reichten uns die nahrhaften Rispen.

Am 18. Marsch von 5—10.15 vormittags nach Derm, hier eine Quelle mit glockenklarem Wasser vorfindend.

Am 19. Marsch von 3—9.30 vormittags bis Lidfontein. Mein neuer Schimmel ist nicht gut eingeschlagen. Er wird zu oft bockbeinig. Sobald er ermüdet, will der störrische Geselle nicht mehr weiter. Die Vorhand vorstemmend, bleibt er dann öfters wie angewurzelt stehen. So wollte er auch heute morgen gegen 8 seinen Kopf durchsetzen und blieb einfach stehen. Als ich ihm mit den Sporen die Rippen etwas unsanft puffte, legte er wie meist in solchen Fällen sein linkes Schnäuzlein fast bis zu meinem Knie herum und kreiselte wie ein Tanzmeister um seine Vorhand auf der Stelle. Dabei kam er mit der Hinterhand in einen Dornbusch und wutsch — da lagen wir beide drin. Verflixt, taten die Dornen weh! Nun war meine Geduld denn doch zu Ende. Ich ließ meinen Bob herankommen,

8*

und dieser band den Schimmel rechts aus. Ich wieder hinauf. Schon will er wieder nicht vorwärts. Da heidi, gebe ich ihm kräftig die Reitpeitsche zu kosten. Ja, siehst du wohl, das Kreiseln geht nicht mehr, denn nach rechts, das tat der Starrkopf nie. Nochmals die Eisen 'rein und hui geht es in schlankem Galopp los. Und jedesmal, wenn der Faulpelz in Schritt fallen will, bekommt er eine Aufmunterung. So sause ich denn an die 5 Kilometer wie Ziethen aus dem Busch aus dem dichten Dornbusch heraus und sprenge noch die 100 Meter breite, unbewachsene Fläche zu dem unbewohnten Farmerhaus auf dem Hügel hinauf. Hier oben binde ich mein Tier an die Tür fest und beschaue mir die verwüstete Wohnstätte. Da sehe ich gerade noch, wie jenseits etwa 300 Meter entfernt 5 Reiter im schnellsten Galopp im Busch verschwinden. Es ist eine deutsche Patrouille, sagte ich mir und untersuchte das Haus weiter. Potz Kuckuck, was ist denn das? Da liegen zu fünf armseligen Häuflein gestapelt je fünf schmierige Jacken, Hosen und wohldurchlöcherte, schwärzliche Hemden, daneben ebensoviel Sättel! Blitzschnell war mir die Sache klar. Nie bin ich in meinem Leben so schnell in den Sattel gekommen. Auf und davon jagte ich meiner Kolonne entgegen. So schnell als möglich zog ich 10 Reiter vor, und eiligst ritten wir gegen die Farm. Doch hier war noch alles wie ich es verlassen. Da lagen die schmutzigen Habseligkeiten, und im Innern des Hauses entdeckten wir einen halben Klippbock am Spieße über einem Feuer schmorend. Kein Zweifel — es waren Hottentotten gewesen. Ich vermute, daß sie die mächtig aufwirbelnden Staubwolken meines heranbreschenden Pferdes bemerkt hatten. Und aus dem so überaus schnellen Näherkommen mögen sie wohl auf eine versuchte Überrumpelung durch eine starke deutsche Patrouille geschlossen haben. Jedenfalls waren die Kerle mit

umgeworfenen Gewehren nackt aufs Pferd gesprungen und davongejagt. Mir aber lief eine Gänsehaut über den Rücken, mir sagend, wie leicht hätten sie dich abtrocknen (abschießen) können.

Die Farm war in großem Stile angelegt. Starke, weitläufige Umfassungsmauern der jetzt meist niedergerissenen Stallungen legten noch Zeugnis der vor Ausbruch des Aufstandes hier blühenden Viehzucht ab. Wasser war hier reichlich vorhanden. Eine muntere Quelle sprudelte am Fuße des Farmhügels zutage. Leider aber mangelte es in der Nähe an Weide. Auch im weiteren Umkreise waren die ersten spärlichen Halme erst in einer Stunde zu erreichen.

Die Weidewache verdoppelte ich natürlich heute mittag. Und richtig versuchten die Hottentotten gegen 3 Uhr in großen Zwischenräumen, sich vorsichtig nähernd, heranzukommen. Der Farmhügel liegt inmitten eines großen, nahezu kreisrunden Tales. Von ihm steigt ringsum tafelförmig die Höhe steil empor und flach dehnt sich nun nach allen Seiten die Ebene aus. An diesem Höhenrand lagen meine Weideposten, als jene sich näherten. Weder die Herde, die zu Füßen der Reiter im Grunde graste, noch die im Salzbusch versteckt liegenden Reiter selbst konnten von den sechs gelbbraunen Gesellen gesehen werden. Diese wollten augenscheinlich nur ins Tal hinabspähen, ob wir noch da seien, oder welche Pad wir weiter getreckt wären. Leider schoß ein ungeduldiger Hammel meiner Leute bereits auf 800 Meter Entfernung los. Natürlich machten die Kerle augenblicklich kehrt und waren im Nu verschwunden.

Als wir uns nachmittags von 5—9.30 auf dem Marsch nach Schürfpenz befanden, kamen uns von dieser Station drei Reiter entgegen, die uns vor einer Patrouille von Hendrikleuten warnten. Das Stationshaus in Schürfpenz

lag mit 14 Mann Besatzung auf einem kleinen Hügel. Auch hier gab es vollauf Wasser, aber wiederum sehr dürftige Weide.

Am 20. schaltete ich hier einen Ruhetag ein.

Am Freitag, den 21., strebte ich von 2.30—6.30 nachmittags meinem Endziele zu. Der Weg führte am Auobrevier entlang. Die Gegend war ähnlich der des unteren Nossobs. Auch hier sprangen häufig weit in das Revier ragende Vorsprünge aus der Hochebene vor. Nur mangelte es in diesem Tal gänzlich an Weide. Stamprietfontein lag auf der rechten Uferhöhe. Es war von einem Halbzug Infanterie und einem Maschinengewehrzug besetzt. An Bekannten fand ich hier: K. aus Celle und H. Letzterer war mit mir auf Kriegsschule gewesen. Bei der Übergabe gab es zunächst einen üblen Krach. Der Oberzahlmeister eröffnete mir, er habe Bureauschluß gemacht; heute abend empfinge er nicht mehr. Wie gemütlich! Nach langem Hin und Her erklärte ich ihm, ich wartete noch eine Viertelstunde, wenn er da nicht annehme, so würde ich meine Ladung vor sein Zelt auf seine weitere Verantwortung hin niederlegen. Ich setzte ihm auseinander, ich müsse aus Rücksicht für meine Tiere zur Weide zurück; wir seien doch im Kriege und nicht zu Hause im Standort. Als die Bedenkzeit um, ließ ich ohne weiteres abladen. Da bequemte sich der freundliche Mann endlich, die Sachen zu übernehmen. Und dieser liebenswürdige Herr war der Zahlmeister Z., der mit mir zusammen auf dem Hans herübergekommen war.

Die Entfernung Windhuk—Stamprietfontein betrug 292 Kilometer.

10.30 abends bis 3.30 morgens Rückmarsch nach Schürfpenz. Flott ging es weiter zurück. Am 22. von 3—9 nachmittags bis Lidfontein, am Sonntag, den 23.,

von 3 morgens bis 12.30 mittags bis Derm. Auf letzterem Marsch sahen wir bei Sonnenaufgang auf einer Anhöhe die Silhouette von sechs wilden Hunden, einer hinter dem anderen hertrabend. Am 24. von 4—10.30 nachmittags bis Dornfontein. Hier wiesen die Trümmer der Farm auf früher ausgedehnte Anlagen hin. Sehr viel Wasser (allein vier Brunnen am Gehöft) und Weide war vorhanden. Hier ausruhend, schoß ich am 25. zwei Klippböcke.

Am 26. Marsch von 4—4.45 nachmittags bis Nonikam. Der Busch war zu beiden Seiten ganz außerordentlich dicht.

Überfall einer Herero-Werft.

Am 27. Marsch von 3—10 morgens, nachmittags von 3—6, um welche Zeit wir in Kowas einrückten. Hier holte ich meine 1. Halbkolonne ein. Leutnant v. C. meldete mir, daß er am Abend vorher hier seinen Kral aufgeschlagen habe, und daß am vorhergehenden Abend auf seine Posten aus dem Dickicht heraus mehrere Schüsse abgegeben seien. Beim Nachforschen nach Fußspuren habe er zwei Weiber aufgegriffen, die in einem Verhöre aussagten, daß sie aus einer Werft der nahen Kleeberge stammten. Sie seien willens, die Werft zu verraten, da sie von ihren Stammesangehörigen andauernd geschlagen würden, schon lange nicht mehr genügend zu essen hätten und deshalb auch fortgelaufen seien. Nach einem nochmaligen Verhöre faßte ich den Entschluß, jene Werft zu überfallen. Daß in den Kleebergen sich zahlreiche Hereros eingenistet hatten, konnte man schon aus den dreisten Viehdiebstählen, die seit einigen Wochen an der Tagesordnung waren, entnehmen. C. hatte bereits am Morgen eine Patrouille nach Hatsamas hinüber geschickt mit der Bitte, die dortige Besatzung möchte eine Unterstützung senden, falls ich zum Entschluß eines Angriffes kommen würde. Diese kam fast gleichzeitig mit mir

in Kowas wieder an und meldete: Leutnant X. versage seine Mitwirkung, wenn nicht vorher die genaue Stärke des Gegners festgestellt würde. Nachdem ich meinen Leuten einen Tag der Ruhe gegönnt hatte, ließ ich sie mittags antreten, erklärte ihnen die Lage und meinen Entschluß. Ich wies darauf hin, daß die Sache schief gehen könnte, weshalb ich nur Freiwillige zu diesem Handstreich mitnehmen wolle. Und nun „Freiwillige vor!“ Wie ein Mann trat alles geschlossen vor. Nein, doch nicht ganz; ein einziger blieb zurück. Wer war es? Ein Reiter, über dessen Großredereien ich mich schon oft geärgert hatte. So manches Mal hatte ich ihn am Feuer reden hören, dazu wäre er nicht nach Afrika gekommen, um bei der Kolonne zu trecken; er wäre herunter gegangen, um Gefechte mitzumachen, sich auszuzeichnen usw. Jetzt, da alles sich meldete, blieb der Prahlhans allein zurück. Mit Freuden hörte ich, wie sich ein lautes Spottgelächter ob der traurigen Gestalt erhob. Schnell wählte ich 32 Reiter aus. Schleunigst, ohne lange Vorbereitung wurden sie teils auf Pferde, teils auf Maultiere gesetzt und 12 mittags traten wir den Orlog an. Nach Aussage der Weiber, die zunächst auf Packpferden thronten, sollte die Werft 1½ Tagemarsch entfernt sein. Kurz vor dem gewaltigen Gebirgsstock der Kleeberge bogen wir, nun zu Fuß marschierend, von der Pad Kowas—Koanus ab. Voran gingen die beiden Weiber, auf dem Kopfe eine große Fleischbüchse, in der Hand eine Kognakflasche. Die Hälfte von diesem Proviant war ihnen als Belohnung für den Verrat zugesichert. Hinter den beiden ging der Wachtmeister mit der Browning-Pistole, ihnen hin und wieder zu Gemüte führend, daß sie ein paar blaue Bohnen statt Kognak erhalten würden, falls sie uns irre führen wollten. Wir anderen folgten im Gänsemarsch hinterdrein. In Schlangenwindungen wan-

den wir uns durch den ungemein dichten Busch, die Rößlein hinter uns herziehend. Um 4 nachmittags bedeuteten uns die Frauen mit heftigen Gebärden, weiter dürften wir bei Tage nicht, über die nächste Kant, d. h. über die nächsten Höhen, läge bereits die Werft. So kann man sich auf die Zeitbestimmungen der Schwarzen verlassen! Da bei der geringen Anzahl der Gewehre ein Angriff bei Tage hätte höchst verderblich werden können, so hieß es denn bis zum anderen Morgen liegen bleiben. In einer engen Schlucht am Fuße der Berge, wo wir so leicht nicht gesehen werden konnten, machten wir halt. Es war eine unangenehme Lage. Wenn uns die Hereros im Anmarsche schon bemerkt hatten, so wären bei einem Überfall durch jene wohl wenige von uns aus dieser Mausefalle herausgekommen. Sobald die Nacht hereingebrochen war, wurden vorsichtig Posten auf die Höhen vorgeschoben. Wir andern streckten uns in dem scharfkantigen Steingeröll hin und versuchten zu schlafen. Die Nacht wurde bitterkalt; es waren wohl 3—4 Grad Kälte. Als Decke diente uns der vom Pferde am Tage durchschwitzte Woilach. Da schauderten wir manches Mal vor Kälte zusammen. Zudem drückte der Patronengurt, wie man sich auch legen wollte. So habe ich bis zum Aufbruch, den treuesten Begleiter im Arm, das geladene Gewehr, mit wachen Augen den reichgestirnten Himmel angelegentlichst betrachtet. Wie war da alles froh, als wir 3 Uhr morgens uns marschbereit machen konnten! Die Pferde blieben unter zehn Gewehren Bedeckung zurück. Wir übrigen setzten 3.30 morgens den Gänsemarsch fort. Zunächst ging es an einer Bergwand entlang, an der wir steil in die Höhe klettern mußten, um den Sattel zwischen zwei Höhen zu gewinnen. Leider hatten wir keinen Mond, und so war es mühsam, in der Dunkelheit durch das Felsgeröll zu klettern. Vorsichtig mußte der Nachfolgende in

die Fußstapfe des Vordermannes treten. Mißlang ihm dieses, so hörte man des öfteren einen unterdrückten Fluch, wenn einer rückwärts taumelnd sich höchst unsanft auf sein Achterteil hingesetzt hatte. Dann hieß es mitunter wieder auf allen Vieren über Felsbänke hinwegklettern, wobei die Leute sich gegenseitig mit den Gewehren hinüberzogen. Und unsere Bekleidung war nicht die eines Bergtouristen. Lange, nägelbeschlagene Reiterstiefel, ein schwerer Cordanzug, ein Patronengurt mit 120 Patronen, ein Gewehr, das Infanterie-Seitengewehr, eine Pistole, eine gefüllte Feldflasche, alles das leistete Gewähr, daß wir nicht zu schnell vorwärts stürmten. Dann befanden wir uns in einer Anfangshöhe von 1400 Meter über dem Meeresspiegel, und 400 Meter waren noch zu erklettern. Da wurde uns gar manches Mal der Atem höllisch knapp. Dabei konnte keiner nach Belieben Rast machen, da sonst die Verbindung nach vorn unfehlbar abgerissen wäre. Ein Wiederherankommen wäre aber auf diesem Gestein, das selbst bei Tageslicht nur für den Eingeborenen sichtbare Spuren aufnimmt, unmöglich gewesen. Ein Zurufen war natürlich vollkommen ausgeschlossen. Endlich hatten wir die Höhe des Sattels erstiegen, vor uns lag das eingelagerte Bergtal in düsterem Morgengrau. Dort an jenem rechten Abhang soll die Werft liegen. Flüsternd erfolgt die Verständigung des Angriffes, kurzes Nicken des Verständnisses, ein raunendes Wiederholen der Befehle, und lautlos gleitet alles an die befohlenen Punkte hin. Nach Abgabe der Pferdesicherung verblieben uns noch 25 Gewehre. Ich mit F. und acht Gewehren sperren das dreieckige Tal im Süden ab. Ich suche eine günstige Aufnahmestellung, und uns ins hohe Gras schmiegend, lauschen wir in den dämmernden Morgen hinaus. C. mit elf Gewehren umgeht die Werft und soll von den Bergen aus angreifen.

Durch Schnellfeuer sollen die Insassen herausgetrieben werden und auf meine zehn Gewehre auflaufen. Zwei seiner Reiter soll C. an die Nordspitze des Tales stellen, um hier einen Durchbruch zu verhüten. Ein Gefreiter nebst zwei Reitern werden auf den westlichen Abhang mit selbem Auftrag geschickt. Lang wurden mir die Minuten. Jetzt war es hell und jetzt hätte mein Leutnant den Überfall eröffnet haben müssen. Sollten uns die Hereroweiber irre gewiesen haben? Gedämpft rufe ich meiner Schützenlinie zu und behutsam kriechen wir vorwärts, schon haben wir die Mitte des Tales erreicht, da prasselt uns Gewehrfeuer entgegen, wir nehmen es auf, doch im selben Augenblick springt drüben Leutnant v. C. auf und winkt im Feuer stehend mit dem Taschentuch. Noch hatte kein Geschoß getroffen. Jener hatte die Werft leer vorgefunden und hatte uns im ersten Augenblick für den heranschleichenden Gegner gehalten, doch sogleich den Irrtum bemerkt. Und nun, kaum ist das Feuer gestoppt, geht ein Höllenradau in unseren Flanken von Westen her los. Dumpf dröhnte das alte Kaliber durch das Tal, scharf knacken die modernen Gewehre. Die Hereros hatten uns jetzt erst durch unser gegenseitiges Schießen bemerkt und nun Hals über Kopf das Feuer auf uns eröffnet, aber uns bereits viel näher heran vermutet. Denn wir lagen, nachdem wir die gefährdeten Flügel so schnell wie möglich zurückgenommen hatten, in der allerbesten Deckung gegen Sicht, nämlich in manneshohem Grase. Den Sand aufspritzen lassend, schlugen die Geschosse vor uns ein. Mit der Überraschung war es aus. Jetzt konnte nur kühnes Draufgehen helfen. Und hinein in den den Morgenfrieden grausam störenden Lärm schrillte meine Pfeife, und unter Hurra! Marsch, marsch! stürmten wir mit aufgepflanztem Seitengewehr gegen den Feind an. Doch dieser machte zu unserer Überraschung kehrt und

flüchtete den Berg hinauf, sich droben nochmals kurze Zeit festsetzend. Wie ein Deus ex Machina war uns der brave Gefreite zu Hilfe gekommen, den ich zur Sicherung meiner linken Flanke mit zwei Reitern auf die westlichen Höhen postiert hatte. Mein Vorgehen im Tale bemerkend, war er selbständig ebenfalls den Berghang weiter vorwärts gegangen. So konnte er jetzt die rechte Flanke der Hereros mit Feuer urplötzlich überschütten. Diese dachten nicht anders, als daß sie von einer größeren Zahl umgangen werden sollten. Auch in der zweiten Stellung blieben die Schwarzen nur kurze Zeit, wahrscheinlich nur, um die Weiber, Kinder und Pferde in Sicherheit zu bringen. Alsdann flüchteten sie der Ebene zu. Über welliges Gelände, bedeckt mit riesigen Felstrümmern, nahmen wir die Verfolgung zwei Stunden lang auf, bis wir mit ausgepumpten Lungen am Ende unserer Kräfte waren. Uns sammelnd zogen wir uns zur Werft, in der noch lustig die Feuerchen flackerten, zurück. Jeder nahm sich da ein kleines Andenken mit. Unser ziemlich mißlungener Überfall hatte doch insofern einen Erfolg, daß wir vier Tote und zahlreiche Blutspuren auf der Gegenseite feststellen konnten, und in Anbetracht dessen, daß die Hereros die Toten und Schwerverwundeten, wenn sie nur irgend können, mit zurückschleifen, so hatten wir ihnen doch ziemlichen Verlust beigebracht. Leider war es uns nicht gelungen, das Vieh zu erbeuten, nur sechs höchst magere Pferde hatten wir ihnen abnehmen können. Die gestürmte Werft mochte wohl nach der Zahl der Pontoks, die jetzt in Flammen aufloderten, gegen 60 Köpfe gezählt haben. Zu meiner großen Freude konnte ich gleich feststellen, daß auf unserer Seite kein Verlust zu beklagen war. Nur zwei Mann, die unbedeutende Verletzungen erlitten, lagen noch ohnmächtig zwischen den Klippen. Für sie war der Doktor schon unterwegs; mit-

genommen hatte er zwei aus Gewehren hergestellte Tragen. Aber einen anderen unangenehmen Verlust hatten wir leider zu verzeichnen. Auf großen Umwegen hatten wir das Pferd des Wachtmeisters mit nach oben genommen, um es im Bedarfsfalle zur Heranziehung der Pferde zu verwenden. Dieses edle Streitroß hatte, von zwei Kugeln getroffen, sein Leben geendet. So schickten wir zwei Mann zu Fuß nach unseren Pferden zurück. Wir anderen brauten in glühender Sonnenhitze den Siegeskaffee. Wenn das Wasser in den drei vorgefundenen Lachen auch ekelerregend aussah — es zeigte die unbestimmte Färbung eines Schwarz-Braun — so tranken wir das widere Gesöff der schwarzgrün aussehenden Kaffeebrühe mit mächtigen Zügen durch unsere ausgetrockneten Kehlen ein. Außer den Wachtposten streckten wir uns alsdann zwei Stunden zu bleiernem Schlafe hin. Mit C. nahm ich vor Aufbruch noch eine genaue Besichtigung der Gegend vor. Es stellte sich heraus, daß die Weiber nicht gelogen hatten. Bis vor zwei Tagen war die Werft, die sie uns angegeben, noch bewohnt gewesen. Wir konnten es an dem vorgefundenen Pferdemist und Wasserresten usw. erkennen. Dann waren sie wohl wegen der Weide auf die andere Hälfte des Tales gezogen. Auch die 40 Pferde, von denen die Weiber erzählt, waren bis vor kurzem tatsächlich hier gewesen. Unsere Pferde waren inzwischen herangekommen und die zwei Mann, welche sie heranbefohlen, meldeten, daß sie sich anfangs verirrt hätten und dadurch auf der Sattelhöhe westlich unseres Aufstieges eine kleine Werft entdeckt hätten, die allem Anscheine nach durch das Schießen eiligst verlassen worden sei. — Um nach Norden die Pad nach Koanus zu gewinnen, nahmen wir zur Hochfläche den halsbrechenden Abstieg durch eine enge, wildzerklüftete Schlucht. Überwältigend war der unermeßliche Fernblick vom Rand der

Höhe. Nicht enträtseln konnten wir es, daß uns die Schwarzen nicht früher bemerkt hatten. Beim Abstieg hieß es, von Stufe zu Stufe herabspringen; die Pferde mußten wir allein laufen lassen. Der Gemspfad war nur 50 Zentimeter bis 1 Meter breit. Der Mensch hatte Mühe und Not für sich, um zwischen dem Gestein und Dornengestrüpp durchzukommen. Was ich nicht für möglich gehalten, geschah: die Gäule kamen alle ganzbeinig unten an. Doch atmete alles befreit auf, den kaminartigen Engpaß, in dem wir jedem Angriff fast wehrlos preisgegeben, verlassen zu haben. Am Fuße des Passes stießen wir auf eine Wasserstelle und auf eine schon längere Zeit verlassene Werft.

Fröhlichen Herzens über den Streich, trabten wir nach Koanus, wo inzwischen die Kolonne die Lagerfeuer entfacht hatte. Unterwegs durchquerten wir nochmals einen kleinen Steppenbrand. Auch stöberten wir einen jungen Schakal auf, da dessen klagendes Heulen derart an das Wimmern eines Kindes gemahnte, daß wir wirklich glaubten, seitlich der Pad ein Eingeborenenkind vorzufinden. Mehr Brand wie Durst verspürend, goß ich, im Lager angekommen, vier Koppis mit Kaffee und zwei Grog ohne Pause hinunter, um dann bombenfest in den anderen Morgen hineinzuschlafen.

* * *

Den 30. Juli ruhten wir uns aus und marschierten am 31. nach Hohewarte, wo wir von dem allzeitig liebenswürdigen Farmer wiederum zu den Mahlzeiten geladen wurden. Am 1. August unternahm ich mit dem Doktor und dem Farmer einen herrlichen Ausflug nach dem nahegelegenen 2500 Meter hohen Rosaberg. Wenn bei dem auf Allen-Vieren-Klettern die Hände auch arg zerschunden wurden, so lohnte dies doch der unermeßliche, in ringsum

unbegrenzte Fernen schweifende, trunkene Blick von der Kuppe aus. Über 30 Kilometer weit konnte ich mit unbewaffnetem Auge bei der wunderbar klaren afrikanischen Luft deutlich die Stationsgebäude, Bäume und kleineren Hügel von Seeis erkennen. Bergab blieben wir auf halber Höhe stehen und gaben einige Schüsse ab, um dem donnernden, grollenden Echo zu lauschen. Als mineralische Ausbeute brachte ich von diesem Ausflug mit: körniges und kristallisiertes Magneteisen, Speckstein, Kupfererze und Marmor. Der Magneteisenstein durchbricht hier die Sandfläche 50 Zentimeter bis 1 Meter hoch und bildet scharfe, sich bis zu 600 Metern hinziehende, schwarze Grate.

Am 2. August Marsch 6—8 morgens nach Voigtlandsfarm, wo ich vier Tage auf Weide blieb.

Am 7. beendete ich diese Pad mit einem Marsch nach Windhuk von 3.30—8.45 nachmittags.

Am 8. meldete ich mich morgens bei Oberst D. (führte zu der Zeit das Oberkommando) zurück. Auf meine Meldung über mein Gefecht entgegnete jener kurz: Das ist nicht möglich, so nahe an Windhuk gibt es keinen Feind mehr. Hatte er ja vor kurzem erst nach Berlin gedrahtet: Im Umkreise von 100 Kilometern bei Windhuk alles vom Feinde frei. Na, da habe ich meinen Ärger am Abend fleißig durch Sekt fortgespült. Mit O. und S. bildeten wir im Kasino eine urgemütliche Ecke. Unserer sich schnell entwickelnden Kneiperei legten wir die Feier des 100. regenlosen Tages zugrunde.

Bis jetzt habe ich die stattliche Marschleistung von 3218 Kilometern mit 151 Biwaks hinter mir.

Nach Maltahöhe.

Am 9. wurde des Vormittags neu geladen. Auch verfaßte ich am selben Morgen eine geharnischte Weigerung,

den halben Ochsen von Awadaob zu bezahlen oder die aus diesem ausgerechneten Portionen auf die diesmal zu empfangenden zu verrechnen (denn dann hätten die Leute an den Pfoten saugen können). 4.30 nachmittags kehrte ich Windhuk fröhlichen Herzens wieder den Rücken. Mein neues Ziel war Maltahöhe — 312 Kilometer entfernt. Meine Absicht war, nach zwei Stunden Marsch an dem Fuße der Berge halt zu machen. Doch gleich hinter Windhuk holte ich eine Tonki-Kolonne ein, und nun hieß es, alle Augenblicke halt machen, um den unglückseligen Eseln immer wieder einen Vorsprung zu geben. Da ein Überholen wegen der schmalen Pad nicht möglich war, fuhr ich schließlich schon 5.45 zum Kral auf. Es ist eine entsetzliche Tierquälerei, Tonki für Lastfuhren zu gebrauchen. Ein ganz kluger Kopf wollte erkannt haben, daß diese Tiere frei von Pferdesterbe seien. Dieser Krankheit sind sie aber ebenso wie Pferd und Maultier unterworfen. Nun werden diese unglücklichen Geschöpfe zu 28—32 vor einen Ochsenwagen, beladen mit 50—70 Zentnern, gespannt, und Weiße und Schwarze lassen erbarmungslos die fürchterlichsten Prügel auf sie niederregnen. Eine ungeheure Zahl geht an Entkräftung ein. Ihre entsetzlich stinkenden und meist widerlich angefressenen Leichen verpesten weithin die Gegend. Man kann den Hyänen, Schakalen und Aasgeiern nur dankbar sein, wenn sie gründlich aufräumen und nur die bleichen Knochen übrig lassen. Stellenweise lagen auf der Pad Windhuk—Rehoboth auf 500 Meter 8—10 solcher Kadaver. Ein erst seit fünf Tagen verendetes Stück verpestet derart die Luft, daß man selbst bei vorgehaltenem Taschentuch kaum zu atmen wagt. Öfters wurde von Windhuk aus ein Arzt die eben erwähnte Strecke entlang gesandt, nur um die Tierleichen zu verbrennen. — Ein erschreckend rohes Bild, wie der baumlange Herero, sich

heiser brüllend, den wuchtigen Knittel auf den kleinen, zum Tode erschöpften Esel niedersausen läßt!

Am 10. Marsch nach Aris von 5.45—9.45 vormittags. Der Weg brachte uns durch das gewaltige Auasgebirge. Dieser Paß übte einen mächtigen Eindruck auf mich aus. Erhaben thront hier der fast 3000 Meter hohe Moltkeblick über dem Paßeinschnitt. Auf allen Seiten der Pad gähnen finstere Schluchten, zeigen sich wilde Felshänge und prunken sonnenvergoldete Bergspitzen. Es war unbeschreibbar schön, durch diese herrliche Großartigkeit der Natur zu wandern. Leider aber mußten unseren Tieren an den schwindelnden Abhängen entlang, über wilde Felsbetten hinüber überaus starke Anstrengungen zugemutet werden. Große Scharen wilder Tauben umflatterten uns beständig. Überall wucherten in üppigem Wuchs mächtige Aloen und stämmige Agaven. An dieser neuen Pad waren sogar Kilometersteine vorhanden. Nach je einem Kilometer hatte man nämlich bis Rehoboth ein leeres Petroleumfaß oder eine große Konservenbüchse hingestellt, und hierauf war mit einem Messer die Zahl eingeritzt. Zum Entziffern der Zahlen jedoch gehörten einigermaßen gute Augen und vor allem Tageslicht. Damit die „Steine" nicht „wanderten", waren sie mit Sand und Steinen gefüllt. In Aris war reichlich offenes und Brunnenwasser vorhanden. Zu köstlicher Labung erstand ich mir ein halbes Liter frische Ziegenmilch. In der Abendkühle erreichten wir von 6—8.30 abends die Viehstation Kranzneus. Das Gelände wird hier wieder ebener.

Am 11. August kam ich über Aub von 6—9.30 vormittags bis Nubitsaus. Unterwegs gab es nur spärliche Weide; der Weg war zwar meist eben, aber dafür tiefsandig. Hier in Nubitsaus unternahm ich am Nachmittag die Besteigung eines 100 Meter hohen Berges, der ganz

und gar aus schneeweißem Quarzgestein bestand. Von weitem glaubte ich zuerst einen ungeheuren Marmorblock vor mir zu haben. In den letzten Tagen war es ungemütlich warm. Sobald der Wind aussetzte, stieg die Quecksilbersäule am Tage auf 42—45 Grad Celsius. Prächtig mundete mir alltäglich ein kühles Fläschlein Emser Krähnchen des Mittags. Ich hatte als Liebesgabe in Windhuk 100 Flaschen dieses trefflichen Wassers erhalten und es daselbst an die Leute verteilt. Kurz nach der Ausgabe kam ich am Mannschaftszelt vorbei, und was mußte ich da erleben? Die Reiter hatten geglaubt, es befände sich Bier in den Flaschen. Aus Wut nun über die Enttäuschung begannen sie dieselben mit dem unersetzbaren Inhalt zu zertrümmern. Sofort gebot ich Einhalt und nahm ihnen die noch heilgebliebenen, etwa 40, ab. Jetzt auf dem Marsche bot mir das glockenhelle Naß eine wunderbare Labung dar. Tief im Wagen verstaut, hielt es die Nachtkälte bis zum Mittag; so erquickte mich das Getränk durch seine Frische doppelt. Mit Befriedigung bemerkte ich die langen Gesichter der Reiter, welche ihre übereilte Torheit jetzt bitter bereuten.

Am 12. August Marsch von 4.30—9.30 abends. Während des Haltes meldete sich eine Bastardpatrouille bei mir, die hinter Kaffern her war. Natürlich lief die Meldung auf eine aufdringliche Bettelei nach Schnaps hinaus. Um 3 Uhr morgens ging es weiter, und 8.30 konnte ich neben den heißen Quellen von Rehoboth zum Kral auffahren. Eine mächtige Grasfläche hatten wir durchpilgert. Rehoboth bildet als Hauptort der Bastards eine größere Wohnstätte. Mehrere ansehnliche Gehöfte von Weißen, einige Steinbauten der Bastards geben im Verein mit dem Missionshaus und -kirche der Ansiedlung den Anstrich eines deutschen Bauerndorfes. Ehe wir zum Dorfe selbst kamen,

verdichteten sich die Dornbäume zu einem Wald, und am Rand der letzten Akazien begannen die scheckigen Pontoks der Kaffern und Hottentotten. So reinlich, wie mir das Nest in Windhuk beschrieben, fand ich es nun gerade nicht. Auch habe ich mich vergebens nach den berühmten „niedlichen" Bastardmädchen umgesehen. Gewiß hatten diese Evatöchter im Gegensatz zu den krausköpfigen Herero- und Hottentotten-Weibern lange Haare, die sie stolz zur Schau trugen; aber Schönheiten habe ich wirklich nicht entdecken können. Zum Frühstück und Abendbrot leistete ich mir heute den seltenen Genuß von frischen Eiern. Während ich morgens das Stück zu 25 Pfennig bekam, nahmen uns die Bastards am Nachmittag bereits 1 Mark für ein Ei ab. Gemütlich war der Aufenthalt hier nicht. Zunächst war der Lagerplatz durch den regen Kolonnenverkehr übel verunreinigt. Dann setzte um 10 für den ganzen Tag ein heftiger Wind ein, der unausgesetzt dicke Sandwolken über die Gegend fegte. Um 1 mittags hatte Elvira — ein kleines Hereromädchen, das mir eine flinke Köchin war — soeben den vom Feuer gehobenen Erbswurstbrei auf eine Kiste neben meiner Lagerstätte im Zelt niedergesetzt, als ein Wirbelsturm daherbraust, das Zelt in die Höhe reißt und die Kiste umwirft. Da schreckte ich aus lieblichen Träumen empor: mir war, als ob sich der Vesuv neben mir geöffnet. Auf Brust und Wangen empfand ich vulkanische Glut. Der heiße, leckere Brei hatte sich in und über meinen zarten Busen ergossen. Donnerwetter, ich sprang da jäh empor! Mein Zelt war in hohem Bogen hinweggeschleudert. So warf ich denn vor allem Volke Rock und Hemd von mir, um mir vom Winde Kühlung zu verschaffen. Was dem einen aber zum Schaden gereicht, ist dem anderen oft eine Quelle der Freude. So auch hier. Mit grunzendem und quiekendem Behagen leckten alsbald

die um uns nach Abfällen herumlungernden Eingeborenenbälge meine Kleidungsstücke rein. Mein Bob mußte dabei nur aufpassen, daß die übereifrigen Kinder mir meine Sachen nicht zerrissen. Jedenfalls waren sie nach Verlauf einer Viertelstunde blank geleckt und zum Anziehen fein säuberlich gereinigt. — Abends Weitermarsch von 6—8, Halt in prächtiger Weide.

Am 14. August Marsch von 7.30—9.45 morgens bis Awasap. Zahlreiche Betten von Flüssen und Bächen in dieser ebenen Gegend wurden durchquert. Alle waren eingefaßt von üppigem Busch und stattlichen Bäumen. Hier in Awasap war ein Brunnen vorhanden und stolze Baumriesen spendeten prächtigen Schatten. Nachmittags Marsch von 4—7.30.

Am 15. von 10—11.15 morgens bis Tsumis. Die Weide war auf dieser Strecke äußerst kümmerlich. Die Mittagsstunden waren einfach niederträchtig. Denn ein blödsinniger Sturm jagte ununterbrochen stoßweise den in alles eindringenden Sand über uns weg. Ich kroch wie der Vogel Strauß mit dem Kopf unter meine Decken und kam stundenlang nicht zum Vorschein. Und trotzdem schmerzten mir die Augen, durch den scharfkantigen Sand zum Weinen gebracht. — Nachmittags Marsch von 5 bis 10.30. Die Pad führte uns zur platten Tafel einer Hochebene hinauf. Hei, wehten hier oben die Winde! Sie glichen ganz unseren schneidenden deutschen Ostwinden bei scharfer Winterszeit. Und kaum war die Sonne verschwunden, da setzte die Kälte ein. Auf 6 Grad Celsius minus kroch das Quecksilber herunter. Donnerkeil, trotz Lederweste und Winterüberzieher fror ich über alle Maßen. Und das ist das heiße Afrika! Nie habe ich in meinem Leben so gefroren wie in diesem Paviansland.

Am 16. setzten wir unsere vom Frost geschüttelten Glieder 6 morgens in Bewegung. Trotz des urschlechten Weges ging alles bis Sonnenaufgang zu Fuß. Nein, was war das für ein abscheulicher Weg! Solches Steingeröll gibt es in Deutschland kaum abseits der Wege, wie wir es jetzt beim Abstieg von der Hochebene überwinden mußten. Und dabei heißt es hier noch, mit 32 Zentnern darüber poltern. Kurz vor Schlip ging es durch den scharfen Einschnitt eines langen, vorgelagerten Bergzuges hindurch. Um 10 Uhr fuhren wir im Schatten herrlicher, hoher Akazien auf. Das erste, was wir sahen, ließ unser Herz vor Erstaunen stillstehen; es war: fließendes, wirklich fließendes Wasser! Wenn auch das eigentliche Rinnsal des Gaunabib-Revieres nur ein Meter breit war, staute sich das Wasser doch öfters zu teichartigen Lachen an, die von Taschenkrebsen und — — Fischen belebt waren. Es berührte uns ganz eigenartig, nach sieben Monaten, seit wir den Ozean verlassen, zum erstenmal wieder fließendes Wasser zu sehen. Immer wieder liefen meine Reiter heran, warfen Papierschnitzel hinein und freuten sich wie die kleinen Kinder, als sie davonschwammen. Da dachte wohl jeder der fernen, wasserreichen Heimat, zumal schmucke Dornenbäume wie drüben unsere hohen Ulmen die Ufer umschatteten. Ich traf hier die entgegenkommende Kolonne R. vor. Zu meiner Verwunderung fand ich R. im Farmerhaus vor einer Kiste sitzend vor, einen Bogen Papier mit einer schier endlos langen Zahlengeschichte bedeckend. Stolz erklärte er mir: „Ja, ja, ich berechne mir die Größe eines Maultiermagens, ja, ja, alsdann das Grasknäuel, ja, ja, welches den Magen ausfüllen kann, ja, ja, und wie lange es dauert, bis das Knäuel verdaut ist, ja, ja. Daraus berechne ich mir die Weidedauer und lasse meine Tiere nach der errechneten Zeit weiden. Ja, ja.“ — So

sahen die traurigen Geschöpfe allerdings auch aus. Trotz seiner bitterbösen Miene konnte ich mit Lachen gar nicht aufhören. — Am Nachmittag durchschweifte ich die Gegend und besah mir mit Wißbegier die wohlerhaltenen Hütten der verlassenen Bastardkolonie.

Am 17. weiter von 4—8.45 abends. Die 12 Kilometer hinter Schlip setzten denn doch allem bisher Dagewesenen die Krone auf. In Deutschland würde man das Überwinden eines derartigen Weges einfach für unmöglich halten. So etwas von Felsklippen hatten wir denn doch bisher nicht gehabt. Meterhoch polterten die Fahrzeuge krachend von Steinstufe zu Steinstufe herab, in ewiger Gefahr, sich zu überschlagen oder umzukippen. Helfen konnte ich da nicht, runter mußten wir; so machte ich drei Kreuze und ritt zum Revier hinab: ich mochte der Tierquälerei nicht mehr zusehen. Tiefes Mitleid erfaßte mich jedesmal mit den geduldigen folgsamen Tieren. Wo wären wir mit Pferdebespannung geblieben!?!?! — Auf der anderen Seite des Reviers ging es sehr steil in mehligem Sande bergauf. Die Nachtrast hielten wir an einem Teich. Überhaupt ist in diesem Landstrich sehr viel Wasser, leider aber nur spärlich Weide vorhanden. Meist sind die Ebenen dicht von Salzbüschen bedeckt, die für Kleinvieh eine gesuchte Nahrung bilden, aber vom Großvieh nur in größter Not geknabbert werden.

Am 18. von 6—7.15 morgens nach Dirichas. Auf hohem Felsufer steht hier eine Telegraphenstation, zu deren Füßen ein großer Teich blinkt. Hier kreuzte ich mit der Kolonne N. Dieser hatte ebenfalls den Auftrag erhalten, nach Maltahöhe zu gehen, war aber im rechten Winkel abgeirrt und an dem Fuß der Naukluft hatte er geendet. So hatte er sich, statt der Truppe Lebensmittel zu bringen,

selbst aufgezehrt und strebte nach Windhuk zurück. Nachmittags von 4—9 weiter.

Am 19. langten wir nach einem Marsche von 6—8 morgens an der wasser- und baumreichen Wasserstelle Narobmund an. Hier war gut sein: erst am andern Nachmittag um 2 treckte ich weiter. Um 3 kam ich durch die hochgelegene Station Nomtsas. 7.45 abends hielt ich auf öder, steiniger Hochfläche.

Am 21. Aufbruch 5 vormittags, Ankunft in Namseb 9 vormittags. Überall war flache, dürftige Salzbuschsteppe. Auf solcher lagerten wir uns auch unterhalb des Stationshauses. Nachmittags 2 Uhr strebte ich dem Endziel zu. Zuerst überstiegen wir den mäßigen Stationshügel, dann folgten wir dem Hudubrevier, das hier 3 Kilometer breit war. Doch bald bog das Flußtal zur Linken ab und führte uns hinein zwischen hohe Bergwände, die uns immer mehr nach Maltahöhe hin schluchtenartig einengten. Punkt 5 Uhr erreichte ich die Station. Von Leutnant S. wurde ich auf das liebenswürdigste bewillkommnet. Mit ihm verbrachte ich ein paar Stunden vergnügter Plauderei. Hendrik soll in drei Kolonnen geteilt südwestlich Gibeon sitzen. Der Aufenthalt selbst war hier auf Station an diesem Tage fürchterlich. Am Vormittag war der Dünger des Ochsenkrals angesteckt worden. Wie auf Bestellung drehte der Wind mittags um und kam ausnahmsweise von Westen. Nun zog der beißende Rauch in dicken Schwaden über die Station hinweg. Die Folge war, daß alles des scharfen, stickenden Rauches wegen hustend und prustend mit weinenden Augen sich das Gesicht mit dem Taschentuch oder etwas dem ähnlichen wischte. Reizend waren die Fenster des Stationshauses ausgestattet. Die runden Böden von grünen und roten Weinflaschen waren zu hübsch gemusterten Butzenscheiben in den Fensteröffnungen zusammengekittet

worden. Dies gab dem Innenraum einen traulichen, dem Äußeren einen freundlichen Anstrich. Während ich schnell einen Abschiedsimbiß einnahm, fing mit einem Male der Burschenpontok vom Major M. lustig zu brennen an: Hell knackten die Patronen, laut prasselten die Bretter. Und mitten hinein in den Lärm kam der Major, welcher soeben von einer Erkundungsstreife zurückkehrte. Um 7 abends ging ich bis Namseb, wo ich 9.30 anlangte, zurück.

Am 22. Marsch von 4—8 nachmittags. Am 23. Marsch von 3—9 vormittags nach Narobmund. Unterwegs verschied ein Maultier. Den nächsten Tag verbrachte ich an dieser schönen Wasserstelle, vor- und nachmittags auf Jagd gehend. Als sehr seltene Beute brachte ich ein Blauböckchen mit heim. Mein Zelt stand malerisch und schattig inmitten des immergrünen Baumhaines.

Freitag, den 25., Marsch von 4—9.30; Halt an einem Teich. Nachmittags Marsch von 4—7.

Am 26. von 5—10 vormittags nach Schlip. Als Leckerbissen kamen heute gesottene Taschenkrebse auf den Tisch — wollte sagen auf die Kiste.

Am 27. weiter zurück von 2—6 nachmittags. Beim Aufstieg zur Hochebene schoß ich einen Riesenpau auf 200 Meter Entfernung. Stehend reichte mir die Trappe mit dem Kopf bis zur halben Oberarmhöhe. Leider war es ein sehr alter Knabe. Gebraten war sein Fleisch zähe wie Hosenleder.

Mein erfolgreichster Jagdtag.

Der Montag am 28. August sollte jagdlich mein größter Glückstag werden. Um 8 morgens brachen wir auf. Es war empfindlich kalt. Kaum waren wir 20 Minuten unterwegs, da wechselte auf 300 Meter ein Klippbock über die Pad. Ach was, sagte ich mir, komme, was kommen mag,

bei der Hundekälte ziehst du die Handschuhe nicht aus. Doch der Bock bleibt gemütlich stehen und zeigt mir seine Breitseite auf 100 Meter. Das war mir denn doch zuviel! Ich halte meinen Gaul an und, ohne abzusteigen, die Handschuhe auszuziehen, funke ich nach ihm hin. Zwar flüchtete die Antilope noch in einigen schwerfälligen Sätzen, aber nach einem zweiten Schuß konnte ich meine Beute durch Bob zum Wagen tragen lassen. Kaum einen Kilometer weiter, da springt schon wieder ein Bock auf. Runter vom Gaul und hin saust mein Blei. Wenn auch getroffen, sucht der Bock auf drei Läufen das Weite. Ich im Mantel und Lederweste in eiligen Sprüngen über das Steingeröll hinter ihm drein. Nach einer Viertelstunde will ich keuchend die Suche aufgeben und besteige gerade meinen Hoppel, als ich mein Böcklein 250 Mt. vor mir an einem Bergabhang unter einem Busch stehen sehe. Plautz, fliegt abermals das verderbliche Geschoß dahin. Das Wild macht mit allen Vieren einen Riesensatz auf der Stelle und — fort läuft es. Ich wieder über die zahllosen Klippen hinterdrein. Da sehe ich es zusammenbrechen, doch als ich an diesem Platze angekommen, ist es spurlos verschwunden. Mit meinem Pferdehalter suche ich in weitem Umkreise alles sorgfältig ab. Vergebens! Ärgerlich will ich mich mit dem verzichtenden Selbsttrost „Denn helpt dat nix" rückwärts wenden, da liegt der Bock zehn Schritt vor uns im Sand. Wir hielten ihn für tot. Aber als mein Unteroffizier ihn eben auf die Schulter werfen will, da springt er wieder auf. Jedoch im selben Augenblick bekommt er den dritten Schuß von mir durch den Hals, da brach er auf der Stelle zusammen. Schier märchenhaft klingt es, erzählt man von der zähen Kraft des afrikanischen Wildes. Mit dem ersten Schuß hatte ich den linken Hinterlauf abgeschossen; der zweite hatte dem armen Tier die Eingeweide zur Seite herausgerissen,

so daß sie jetzt noch zur Flanke heraushingen. Und doch war das Tier noch über 600 Meter weit geflüchtet. Im heißesten Dampfbad kann man nicht wärmer werden, als ich, der nach dem Springen und Klettern atemlos und kochgar geworden war. Stolz trabte ich meiner Kolonne nach. Erst 20 Minuten ritt ich, mich verpustend, wieder an ihrer Spitze und schon steht ein feister Teuker auf 120 Meter vor mir im Busch. Auch ihn streckte mein Blei beim zweiten Schuß; und mit froh geschwellter Brust zählte ich drei Gehörne in meiner Sammlung mehr. Meine Kerls aber leckten sich schon unterwegs die Finger im Gedenken an den saftigen Wildbraten. P., der mir kurz vor Tsumis begegnete, rief aus: Mein Gott, führen Sie eigentlich eine Schlachtereikolonne! An meinen vier ersten Fahrzeugen hatte er hinten je ein prächtiges Stück Wild pendeln sehen.

* * *

11 vormittags erreichten wir Tsumis. In den Mittagsstunden beobachteten wir im Osten ein entferntes Gewitter. Wir selbst erhielten nach 120 regenlosen Tagen während drei Minuten einen leichten Sprühregen. — 4—6 nachmittags Weitermarsch. In der Nacht fiel leichter Regen.

Am 29. Marsch von 6—9 vormittags nach Awasap, nachmittags von 4—6.

Am 30. von 6—8.30 vormittags nach Rehoboth. Hier hatte ich neuen Ärger. Um möglichst viel Proviant zur Front zu bringen, waren mir zwei Zettel vom Proviantamt Windhuk mitgegeben. Auf diesen stand hübsch sauber zu lesen, daß ich für jede dieser beiden Bescheinigungen zwei lebende Hammel für den Rückmarsch in Rehoboth empfangen sollte. Der hiesige Proviantamtsassistent aber erklärte, er habe kein lebendes Vieh zur Verfügung, und

anderen Proviant brauche er auf den Ausweis hin nicht herauszugeben. Auf meine Entgegnung, meine Leute wären ja dann bis Windhuk (also vier Tagemärsche) aller Verpflegung bar, zuckte der menschenfreundliche Herr nur mit den Schultern, seine Bestimmungen ließen eine Herausgabe von Konserven nicht zu. So telegraphierte ich im höchsten Ärger nach Windhuk um Anweisung für Konservenempfang. Um 2.30 nachmittags kam der Bescheid zurück, die Kolonne solle Konserven empfangen. Befriedigt zog ich sofort mit meiner Depesche zu dem knöchernen Formenmenschen. Der erwiderte mir, diesen Befehl könne er nicht ausführen, er habe in seinem Magazin keinen Proviant mehr. Allerdings barg der das Magazin darstellende Raum keine Bohne mehr. Aber konnte mir das der Mann nicht vor meinem Depeschieren sagen! Sprachlos vor Ingrimm wandte ich mich ab und teilte meinen Leuten mit, daß sie sich bis Windhuk selbst mit Lebensmitteln versorgen müßten. Eine traurige Bescherung, hier, wo alles so teuer war!

3.15 nachmittags brach ich von neuem auf, eine neue Pad einschlagend. Zunächst stieg der Weg steil bergauf. Wilde und schroffe Felsen, meist aus Kupfergestein bestehend, rahmten den Fahrweg ein, der Gegend einen eigenartigen Reiz verleihend. Eine schräge Felsplatte nach der anderen mußte überwunden werden. Häufig ließen diese Tafeln die Wagen in gefährliches Schwanken geraten. Etwa 200 Meter hoch gestiegen, bot sich uns rückwärts ein prächtiger Blick auf die unermeßliche Ebene von Rehoboth dar, von untergehender Sonne in dunkle Rotglut getaucht. 6.30 abends gingen wir in süßem, nahrhaftem Gebirgsgras zur Ruhe über. Wieder fiel etwa 6 Minuten lang etwas Regen. Als meinem mutigen Streiter von Kowas beim Lagerfeuer großsprecherisch der Kamm schwoll, hörte

ich zu meiner inneren Freude, wie er von seinen Kameraden derart wegen seines damaligen Verhaltens gehohnepiepelt wurde, daß er schleunigst verstummte.

Am 31. Marsch von 6—8.15 bis Duruchaus. Hier Halt hoch über einem Revier zwischen drei Bastardfarmen. Mit Erstaunen erfüllte uns der Blick auf die großartige Hochgebirgslandschaft. Ringsherum, wohin das Auge sah, türmten sich mächtige Bergkegel auf. Üppiges Weideland und viel gutes Wasser fanden wir hier. Nachmittags von 3—6 nach Gurumanas. Hier zieht sich das Oanob-Revier in großem Bogen um einen länglichen Hügelrücken herum. Mitten auf diesem liegen die Farmgebäude. In ihnen hausten zwei Bastardfamilien und drei Engländer. Zu beiden Seiten lagen große Teiche klaren Wassers. Mit dem einen Bastard ließ ich mich in einen Tauschhandel mittels Schnaps ein. Das war vom Oberkommando zwar strengstens verboten, aber was blieb mir übrig, da die eigene Intendantur mich im Stich ließ? Und zuviel des heißbegehrten Kognaks haben die braunen Kerls nicht erhalten. Als Tauschmittel diente mir eine Rotweinflasche. In diese kam zu zwei Dritteln heißer Kaffee und das letzte Drittel wurde mit dem an und für sich schon gräßlich kratzenden Kapschnaps — Niggertod genannt — aufgefüllt. Dieses Teufelsgetränk mit heißem Kaffee vermischt konnte eben nur ein Eingeborener trinken. Mit diesem Gebräu begab ich mich in Begleitung meines Wachtmeisters feierlichst zu der Bastardfamilie; selbstverständlich rechnete ich mit der Unverschämtheit der Gesellen und forderte acht Bockies, d. h. Fettschwanzschafe. Mißtrauisch nahm der alte Bastard, um den sich alsbald die gesamte Sippe lagerte, einen Zug aus der vom Wachtmeister nicht aus der Hand gelassenen Pulle. Ein zufriedenes Grinsen verschönte seine häßlichen Züge und nach langem Feilschen, an dem unter

lautem Gezeter die ganze Sippschaft teilnahm, einigten wir uns auf zwei Schafe. Eine halbe Platte Tabak besiegelte den Tausch und vergnügt zog ich ab, noch sehend, wie die Flasche vom Alten zur Frau und so weiter bis zum jüngsten Kinde kreiste. Für Suppi verkauft das Gesindel eben alles, was es nur an Leib und Seele besitzt.

Am 1. September herrschte bei frohem Schlachtfest eitel Jubel in meinem Lager.

Am 2. von 6—9 vormittags nach Hoffnungsfelde. Es war ein recht anstrengender Marsch. Wohl an die 15 Male mußten wir das bald tiefsandige, bald mit Steingeröll ausgefüllte Revier durchqueren. Die Farm lag öde und verlassen da. Am Nachmittag erreichte ich nach einem Marsch von 3—6.45 die wieder in Betrieb genommene große Farm Haris.

Am 3., Sonntag, fuhren wir über eine sich endlos ausdehnende Hochfläche; dann ging es in steilem Abstieg hinunter in ein scharf eingeschnittenes Tal. Wieder entzückten herrliche Hochgebirgslandschaften das Auge. Nach einem Treck von 6—10.45 erreichte ich Ongeama, woselbst bereits vier Staffeln lagen. Am Nachmittag ließ ich weiden. Man konnte sich in ein Schweizertal versetzt wähnen, sah man den behend wie Ziegen kletternden Maultieren zu, die gierig an den hohen, zum Himmel emporstrebenden Felshängen das leckere Gebirgsgras schnabulierten. Die Wache hatte es bei den übereifrigen Tieren nicht leicht, mit ihnen gleichen Schritt zu halten.

Und am nächsten Tage, dem 5., rückte ich nach einem Marsch von 5.30—8.45 vormittags wieder in Windhuk ein, und zwar in derselben Stärke wie ich ausgerückt; denn die drei mir unterwegs eingegangenen Maultiere hatte ich durch als herrenlos eingefangene ersetzt.

Unsere Beladung für Maltahöhe bestand aus:

1. Eigene Verpflegung:		
(1 Off., 50 M., 9 Pferde, 155 Mault.)		
Port. und Rat.		7 722 Kgr.
2. Verpflegung für Maltahöhe:		
Portionen	2950 Kgr.	
Rationen	2950 Kgr.	
3. Wasserstoffgas	450 Kgr.	
4. Beschläge	100 Kgr.	
		11 028 Kgr.
		18 750 Kgr.

In Windhuk sorgte ich vor allen Dingen, daß der Magen wieder etwas anderes erhielt, als das uns höchst zuwider gewordene Büchsenfleisch. Auch verleibte ich mir jeden Tag mein Fläschlein Sekt ein. Aber alles das hätte ich gern hingegeben, wenn ich Windhuk überhaupt hätte gänzlich meiden können. Nein, was für Dosen an Ärger hatte man hier in der liebevollen Umgebung und Pflege der Behörden jedesmal zu schlucken.

Als ich meine Schreibstube betrat und die eingegangenen Verfügungen sichtete, strahlte mein Antlitz von freudiger Wonne erregt. Schwarz auf Weiß stand da in einer Zuschrift seitens der Intendantur ungefähr so: Wenn Kolonnen eine schwierige Pad hinter sich haben und der Futterzustand es nötig macht, so können während des Aufenthaltes in Windhuk für das Tier zwei Pfund Preßheu empfangen werden. In einer Fußnote stand noch: Der zuständige Roßarzt hat den Bedarf zu bescheinigen. Sofort heischte ich nach einem Blatte und setzte die Anforderung auf mit dem Zusatz, daß der zuständige Roßarzt nicht da sei —; daß er im Komashochland auf Streife weile, die noch 20 Tage währen könne. Weit im Umkreise von Wind-

huk herum war natürlich alles bis auf das letzte Hälmlein abgeweidet. Vorsorgend hatte ich von Rehoboth ab jeden Tag während der Weidestunden meine Fahrzeuge mit Gras hochauf beladen lassen. So sah die Staffel beim Einrücken wie eine schwerbeladene Kolonne aus. Ich sollte es nicht bereuen! Am dritten Tag meiner Eingabe bekam ich mein Blatt zurück mit dem Vermerk: Diesseits müsse man auf der Unterschrift des Roßarztes bestehen. Himmel, da soll man ruhig in seiner Haut stecken bleiben! Umgehend berichte ich zurück, daß der zuständige Roßarzt über 80 Kilometer entfernt, sein gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt sei; zweitens, daß der einzige noch vorhandene Kolonnen-Veterinär auf Goreamgab weile; drittens, daß der Garnisontierarzt krank in Abbabis liege; viertens, daß ein anderer Arzt weit und breit nicht zu ergattern sei und schließlich, daß ich die Notlage als Führer der 3. Proviant-Kolonne als vorhanden erkläre. Aber ein einziger Paragraph vermag mehr denn alle menschliche Einsicht. Am vierten Tag bekam ich den Bescheid, das Heu könne ohne vorschriftsmäßige Bescheinigung nicht geliefert werden. Punktum. Hochgestapelt lag es zur geneigten Ansicht da. Das Herz krampfte sich, dachte ich daran, daß allein drei Tiere auf der letzten Pad an Entkräftung zugrunde gegangen, daß viele andere geradezu erbarmungsmäßig aussahen. Was aus meiner Beschwerde hierüber geworden, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Doch wie den Tieren, ging es auch den Leuten. Was in meinen Kräften lag, habe ich versucht, ihre Kost reichlicher zu gestalten. Ich ging auf das Proviantamt, wurde vorstellig, daß die Leute sich ihren Lebensunterhalt für vier Tage selbst hätten kaufen müssen, und bat, ihnen für diese Tage die Kost zu erstatten, damit sie sich ordentlich erholen könnten. Aber ich begegnete tauben Ohren. Auf das erste

wurde erwidert, das seien eben Kriegsverhältnisse, zum zweiten wurde mir der starre Grundsatz entgegengehalten: Nachempfang gibt es nicht. Verbittert kehrte ich den engherzigen Beamten den Rücken, grollend den Gedanken hegend: möchten die doch mal im Felde selbst Not und Elend kennen lernen.

Auf mein Schreiben wegen des Awadaober halben Ochsens war ein anderes eingelaufen, just wie in der Heimat unter „Eilt sehr", malerisch dreimal mit Rotstift dick unterstrichen. Ich ließ es zunächst kaltstellen; denn es hieß darin, ich solle die so fleißig errechnete Portionenzahl auf den nächsten Empfang verrechnen. O ja, sie hätten ja gleich befehlen können: Die Leute haben sich des vollkommen unnützen Essens zu enthalten.

In die Zarisberge.

Am 8. beluden wir von neuem, und zwar:

1. Eigene Verpflegung (1 Off., 49 M., 9 Pferde, 155 Mault.)	8427 Kgr.
2. Verpflegung für Abt. M.	9532 Kgr.
3. Wasserstoffgas	500 Kgr.
Sachen vom Bekleidungsdepot	285 Kgr.
Sachen vom Artilleriedepot	200 Kgr.
	18944 Kgr.

3 Uhr nachmittags atmete alles, aber auch alles hoch auf — wir verließen Windhuk. Spöttisch lächelnd dachte ich an die beiden Zettel, die mir abermals mitgegeben waren, und welche mir auch dieses Mal zwei lebende Hammel in Rehoboth verschaffen sollten. Angewiesen war ich, so schnell als möglich mein Ziel zu erreichen. Ein Sanitätsunteroffizier wurde mir angeschlossen. Abends Halt 6.30 in Ongeama.

Am 9. Marsch von 5—11 vormittags bis Haris; nachmittags von 5—6,30.

Am Sonntag, den 10., von 6—8.30 vormittags nach Hoffnungsfelde; nachmittags von 6—7.30.

Am 11. von 9—10.45 morgens nach Gurumanas. Von hier schlug ich eine neue abkürzende Pad ein. Marsch von 2—7.30 nachmittags. Der Weg war hart und gut.

Am 12. von 6—7.45 vormittags bis Choaberib. Daselbst reichliches Wasser und überall gute Weide. Allerdings mußten mitunter üble Steigungen überwunden werden. Zur Rechten schauten die dunklen Mauern des Hakosgebirges (2200 Meter hoch) herüber. Weiter sahen wir rechts vor uns den Großen Gansberg, jenen eigentümlichen Steinblock, 2540 Meter hoch aufragen. Er gleicht ganz einem Zuckerhut, dem man das obere Sechstel glatt abgeschlagen hat. Nachmittags weiter von 3—7.30.

Ater dies Afrikanus.

Am 13. September Marsch von 6—10.30 nach Kobus. Dieser Tag ist für mich zum ater dies Afrikanus geworden. Die Pad führte durch eine mit zahllosen Büschen bestandene wellige Ebene. Leicht wurde sie für unsere Tiere, da sie hart und fest ohne Sand war. Von weitem her winkte das riesenhafte Gebilde des Gansberges herüber. Fast senkrecht wächst dieser ungeheure Bergkegel aus der auf 1000 Meter hochgelegenen Fläche trutzig empor. Unwillkürlich schaudert man zusammen, gedenkt man der Stürme, die wildtosend über die wagerechte Platte dort droben hinstürmen mögen. Da wurde ich aus meinem Sinnen herausgerissen durch die Meldung von der Spitze, daß südlich der Pad zwei Pferde herumliefen, ob sie dieselben nicht einfangen dürften? Höchst erfreut, daß mir das Glück blühen sollte, ein paar Pferde meiner Herde einverleiben zu können, gebe

ich bereitwilligst die Erlaubnis hierzu. Es kam häufig vor, daß nach Gefechten Maultiere und Pferde herrenlos geworden, sich monatelang herumtrieben, ehe sie mal wieder eingefangen wurden. Nach etwa einer Stunde kam der Unteroffizier zurück, sie könnten der Tiere nicht habhaft werden. Das eine Ungetüm sei derart scheu, daß es sich mit keinen Mitteln fangen lasse, dafür aber das andere Tier, welches viel besser und jünger sei, stets mitentführte. Gut, sage ich, so schießt das schlechte Luder eben ab, damit wir das bessere Pferde bekommen! Gesagt, getan: Nach einer halben Stunde wurde mir ein schnittiges Pferdlein eingebracht. Jetzt waren noch fünf Kilometer tiefer Sand zu überwinden, und wir konnten es uns in Kobus 10.30 vormittags gemütlich machen. Es waren hier mehrere Brunnen, doch mit recht übelriechendem Wasser. Wie ich zu meinem Leidwesen bald erfahren sollte, war hier eine Bastard-Niederlassung. Während ich nämlich gerade beim Mittagessen sitze, meldet mein Bob mir mehrere Bastards an. Ich lasse sie in mein Zelt eintreten, und alsbald kuschen sich die vier alten Männer in die Knie, während ein fünfter jüngerer, welcher allein Deutsch radebrechen konnte, stehend den Dolmetscher spielte. Was war der Grund ihrer finsteren Mienen, die sie allzu deutlich zur Schau trugen? Auf der Weide des Bastards X . . . sei ihnen eine trächtige Stute abgeschossen worden. Dafür forderten sie 4000 Mark Schadenersatz. Das war ja eine nette, heikle Kiste! Auf mein Befragen gesteht der herzugerufene Unteroffizier, daß die Stute, welche er niedergeschossen, trächtig gewesen sei. Andererseits geben die Bastards zu, daß der Junge, welcher zur Bewachung der Pferde draußen gewesen sei, aus Furcht vor unseren Reitern sich versteckt gehalten habe. Was sollte ich nun machen? Schuld an dem Ausgang der vermaledeiten Pferdejagd war der weg-

gelaufene Bengel. Wie konnten wir ahnen, daß wir uns so weit nördlich noch im Bastard-Land befanden? Unsere Karten gaben uns über die Grenzen des Bastardgebietes nicht den geringsten Anhalt. Bezahlte ich nicht, so war eine Klage über meine Kolonne demnächst beim Oberkommando. Alsdann aber kam ich als alleiniger Schuldiger in Betracht: Hatte ich doch die Erlaubnis zum Einfangen und dann zum Abschuß erteilt. Die Folge meiner Weigerung, zu zahlen, wäre mithin gewesen, daß ich vor ein Feldgericht gestellt worden wäre. Auf jeden Fall aber würde das Oberkommando den Heimatswimpel für mich in Bälde flattern lassen. Und nun in meinem Falle! Die Bundestreue der Bastards ruhte man sehr wackelig auf tönernen Beinen. Da bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes, und auch sie kehrten die Waffen gegen die deutsche Herrschaft, wie es ihre Vettern bei Hasuur getan. Aus diesen Erwägungen heraus ließ ich mich in einen Handel ein. Von 1—3.30 dauerten die recht lebhaften Unterhandlungen. Endlich kamen wir zur Versöhnung: Ich bezahlte 1000 Mk. und damit war der Friede wiederhergestellt; und die unangenehme Angelegenheit war aus der Welt geschafft.

* * *

Um 4 nachmittags verließ ich den Ort, trauriger Erinnerung wert. Nicht lange brütete ich trübe vor mich hin; das frohe Bewußtsein, nicht die geringste Schererei deshalb mehr befürchten zu brauchen, gewann bald die Oberhand. Die Gegend ringsum steuerte ebenfalls dazu bei, das unliebsame Vorkommnis zu vergessen; sie wurde unbeschreiblich schön durch ihre Wildheit. Wir durchzogen einen Garten, der von launischer Natur regellos mit unzähligen 20—50 Meter hohen Pyramiden aus übereinander getürmten Steinblöcken besät war. Ein Kegel war immer noch

wunderlicher und zackiger wie der andere. 7.30 abends gingen wir inmitten der malerischen Felsgruppen zur Ruhe über.

Am 14. Marsch von 6—10 vormittags bis Aub. 10 Kilometer vor Aub wurde die Gegend wieder eben. In Aub befand sich gutes Wasser und zwar reichlich; aber die Weide war knapp. Mehrere schmutzige Bastardfamilien hausten an der Wasserstelle. Auch ein Weißer, der ein Bastardmädchen geheiratet hatte, wohnte daselbst. Er war vollständig verkaffert. Der Kerl hatte nur ein Sehnen, nämlich nach Schnaps. So habe ich ihn denn auch nur in trunkenem Zustande gesehen.

Am 15. nachmittags von 3—6.30 bis hinter die Schlangenpforte. Mitten durch die weite Ebene zieht sich ein großer Höhenrücken. Durch ihn führt ein nur 30 Meter breiter Engpaß, so tief eingeschnitten, daß man ohne jede Steigung hinüber zur anderen Seite der Ebene gelangen kann. In dieser Nacht war es ungemein laut in unserer Nachbarschaft; etwa 30—40 Paviane schimpften fortgesetzt: wir hielten sie durch unser Dasein vom Wasser ab. (Bäö hörte sich der einzelne, nicht gerade sirenenhafte Ruf an.)

Am 16. Marsch von 6—8 vormittags nach Wasserstelle Achaub. Hier gab es reines, reichliches Gebirgswasser; aber es lag 1½ Stunden in den Bergen drin. Mensch und Tier konnten nur im Gänsemarsch herankommen. Ringsum war die Schlucht mit prächtigem Berggras bestanden. Nachmittags Marsch von 4 bis 6.30. Der Boden war vorzüglich zum Trecken: eben wie ein Billard und hart.

Sonntag, den 17., von 6—10 bis Gamis. Sehr schwer war es, von Achoub ab die Pad zu halten. Sehr häufig gingen die Wagenspuren strahlenförmig auseinander.

Wir konnten uns nur nach Sonne, Sternen und Kompaß richten. Kilometerlang fehlte oft auf dem Boden jedwede Spur. In Gamis erhielten wir reichlich Wasser durch Graben im Revier. Wir fanden ein ausgeplündertes Farmerhaus vor. Man empfindet den Unterschied deutlich, ob Hereros oder Hottentotten die Feinde waren. Überall, wo Hereros auf Farmen gestoßen waren, da hatten sie tierisch roh gehaust. Oft sah man überhaupt nicht mehr, daß da ein Haus, eine Gartenanlage, eine Feldpflanzung gewesen. Dahingegen sind die von den Hottentotten heimgesuchten Farmen vollkommen erhalten geblieben, sie wurden nur ausgeplündert, aber nichts wurde aus reiner Vernichtungs-Wollust wie durch jene zerstört. Am Abend erlebten wir ein starkes Gewitter.

Am 18. von 6—10 vormittags bis Wasserstelle Kurus. Hier viel offenes Wasser. Am Nachmittag von 4—6.30 nach Nomtsas. Die Gegend zeigte von Schlangenpforte bis Nomtsas nur flache Hügelwellen, meist war die Pad hart und steinig. Von Herzen war ich froh, als ich bei Kurus auf die ausgefahrene Pad kam. Denn wir waren seit dem 15. in peinlicher Ungewißheit gewesen, ob wir überhaupt in der gewünschten Marschrichtung verblieben oder Gott weiß wohin marschierten.

In Nomtsas bekam ich den Befehl, möglichst schnell der Abteilung M. Lebensmittel in die Zarisberge zuzuführen. Die für Maltahöhe besonders bestimmten Sachen übergab ich daher sogleich der fünf Minuten später von Schlip her hier eingetroffenen 5. Kolonne. Sechs Fahrzeuge schickte ich mit erholungsbedürftigen Maultieren zum Ausruhen nach Narobmund. Mit den übrigen zehnspännig beschirrten Wagen nahm ich am anderen Morgen von 6—9.50 den Vormarsch auf und erreichte die Farm Urusis, welche mit einem Militärposten belegt war.

Zwischen Nomtsas und Urusis dehnte sich die Geigab-Hochebene aus. Die Pad war gut, Weide aber gab es nur stellenweise. Vom wasserreichen Urusis ab folgten wir dem Tale des Usib-Revieres. Von 4—6.15 nachmittags marschierend, langten wir bei der Farm Lahnstein an. Nach guter Pad fand ich hier wiederum viel Wasser, aber keine Weide vor. Um den Farmhaushügel hatte sich 1. Kompagnie B. gelagert. Hauptmann B. erzählte mir vom letzten Gefecht in den Zarisbergen und gab mir an, wo M. augenblicklich weilte. Überaus glücklich priesen sich die Leutchen, als ich B. und seinen beiden Herren je eine halbe Flasche Bier verehrte. Ich nahm nämlich stets von Windhuk aus ein halbes Dutzend Fläschlein Bieres mit: hellen Jubel und überquellende Dankbarkeit tauschte ich dafür stets ein!

Am 20. von 5.30—10 vormittags bis Kamkas. Um 8.30 schaltete ich eine Marschpause von 20 Minuten ein. Ich ließ meine Reiter die Hänge eines mäßig hohen Berges hinaufklettern, um das dort stehende Gras pflücken zu lassen. Während jeder Marschpause ließ ich erreichbares Gras herbeischaffen und den angeschirrten Tieren vorwerfen. Diese Maßregel wäre diesmal beinahe übel ausgefallen. Uns entgegen kam eine Streifschar von acht Mann unter Leutnant S. Diese sehen meine Leute im Grase hin- und herschleichen und halten sie für Hottentotten. Runter vom Pferd und anschleichen ist eins. Schon wollten sie die vermeintlichen gelben Teufels abknallen, da entdeckt einer noch glücklich drunten im Tale die Kolonne. So wurde ein Blutvergießen noch im letzten Augenblick verhindert. Major M. traf ich trotz seiner frischen Schußwunde in der linken Schulter munter und verhältnismäßig wohl an. Zu bewundern ist seine vorbildliche Selbstkasteiung. Auf dünner Pferdedecke lag er da auf dem Steinboden im denk-

bar einfachsten Zelt aus Lumpen und zerrissenen Zeltbahnen. Über die Mittagszeit plauderte ich mit M. zwei Stunden in angeregter Unterhaltung. Er setzte mir eingehend die augenblickliche Kriegslage und seine eigene Meinung über die nächste Zeit auseinander. In zwei Tagen hoffte der kleine zähe Herr bei rechter Zügelführung wieder selbst Erkundungsritte ausführen zu können. Mit der Warnung, mich vor einem Überfall vorzusehen, da das Verbleiben des Gegners noch nicht festgestellt sei, verabschiedeten wir uns. Nachmittags 3—6.15 zurück bis Lahnstein.

Am 21. vormittags von 6—10; nachmittags von 3—7 bis Narobmund.

Am 22. schaltete ich einen wohlverdienten Ruhetag ein. In der Nacht und am Morgen des 22. regnete es unaufhörlich und stark.

Am 23. Marsch von 5—10 (Tränken in Dirichas); nachmittags von 4—7.15.

Und am 24., am Sonntag, nahm uns nach einem Marsch von 4—8.30 morgens der Baumhain von Schlip auf. Heute fingen unsere Leute sogar Fische. Zum ersten Male sollte ich in Innerafrika gefangenen Fisch essen. Es waren zwei Arten. Die einen glichen in Gestalt und Größe etwa einer Forelle; sie wiesen einen angenehmen Geschmack auf. Aber sie waren von der Natur verschwenderisch mit unzähligen Gräten ausgestattet. Die anderen Fische gehörten der Gattung der Welse an. Diese schmeckten geradezu, hatten aber ein ungemein zartes und saftiges Fleisch. Zur Zubereitung mangelte es uns ganz und gar an Gewürz. Häufig litten wir sogar an Salz empfindlichen Mangel. Auch die uns gelieferte Holsteiner Butter vermieden wir nach Möglichkeit, zu warmen Speisen zu verwenden. Denn diese hatte einen höchst un-

angenehmen Blechgeschmack angenommen; kein Wunder, da sie bei dem immerwährenden Wärmewechsel bald flüssig, bald starr wird. Als Ersatz für Butter nahmen wir das ausgezeichnete Schweineschmalz und das von der Jagdbeute oder von uns eingehandelten Fettschwanzschafen gewonnene Fett. Ich bin der Überzeugung, daß die Welse noch wohlschmeckender werden als die andere Fischart bei Anwendung von Gewürz und Butter.

Von der, um das Kind gleich richtig zu benennen, Schweinerei in den amerikanischen Schlachthäusern haben wir unten nie etwas erfahren. Daher schmeckte uns dieses Fleisch, welches wir tagaus tagein bekamen, bei unserem steten Hunger ganz gut. Doch nein, ein- oder zweimal wurde uns bewiesen, daß es auch besseres Büchsenfleisch noch in der Welt gäbe. Das aber kam von Deutschland, Marskonserve benannte sich das ganz vorzügliche, saftige Fleisch. Dieses durch den Anblick allein schon mächtig zur Eßlust reizende Fleisch konnte man mit dem goldigen Gelee kalt, dann gekocht oder gebraten genießen. Angenehm zart entbehrte es den übermäßigen Salzgehalt des amerikanischen Fleisches. Meine Reiter waren, wie ich übrigens selbst, geradezu wild auf diese schwarz-weiß-rot geränderten Büchsen.

Da ich nun einmal bei einem Abschnitt mit der wenig schönen Überschrift „Schimpfen" bin, so will ich meinem Herzen auch ganz Luft machen. Also noch eine Unbequemlichkeit auf einem anderen Gebiet, die wunderleicht für uns hätte vermieden werden können. Jedermann weiß wohl, daß wir Schutztruppler in durch Malaria verseuchten Gegenden Chinin als das einzige der wenigen wirklich prophylaktisch wirkenden Mittel zu uns nehmen mußten. Auch weiß jeder, der mit Chinin mal, vielleicht zur Linderung von Fieber, Bekanntschaft gemacht hat, wie widerlich das

weiße Zeug schmeckt. In der ältesten Form wurde es als weißes Pulver genommen. Diese Art hielt sich standhaft und treu in den Militär-Lazaretten, als bereits überall die Tablettenform Eingang gefunden hatte. Sollte man nun nicht meinen, für uns in Südwest Kämpfende hätte man das Beste hinausschicken sollen? Weit gefehlt! Das Pulver ist ja etwas billiger als die Tafelform! Außerdem verlangt das Schema, daß stets mit alten Beständen zuerst aufgeräumt wird. Nach diesem allein seligmachenden Grundsatz wird selbst der Krieg scheinbar nicht als Ausnahmezustand angesehen. Während sich die Tafeln leicht und angenehm schlucken lassen, bleibt das Pulver auf der Zunge und im Schlunde haften. Und da wir in Südwest oft Wassermangel litten, so war ein wirksames Fortspülen mit Wasser häufig ausgeschlossen. Die Folge war, daß der ekle, zum Brechen reizende Chiningeschmack sich unangenehm lang bemerkbar machte. Daraus entwickelte sich die zweite Folge, nämlich daß sich die Leute vor dem Chinineinnehmen, wie sie nur irgend konnten, drückten. Und dieser Umstand bewirkte wiederum einen Rückschlag auf den Gesundheitszustand. — Nebenbei bemerkt waren in den Apotheken längst Chinindosen in Gelatine erhältlich, die jeden unreinen Geschmack fernhielten. Doch zu dieser zu einfachen Schluckerei hätten sich unsere niedrig geschraubten Wünsche nicht verstiegen!

Am 25. Marsch von 3.30—6 nachmittags.

Am 26. von 4.30—11 nach Tsumis; nachmittags von 5—7.

Am 27. vormittags 5.30—9 bis fünf Kilometer vor Awasap. Hier blieb ich in der Weide liegen und schickte die Herde zum Tränken zur Wasserstelle vor. Als Nachbar lag daneben ebenfalls in der Weide Hauptmann G. Während ich mit diesem Neuigkeiten austauschte, entstand bei

dem Abkochen bei meinen Leuten ein Steppenbrand. Vorschriftsmäßig, wie ich mich selbst überzeugt hatte, waren um die Kochlöcher herum zwei Meter breite Erdstreifen angelegt. Aller Vorsicht spottend, sprang ein Stück glühend Holz knisternd in die Höhe und wurde vom heftig wehenden Wind etwa 5 Meter weit in das üppige, streutrockene Heugras geworfen. Im Nu geriet ein Grasbüschel in Brand. Und obwohl 30 Leute mit ihren Jacken, mit Zeltbahnen das Feuer sofort totzuschlagen suchten, griff es doch mit fabelhafter Geschwindigkeit weiter um sich und bald lohte und dampfte weithin, fast mit der Schnelligkeit des Windes vorwärtsschreitend, die Steppe auf. Traurig sah ich der Vernichtung der Weide zu, dachte gleichzeitig an die ellenlangen Berichte und Rückfragen, die dieser Brand in Windhuk hervorzaubern wird — waren wir doch auf dem geheiligten Boden des Bastardlandes. Ich tröstete die armen Teufel, von deren Kochloch das Feuer ausgegangen und die jetzt ganz bedeppt dastanden. Was konnten sie dazu, daß der vernichtende Funke bei ihnen emporgesprungen! — Nachmittags Marsch von 4—6.30.

Am 28. von 5.30—9 vormittags, und ich war wieder in Rehoboth. Unsere Verpflegung, die uns hier verheißen war, sollte zum zweiten Male eine Traumgestalt bleiben. Das Magazin wollte nichts haben oder hatte wirklich nichts. Ich habe mich wirklich nicht darüber geärgert. Im Gegenteil, ich war felsenfest schon vorher davon überzeugt gewesen. Dadurch, daß ich unterwegs auf eigene Kosten ein paar Schafe eingehandelt, wurde es mir möglich, meine Verpflegung „dehnen" zu können. Nur ergrimmt war ich, da ich vernahm, daß meine braven Tiere nicht genügend Futter erhalten sollten. Aber was nützte meine aufbrausende, innere Wut! Obgleich ich die Bescheinigung für den hier vorgesehenen Empfang vorzeigte, auch meine Vierfüßler

bekamen das Nachsehen, so mußten sie sich mit zwei Pfund Hafer am ganzen Tag begnügen — und das nach den Anstrengungen! Meine Stimmung wurde auch nicht rosiger, als mittags der hier eigentümliche Wind einsetzte und die Luft mit Sand und Kiesstaub erfüllte. 3.30 nachmittags verließ ich das ungastliche Nest und machte draußen 5.30 halt. Schlug abermals eine neue Pad ein. Sie bedeutete für mich zwar einen Umweg, aber sie hatte den großen Vorzug, daß ich auf der langen Strecke bis Nubitsaus nochmals Wasser bekam.

Am 29. vormittags 5.30—7.15 bis Farm Urisib. Hier fand ich ein reizendes, schattiges Plätzchen. Unter dem mächtigen Arm eines riesigen, altehrwürdigen Dornbaumes ließ ich mein Zelt errichten. So hatte ich zu jeder Tageszeit den kühlenden Schatten. Allerdings zeigte der Arm da, wo er mit dem Hauptarm zusammengewachsen war, einen bedenklichen Spalt. Kam mal ein Windstoß, so klaffte er mit häßlich knarrendem Geräusch gut armbreit ab. Daher hegte ich die leise Befürchtung, hoffentlich schlägt er dich nicht tot. Das Wasser wurde vor meinem Zelt aus zwei gut gemauerten Brunnen geschöpft. Hinter meinem Zelt ging es halbkreisförmig einen mit Büschen dicht bedeckten Hang lehnig bergauf. Leider wurde meine Zufriedenheit über das liebliche Plätzchen durch die Tatsache gestört, daß zwei Maultiere an Schwäche während der Weide eingingen.

Am 30., von 3—7 nachmittags marschierend, erreichte ich die Rehobother Hauptpad. Dieser Marsch sollte uns zu einer gewaltigen Geduldsprobe werden. Vor uns lag ein schroff emporsteigender Gebirgskamm, der in seiner Mitte einen bis zur Ebene reichenden, spitzwinkligen Einschnitt zeigte. Von diesem kam uns das mit grottenartigen Felsufern eingefaßte Revier entgegen. Nun zielte die Pad bald

auf den Einschnitt los, bald schien sie rechts, bald links am Gebirge vorbeizugehen. Immer wieder mußten wir das Revier durchqueren, da sich zwischen dem wilden Gestein nur eine fahrbare Rinne entlang zog. Es war zum Zappeln, denn bei jeder Marschänderung fragten wir uns, verflixt und zugenäht, wie kommen wir nun eigentlich an dem verhexten Gebirgsstock vorbei. Schließlich, unmittelbar am Fuße des Berges, führte der Weg endgültig scharf nach links sich wendend, links um den ganzen Kamm herum.

Am Sonntag, dem 1. Oktober, von 5.30—9.30 vormittags bis Nubitsaus. Hier ging ein drittes Maultier ein. Nachmittags von 3.30—6.45 nach Kranzneus.

Am 2. von 5.15—8.45 vormittags bis Haris.

Am 3. von 3—9.30 nachmittags nach Windhuk. Hier erfuhr ich nun allerlei Neues. Zuerst meldete sich bei meinem Eintreffen Leutnant M. zu meiner Kolonne versetzt. Dann war der Befehl gekommen, daß die bis dahin selbständige Fuhrparkkolonne Nr. 1 als 3. Staffel meiner Kolonne anzugliedern sei. Dieselbe befand sich noch auf dem Rückmarsch von Kub her. Am nächsten Morgen war es mein Erstes, daß ich — ich muß es gestehen — mit hämischer Freude die vier Zettel, welche mir in Rehoboth die bewußten acht Hammel hatten verschaffen sollen, nahm und sie auf das letzte Blatt des umfangreichen Schriftstückes wegen des Awadaober Ochsen fein säuberlich untereinander klebte. Dann faßte sie eine zierliche, geschweifte Klammer als Ganzes zusammen, es folgte dahinter der Bindestrich, so daß nun zu lesen war: acht Hammel = einem halben Ochsen; der Intendantur zur Verrechnung für überhobene Portionen am 11. 5. 1905. Wirklich waren die knöchernen Beamtenseelen damit zufriedengestellt.

4. Abschnitt.

Meine Leiden mit der Fuhrparkkolonne.

Eine Zeit kurzer Erholung, — von Windhuk nach Gobabis, — letzte Fahrt nach Kub.

Am 5. ging meine 1. Staffel nach Maltahöhe, die 2. nach Kub ab. Ich hatte mich entschlossen, die mir liebgewordene 2. Staffel dem Leutnant M. zu übertragen und den Befehl über die neu hinzugekommene 3. selbst zu übernehmen. M. war eben erst von Deutschland herübergekommen; da wäre er mit der schwarzen Bedienung bei der Fuhrpark-Kolonne nicht zu Rande gekommen.

Die rosige Stimmung über das nahe Ende des Orlogs ist allgemein verschwunden. Bleibe ich gesund, werde ich wohl noch zwei Jahre hier bleiben müssen. So herrlich es mir auch sonst gefällt, gesundheitlich mir bekommt, so ginge ich doch ganz gern wegen der fortgesetzten Scherereien mit den Behörden im März schon wieder nach Hause.

Eine Zeit kurzer Erholung.

Am 9. Oktober ritt ich mit O. und K. nach Goreamgab, zum Schlachtfest eingeladen. Es sollte keine Vorspiegelung falscher Tatsachen werden. Sondern es war daselbst wirklich ein kleines Schweinchen vom Oberveterinär F. geschlachtet worden. Mit homerischem Empfinden sogen wir den göttlichen Knisee, den duftenden Fettgeruch, ein und wacker hieben wir in die leckeren Stücke Wellfleisch und

säbelten von den wie gemalt aussehenden Würsten tüchtige Enden ab. Kräftige Schlucke würzigen Grogs stellten das Gleichgewicht zwischen den großen Mengen von Fett und der gegen sie ankämpfenden Magensäure wieder her. Ich blieb mit wohlgerundetem Bäuchlein bei unserem freigebigen Wirt über Nacht, sorgend, daß, bevor wir die schwellenden Pfühle aufsuchten, kein Tröpflein Bieres mehr zu finden war. Aufgescheucht wurde ich am anderen Morgen bereits sehr früh durch die telephonische Nachricht, daß die 3. Staffel eingerückt sei. Daraufhin ritt ich schleunigst zur Hauptstadt. Erschrocken war ich über den erbarmungswürdigen Zustand, in dem ich die Kolonne vorfand. Die Maultiere waren in einer derartigen traurigen Verfassung, daß die elenden Tiere erst nach 10 Tagen Erholung auf Weide wieder verwendungsfähig waren. Außerdem waren sechs Wagen derart entzwei, daß sie nur unter angestrengter Arbeit bis zu obiger Frist wiederhergestellt werden konnten. Ein jammernswerter Anblick: Vier Wagen waren auf den noch heilen Fahrzeugen aufgeladen worden, nur um Windhuk erreichen zu können. Und das waren einheimische Ochsenwagen! Ich hoffe, daß die haltlosen Märchen über ihre unbegrenzte Haltbarkeit, denen ich schon immer zweifelnd gegenübergestanden habe, durch die Erfahrungen doch einige Einbuße erleiden mögen. Unsere deutschen Truppenwagen mit den verstärkten Rädern halten mindestens ebensoviel wie jene aus. Der beste Beweis ist doch der, daß ich bei meiner 2. Staffel bis heute noch keinen kriegsunbrauchbaren Wagen habe. Selbstverständlich gehört zu solch langer Brauchbarkeit auch die Pflege der Fahrzeuge, und die ging den Kavalleristen gänzlich ab. Zur größeren Widerstandsfähigkeit der Fahrzeuge habe ich, durch meine Erfahrungen gewitzt, zwei Verbesserungen anbringen lassen. Einmal habe ich um die Mitte des Wagens eine

eiserne Spannkette herumziehen lassen, um dem Brechen der Seitenwände und der Längsholmen zu begegnen. Denn die Wagen wurden ja stark überlastet. Man muß nur bedenken, was die kleinen Fahrzeuge außer der Proviantladung noch alles aufnehmen mußten. Die beiden Fahrer, die schwere Ersatzkette für den Zug, die von der Deichselspitze bis zum vorderen Maultiergespann ging, die übrigen Ersatzteile, bei jedem vierten Wagen das Ersatz-Rad und außerdem die Sachen der Fahrer.

In den Gebirgsgegenden brachen in den schmalen Fahrrinnen durch Anecken an Felskanten und Steinblöcken zu Anfang häufig die die Hinterbracken mit der Vorderachse verbindenden, starren Stangen. Und meist brachen hierbei auch gleichzeitig die Hinterbracken selbst. Das war natürlich eine höchst böse Verletzung des Wagens. Dem habe ich erfolgreich dadurch Abhilfe geschaffen, daß ich die Brackstangen gänzlich entfernen und an ihrer Statt Ketten einziehen ließ. Dadurch wurde die Verbindung federnd, und ich habe nur selten noch, fast kaum, Brackenbrüche zu verzeichnen gehabt.

Noch am selben Nachmittag trollte ich mich mit den Tieren von dannen, den Rest der Fahrzeuge mit Proviant und Hafer beladen. Von 6—8.15 nahm ich den Marsch auf nach einer Wasserstelle in einem tiefeingeschnittenen Revier am Fuße der Komasberge; 1 Kilometer vor der zerstörten Farm Stern und Hencker. Als am Abend die Tiere gefüttert werden sollten, sah ich zu meinem erstaunenden Entsetzen, wie kurzerhand vier Haufen Hafer auf steinigen Boden geschüttet wurden. Auf sie wurden die Tiere losgelassen und drängend und keilend errafften sich die stärksten Tiere die Nahrung. Da gingen mir Erschrockenen die Augen auf: daher also der Zusammenbruch der Kolonne! Doch ich komme auf die in ihr herrschende

Mißwirtschaft später leider noch des weiteren zurück. Am anderen Morgen erreichte ich von 6—8 die Stätte unserer Sommerfrische. Landschaftlich war es hier herrlich. Eng wird das Flußbett von 200 Meter hohen Bergen und schroffen Felsen eingeschlossen. Die Talsohle selbst war nur 20 Meter breit. Zu beiden Seiten führten steile Querschluchten hinauf zu ausgezeichneten Weideplätzen. Dabei standen uns drei offene Löcher mit reichlichem Wasser für das Tränken zur Verfügung. Ein viertes für Kochwasser gruben wir uns mühelos.

Am 12. ritt ich nach Windhuk hinein, um die Einsamkeit durch frohlaunige Gesellschaft mit O. und P. zu unterbrechen. Unser Ritterabend aber gestaltete sich so heftig, daß ich am anderen Morgen bei lichtem Sonnenschein auf der Pad nach Klein-Windhuk, höchlichst erstaunt über mein Lager, aufwachte. Am Abend trabte ich mit O. nach Goreamgab, um dort nachts Klippdachse zu schießen.

Am Morgen des 14. ritt ich mit J. bei herrlicher Morgenfrische nach der verlassenen Farm Monte Christo. Überall macht sich der nahende Sommer bemerkbar. Die Dornenbäume prangen in ihrer Blüte. Diese besteht aus einer kleinen, erbsengroßen gelben oder weißgelben Kugel, der man gar nicht zutraut, daß aus ihr die breite, handlange Schote entstehen könne. Ein feiner, würziger Duft entströmt den leuchtenden Blütenkegeln. Auch die Dornenbüsche blühen allenthalben. Einige sind mit gelben Kätzchen geziert, die ähnlich geformt wie die Blüte unserer Weiden; andere tragen flockige, schneeweiße, haarige Büschel wie unser weißflockiges Wollgras der sauren Wiesen. In den Revieren zeigen die Bäume schon das satte, tiefe Blaugrün. Ein helles, gelbliches Übergangsgrün, wie es die jungen Knospen und Blätter bei unserem Frühling droben

so freundlich und herzerquickend darbieten, gibt es in Afrika nicht. Dafür allerdings fehlt hier wiederum unser lebloser, Grau in Grau gekleideter Spätherbst. Selbst im Winter, also in der trockenen Jahreszeit bei 6 und mehr Grad Kälte in der Nacht, bleibt die Gegend immer mit grünlichem Schimmer überhaucht. Das Blatt der Akazien bildet eben ein Mittelding zwischen einem Laubblatt und einer Tannennadel. Schmal, lanzettartig sehen sie aus, und dick und trocken fühlen sich die Fiederblätter an. — Vier zierliche Antilopen sprangen vor uns durchs Gras; wir kamen aber nicht zum Schuß. Auf dem Rückritt wurde es mörderlich heiß; es mochten wohl 45 Grad Celsius sein. Aber wir fühlten uns mopsig und wohl dabei: hatten doch die niederträchtigen Nachtfröste aufgehört. Als ich auf unseren Lagerplatz zurückkam, wurde ich durch eine reizende Aufmerksamkeit seitens meiner Leute überrascht. Diese hatten vor dem Eingang meines Zeltes eine luftige, schattenspendende Laube errichtet. Im Nu verkroch ich mich aus heißem Sonnenbrand in dieses kühle Winkelchen. Am 15. schoß ich einen starken Teuker (am selben Morgen hatte die Weidewache eine gestreifte Hyäne erlegt).

In der Morgenfrische des 16. Oktober ritt ich nach Windhuk hinein, allwo mich P. am Mittag zu einem Gläslein Sekt einlud. Am Abend spazierten wir nach Klein-Windhuk. Auf der Terrasse von Ludwig verbrachten wir unter heiterem Geplauder den Abend. Aber eines störte uns sehr: Nämlich nebenan saßen mehrere Offiziere, die einen Kameraden, welcher am anderen Tage zur Heimat zurückfuhr, abfeierten. Einer von ihnen konnte italienisch. Natürlich ertönten denn auch immer wieder den Abend über italienische Lieder. Wo bleibt da unser deutsches Selbstbewußtsein? Aufspringen hätte ich mögen und dem albernen Herrn am liebsten ein kräftiges deutsches Wort sagen.

Am 17. ritt ich zu meiner Kolonne zurück. Meiner Leute bemächtigte sich bei ihrer Abgeschlossenheit allmählich eine üble Langeweile. Auf alle mögliche Weise suchten sie, sich Zeitvertreib zu verschaffen. Eines ihrer jetzigen Lieblingsspiele bildet der Tierkampf. Allerdings muß hierbei als sehr bescheidene Arena ein Pappdeckel herhalten. In ihn werden zwei Skorpione eingesetzt. Nachdem sich nun die Zuschauer in zwei Hälften geteilt, wetten sie einen Fünfziger auf eines der beiden Tiere. Alsdann werden die kampflustigen Spinnentiere aufeinander losgelassen, und unter unbändigen Beifallsbezeugungen verfolgen die Parteien den Kampf. Den Einsatz streicht die ein, deren Skorpion seinen Gegner getötet. Zur Abwechslung wird dem Skorpion auch des öfteren ein Tier — halb Käfer, halb Heuschrecke — (Professor genannt) entgegengesetzt. Der Skorpion sucht dem Professor mit seinen Scheren die Beine abzuzwacken, dieser hingegen ist bestrebt, jenem die Scheren abzubeißen.

Am 20. Marsch von 3—7.30 nachmittags nach Windhuk. Hier wurden jetzt alle Hände fieberhaft tätig, die Kolonne marschbereit zu machen. Zwölf zu abgemattete Maultiere tauschte ich in Goreamgab gegen 15 einigermaßen bessere ein.

Von Windhuk nach Gobabis.

Am 21. wurde 9 vormittags beladen und zwar:

a) Eigene Verpflegung für 1 Offiz., 13 Mann, 1 Konduktor, 20 Kapboys, 4 Pferde, 146 Maultiere	4 Wagen, 7 281 Kgr.
b) Von Garnisonverwaltg. (Schreibsachen, Petroleum)	180 Kgr.
c) Vom Artilleriedepot (Beschläge, Seitengewehre)	200 Kgr.

d) Ein Blechkoffer	25 Kgr.
e) Offiz.- u. Mannsch.-Gepäck	400 Kgr.
f) Für Magazin Gobais 2700 Port. und Rat.	10 092 Kgr.
Außerdem Post	330 Kgr.
9 Wagen zu je 2056 Kgr.	18 178 Kgr.

Um 4 nachmittags marschierte ich von Windhuk ab, und damit begann eine ungeheure Quelle nie versiegbaren Ärgers. Um 6.15 mußte ich bereits den ersten Halt befehlen. Denn ehe endlich nach langen, einzelnen Wagenabständen das letzte Fahrzeug herankam, wurde es 9.30 abends. 1 Kilometer von Windhuk entfernt war schon ein Rad in die Brüche gegangen. Es ist einfach ein bodenloser Blödsinn, die Maultiere vor schwere Ochsenwagen zu spannen. Vor unseren ganz vorzüglich und haltbar gebauten, heimischen Fahrzeugen lassen einen die braven Tiere auch an den allerschwierigsten Stellen nicht im Stich; vor den schwerfälligen Ochsenwagen vermögen sie jedoch die Zugkraft nicht zu bewältigen. Nicht allein daß sie hier die doppelte Last als bei der Proviant-Kolonne ziehen sollen (Prov.-Kol. ladet 20—25, Fuhrp.-Kol. 40—45 Zentner), nein, auch der Zug selbst ist um vieles schwerer geworden. Denn die Ochsenwagen sinken erheblich tiefer in den Sand ein. Die Lenkbarkeit und Biegsamkeit dieser afrikanischen Ungetüme von Ochsenwagen ist aber sehr gering; der Reibungswiderstand jedoch um so größer. Während bei der Prov.-Kol. (bespannt mit acht Maultieren) die Tiere, wenn nötig, mit der langen Bambusschwippeitsche vom Bock aus vorwärts getrieben werden, müssen hier, wo 10 bis 12 Maultiere vorgespannt sind, dieselben bei schwierigen Wegestellen von der Seite angetrieben werden. Natürlich weichen die äußerst scheuen Tiere bei jedem Schlage nach

der entgegengesetzten Seite aus. Die Räder kommen aus der Wagenspur, gehen nun durch den tiefen, hemmenden Sand oder poltern gegen die Pad einrahmende Felsblöcke. Was aber das Märchen von der unbegrenzten Haltbarkeit der afrikanischen Ochsenwagen betrifft, so vermag ich eine ausgezeichnete Skizze dazu zu geben. In fünf Tagen hatte ich allein vier Deichselbrüche, zwei unbrauchbar gewordene Räder, und die Zahl der Kettenbrüche war einfach unzählbar. So waren auch in dieser Beziehung unsere Truppenfahrzeuge jenen weit überlegen. Wenn auf die Proviantwagen von anderer Seite viel geschimpft wird, so hat es einfach seinen Grund darin, daß vielfach Kavallerieoffiziere zu den Kolonnen kamen, die sich um die Instandhaltung der Fahrzeuge einen Pips kümmerten. Allerdings gab es auch unter den Herren der Artillerie manche, die über eine so niedrige Frage viel zu erhaben waren. Warum griff man in Deutschland nicht umfangreicher auf Herren vom Train zurück? Gemeldet hatten sich genug! Als ich nach neunmonatlichem Marsche meine Kolonne wegen Versetzung zur Front abgab, war noch kein deutsches Truppenfahrzeug kriegsunbrauchbar geworden.

Dadurch, daß bei der verwunschenen Fuhrpark-Kolonne auf 10 Kilometer bereits ein Teil der Fahrzeuge zwei Stunden durch das blödsinnige Fahren der Kapboys zurückbleibt, wird soviel Weidezeit verloren, daß man die Tiere in gutem Futterzustande nicht erhalten kann. Die Reiter haben allein dadurch, daß sie alles, bei dem die Boyes beim verkehrten Ende anfangen, wieder ordentlich machen müssen, derart viel zu tun, daß sie Tag und Nacht Dienst haben. Denn diese Kapboys, meist ausgeworfenes Gesindel von Kapstadt, haben vom Fahren mit Maultieren und von deren Behandlung zu allermeist keine Ahnung, wiewohl sie monatlich 100 Mark erhalten!!! Zu dem kommt, daß sie wenig

Deutsch verstehen oder verstehen wollen. Ich kann von mir sagen, daß ich die sieben Tage bis Witvlei Tag und Nacht nicht ruhig geschlafen habe; das bringt einen naturgemäß sehr herunter.

Am 22. Marsch von 4—10.30 vormittags (letzter Wagen 11.45) nach Kapsform. Nachmittags von 5—8 bis Goachabis (letzter Wagen 10.30).

Sonntag, 23. Oktober, von 5—6.30 bis Ondekeremba. Daselbst freundliche Farm mit guten Brunnen und hohen, schattigen Bäumen. Nachmittags weiter von 5—8.

Am 24. Oktober, 4.45—6.30 vormittags nach Station Seeis. Nachmittags weiter von 5—9. Diese Marschstrecke wurde recht ungemütlich. Um 3 sollte der Weitermarsch eigentlich schon aufgenommen werden, aber dank der Bummelei der verlotterten Boys gelang der Aufbruch erst zwei Stunden später. Gegen 7 Uhr sahen wir in unserer Marschrichtung 5—6 kleine Feuer blinken: wir hatten also Hereros in der Nähe; denn bei unserem Näherkommen wurde eins nach dem andern gelöscht. Nur vier Reitpferde und im ganzen 11 Gewehre standen mir zur Verfügung. Da war an ein Streifereiten nicht zu denken. Ebensowenig durften die paar Gewehre noch zersplittert werden. So hieß es denn immer weiter mit Gottvertrauen in die dunkle Nacht hinein! Ich ritt mit meinem Burschen etwa 30 Meter vor der Spitze mit dem verflixten Gefühl, jeden Augenblick ohne Gegenwehr abgeknallt werden zu können. Dabei macht eine derartige Kolonne durch das Gebrüll der die Tiere antreibenden Kapboys einen Höllenlärm, ihr Kommen weithin verkündend. Einen schönen Anblick bot uns der durch einen Steppenbrand lichtrot flammende Himmel vor uns.

Bereits 1.45 nachts ließ ich wecken, aber trotzdem kamen

wir erst um 4 zum Abmarsch. So muß man bei den farbigen Halunken das Wecken mindestens zwei Stunden vor dem Aufbruch ansetzen, und dann war es noch oft zu spät. Bei der Proviant-Kolonne wurde eine halbe Stunde vor dem Abmarsch aufgestanden, und dann klappte alles vorzüglich. Bei der nächsten Wasserstelle Orumbo langten wir nach einem abwechslungslosen Marsch über eine breite Ebene 8.30 vormittags an. Inmitten eines dichten Baumhaines lag hier eine gänzlich zerstörte Farm. Mein Zelt schlug ich am Ufer des Revieres zwischen zwei mächtigen Akazien, dicht bei dem Grabe eines gefallenen Unteroffiziers, auf. Den ermatteten Tieren gönnte ich eine Ruhepause bis zum nächsten Mittag.

Am 26. gedachte ich herzlich meines lieben Mütterleins. Zur Mittagskost leerte ich ein Halbfläschlein Sekt, den ich mir von Windhuk her hierzu aufgespart, auf Mütterchens Geburtstagswohl. Während ich so nach Deutschland liebe Gedanken spann, wurde ich aus meiner Träumerei jäh herausgerissen durch die wenig erbauliche Meldung, daß 3 Pferde und 33 Maultiere bei Tagesgrauen, angeblich durch Leoparden scheu gemacht, vom Weideplatz davongelaufen seien. Die schwarze Bande hatte mal wieder nicht genügend aufgepaßt. Pillen tüchtigen Ärgers schluckend, wünschte ich alle Strafen der Hölle auf das Haupt der Säumigen herab. Doch mußte ich innerlich lachen, als ich die bedeppten Gesichter der schwarzen Kerls sah, die sich nach einem mitleidigen Erdspalt schielend umsahen. Zunächst verschob ich den auf den Nachmittag bereits festgelegten Abmarsch auf den anderen Morgen. Dann setzte ich die Rasselbande truppweise unter gelinden Donnerwettern zum Spurensuchen an. Außerdem sandte ich drei Reiter und sechs Boys auf Maultieren nach Seeis zu zurück. Am 25. hatte es abends geregnet, am 26. dagegen strömte es den ganzen

Nachmittag in Bindfadenstärke herunter. In ruheloser Erwartung verbrachte ich die Nacht. Bis 3 morgens waren 3 Pferde und 13 Maultiere wieder eingefangen worden. Die Beester waren 25 Kilometer weit bis Otjihaenena gelaufen! Dort waren sie gemütlich grasend gefunden worden.

3.45 morgens rückte ich ab. Während einer Haltepause ereignete sich ein artiges Jagdstück. 80 Meter entfernt liefen Perlhühner im Grase. Wenn mir auch bei dem ewigen, beispiellosen Ärger die Lust zum Jagen vergangen war, so funkte ich doch auf ein allzu dreistes Huhn. Pautz — sagte das Gewehr, und schnurrh — erhob sich das Perlhuhn und flog davon. Na, denn nicht, liebe Tante! Da etwa 100 Meter weiter überkuppelte sich das Federvieh in der Luft und fiel zu Boden. Als ich es mir besah, hatte ich ihm die Gedärme herausgeschossen. 10 vormittags traf ich in Omitare bei Regenwetter ein. Zwei Fahrzeuge kamen erst 12.30 an. Zwei tiefe Brunnen spendeten hier helles Wasser. Am Nachmittag von 5—7 Marsch. Das heißt, zu dieser Zeit blieb ich mit den vorderen drei Wagen in prächtigem Steppengras halten. Vier weitere kamen glücklich um 9 auch schon heran, während die beiden letzten an dem mit Triebsand angefüllten Revier des Weißen Nossob hinter Omitare stecken geblieben waren. Deshalb hatten diese erst entladen werden müssen und krochen nun mühselig nach. Gegen 2 Uhr nachts kehrte die Patrouille von Seeis zurück und brachte wirklich 19 der ausgekniffenen Maultiere mit: da atmete ich in frohlockender Zufriedenheit auf. Nur eins war endgültig futsch.

Am 28. Oktober Marsch von 5—10.45 vormittags. Den zurückgebliebenen beiden Fahrzeugen sandte ich acht starke Maultiere zur Hülfeleistung. Bei meinem Eintreffen in Okuwaremende schoß ich einen Klippbock. Sobald die Fahrzeuge aufgefahren, wurde im Nossobrevier nach Wasser ge-

graben. Da braucht man kein Uslar zu sein, um Wasser finden zu können, gewisse Pflanzen, bestimmte Insekten, zusammenlaufende Wildspuren, Aufeinanderstoßen bestimmter Gesteinsarten lassen auf das Vorhandensein von Wasser schließen. Außerdem führen ja alle Flüsse unterirdisch Wasser. Da möchte ich beim Wassergraben das Gesicht eines peinlichen Europäers sehen! Sobald die Kolonne halt macht, sucht der Führer eine Stelle im Revier, wo er nahe der oberen Sandschicht Wasser vermutet: hat man Schwarze zur Verfügung, wie ich jetzt, so läßt man vier Reiter und vier Schwarze an der Stelle antreten. Schnell werden Schuhe und Strümpfe, soweit sie noch vorhanden, ausgezogen und abwechselnd graben die Reiter und Eingeborenen. Hat man Glück, so reicht den Reitern nach etwa einer halben Stunde das Wasser bis an die Fußknöchel und nach einer weiteren Viertelstunde leckt das Wasser bereits die schwarz-graulichen Waden der Eingeborenen. Das Wasserloch genügt nun für Mensch und Tier. Zunächst nimmt jeder einen Schluck und holt dann, ehe die Tiere getränkt werden, den Bedarf zum Kochen und Backen. Besonders aber gibt die glückliche Mischung weißer und schwarzer Waden dem Kaffee ein feines Aroma! Ja, so etwas ersetzt hier zu Lande manchmal das Gewürz. An den größeren Teichen waten oft die Ochsen und Esel gemächlich bis an den Bauch in dem Schlamm. Hierbei geben sie nach Sitte der Hunde ihr Zeichen für die nachfolgenden Kolonnen ab. Ja ja, man wird in Afrika ein gar verwöhnter Feinschmecker!

Die Wasserversorgung erheischte hier in Okuwaremende starke Geduld und viel Zeit; immer wieder fielen die Sandwände des Wasserloches ein und jedesmal mußte der nachgefallene Sand erneut 'rausgepuddelt werden. Das Wasser sickerte zudem so langsam nach, daß das Tränken der Tiere

über drei Stunden währte. Mittags 12.45 langten endlich die beiden letzten Wagen an.

Um 3 Uhr fand heute großes Strafgericht statt: Drei Schwarze erhielten Prügel; ein wenig erfreulicher Anblick! Und doch wäre es gut, wenn gewisse überzart besaitete Leute aus dem Reiche, die in jedem Schwarzen nur den armen, gepiesackten Menschenbruder sehen, einmal einer solchen Handlung beiwohnen könnten! Allerdings waren bei Orumbo Leoparden die Veranlassung zum Weglaufen der Tiere gewesen. Aber jene hätten nicht gewagt, so nahe heranzukommen, wenn die lieben Schwarzen und der aufsichtführende Weiße nicht sanft geschlummert hätten. Für ihre Pflichtvergessenheit erhielten die Schwarzen 25 Hiebe, der Reiter zwei Tage Arrest. Man möge sich in Deutschland beileibe nicht einbilden, daß durch eine derartige Strafe das Ehrgefühl des Eingeborenen etwas leiden könnte! Zur Ausführung begibt sich der Wachtmeister mit dem Schuldigen an den nächsten Termitenhaufen. Ohne besondere Einladung legt sich der arme Teufel über ihn und streift sich den Teil des Körpers, den man sonst nur zum Sitzen gebraucht, bloß. Kunstgerecht verabreicht nun der Wachtmeister die dem Sünder zugedachte Anzahl Schläge unter meiner Aufsicht, die Reitgerte ebenso oft säuberlich nebeneinander aufklatschen lassend. Die zuschauenden Boyes aber scheinen ganz besonderen Gefallen an dem Schauspiel zu haben. Mit Grinsen begutachten selbst die eigenen Stammesgenossen den einzelnen Hieb. Sich rekelnd und schupsend, wollen sie sich bei den vollwichtigen Schlägen ausschütten vor Lachen. Von Mitleid ist keine Spur zu beobachten, obwohl die Kerle im Grunde ihres Herzens mit den Taten ihrer Gefährten ganz einverstanden sind. Sie empfinden nur die kindische Freude: heute bist du nicht mit dabei. Die Behandlung der Eingeborenen erfordert wirk-

lich eine wissenschaftliche Vertiefung in den Abgrund der Menschenseele! — Jetzt war das Strafgericht zu Ende, befriedigt gehen die Boyes wieder an ihre Arbeit. Ich aber hatte das Gefühl, daß ich in ihrer Achtung gewaltig gestiegen war. Und tatsächlich habe ich dieses Mal, wie auch späterhin immer die Beobachtung getan, daß mit der Prügelstrafe bedachte Neger stets unterwürfiger und willfähriger denn je zuvor wurden. Mit Luchsaugen spähten sie alsdann, in dem Tun und Treiben von ihresgleichen eine Blöße zu entdecken, damit zu ihrer Freude auch die anderen daraufhin die wohlverdiente Tracht erhielten. So brauchte man in der Folgezeit die Kerls nur sich selbst gegenseitig im Schach halten zu lassen. — Und ist denn die Prügelstrafe für den Neger so hart? Warum vergessen wir denn in rascher Verurteilung hierbei zu Hause, daß in Europas Gauen die Prügelstrafe in den meisten Reichen noch vor einigen Jahrzehnten gang und gäbe war! Ja, in manchen Staaten wird sie heute noch gehandhabt. Und womit soll der Eingeborene denn sonst gestraft werden? Gut und Geld hat der Schwarze, der für den Weißen arbeitet, gewöhnlich nicht. Wollte man ihm aber später zur Strafe den Lohn beschneiden, würde er verständnislos nur annehmen, man wolle ihm das ihm Zustehende kürzen, und er würde dem bösen, ungerechten Master einfach weglaufen. Gefängnisstrafe bedeutet ihm aber geradezu Belohnung. Hier tritt der Riesenunterschied der beiden Welten klar zutage! Der Kulturmensch wird vom ersten Kindesstammeln an schon zum Denken erzogen. Als Kindlein bekommt er ausgestopfte Tiere, Bilderbücher usw.; alles regt ihn immer wieder zum Denken an. Erwachsen, erweitert er seine Denkschulung, die er durch seine Schulerziehung erhalten, durch Beruf, Nebenbeschäftigungen und Lebenserfahrung. Wie anders gestaltet sich der Lebens-

weg des Eingeborenen! Stumpfsinnig wird der Säugling gefüttert und getränkt. Viel mehr lernt er auch später nicht. Keine Schule setzt im Knabenalter ein. Herumstreichend wächst der Knabe zum Manne heran. Ein Denkvermögen in unserem Sinne fehlt ihm gänzlich. Gewiß hat Truppe und Mission schon vieles in dieser Beziehung gebessert, aber was wollen die wenigen Schüler im Vergleich zur Eingeborenenzahl besagen! Der Gebildete zwischen vier Pfähle ohne Beschäftigung eingesperrt, erleidet Qualen der Langeweile; er ist eben zu sehr an das Denken gewöhnt. Wie furchtbar lang werden dem Kranken doch oft die Stunden, in denen er ans Zimmer gefesselt ist! Der Schwarze, eingelocht, lacht sich ins Fäustchen. Da bekommt er die Kost, um die er sonst arbeiten muß, ja umsonst. Und zwischen der Essenszeit kauert er sich am Boden und gibt sich einer köstlichen Nirwana hin. Oh, er, der nie zum Denken erzogen, fühlt sich unter sicherem Dach, geschützter gegen Kälte, Hitze und Regen als im eigenen Pontok, prächtig wohl! Und wie furchtbar straft der Eingeborene, wo unsere Gesetze noch nicht hinreichen, selbst. Gar häufig sieht man Menschen, denen die Hand abgehackt ist; sie haben vielleicht nur ein Huhn stehlen wollen. Im Wiederholungsfalle würden sie ohne weiteres die andere Hand auch noch verlieren. Entsetzlich grausam ist der Ausfluß ihrer Rache. Am Waterberg wurde Frhr. v. Bodenhausen mit acht Reitern auf Patrouille abgeschossen. Geführt wurde die Streifschar durch einen deutschtreu gebliebenen Otjimbingue-Krieger. Auch dieser Herero erhielt einen Schuß durch die Brust. Besinnungslos fiel er vom Pferde und alsbald warfen sich seine Hererogenossen über ihn. Sie verstümmelten ihn durch Abschneiden der Ohren, Nase, Lippen, hackten ihm die beiden Hände ab und schnitten ihm das Membrum virile ab. So ließen sie ihn liegen. Der

so furchtbar Zugerichtete krampfte seine Armstümpfe in den Sand, sich tot stellend. Und doch ist der Mann mit dem Leben davongekommen! Ich selbst habe ihn gesehen und eine Photographie von ihm mitgebracht, die seine später wieder kraftstrotzenden Glieder wiedergibt. Hier will ich noch etwas für die einflechten, die mit Recht ausrufen werden: Mein Gott, bei zwei durchschnittenen Pulsadern mußte er sich doch verbluten! Der Blutlauf der Hereromenschen ist durchaus anderer Art wie bei dem Weißen. Wird einem Herero durch Schuß oder Schnitt eine Arterie geöffnet, so springt das Blut nicht wie bei uns in einem hellroten Strahl hervor. Nein, langsam in dunkelroten, großen Tropfen sickert das Blut zutage. Jener verstümmelte Herero hatte ein paar Stunden später seine Armstümpfe, um der Blutung Einhalt zu gebieten, am deutschen Lagerfeuer gleichmütig verkohlt. Wie mutet einem da die geringe Strafe einiger Peitschenschläge an?

Und noch ein ander Beispiel. In einem Gebiet will und will zur Regenzeit das herbeigesehnte Naß nicht vom Himmel herabkommen. Schon sind die Wasserlöcher versiegt; tötend mindert der nicht zu stillende Durst die Viehherde. Da begeben sich die Werftbewohner zum Medizinmann, Zauberer oder wie der Geselle sonst genannt werden möge, und verlangen finster murrend Abhilfe von dem drohenden Unheil. Jener zieht sich zurück, um in langer Zwiesprache mit dem grollenden Regengott den Grund der Ungnade zu erfahren. Er erscheint wieder mit unheilverkündendem Ernst und bezeichnet eine Familie, die durch ihre argen Sünden an dem hereingebrochenen Unglück schuld sei. (Ein ihm mißliebiges Ehepaar hat er wohl für derartige Fälle stets auf Lager.) Die Vergehen zu sühnen, werden die Eltern verurteilt, ihr jüngstes Kind zu opfern. Dem armen Geschöpf werden die Ärmchen auf den Rücken

gebunden, und an einem Kreuzweg wird ihm bei Sonnenaufgang das Köpflein in eine aufgestellte Astgabel festgelegt. Genau nach dem künftigen Stand der Mittagssonne werden dem unglücklichen Wurm die Augen gerichtet. Allmählich erblindet es unter den unbarmherzigen Strahlen der grellen Sonne und durch Verdursten wird es von seinen fürchterlichen Qualen erlöst. Tritt noch kein Regen ein, so ist die Sünde zu groß gewesen: sie fordert weitere Opfer. Der Satanspriester wird ja immer Erfolg haben, denn einmal muß schließlich der Regen wieder niederträufeln.

Doch heute war ich mit der Abrechnung noch nicht fertig. Beim Ab- und Aufladen der Wagen, die bei Omitare im Triebsand des Revieres stecken geblieben waren, war ein Fäßlein Kognak, bestimmt für das Lazarett Gobabis, verschwunden. Jetzt ließ ich mir den ältesten der dunklen Gesellschaft kommen: „Abraham, wer hat den Suppi hartloop maken lassen (d. h. wer hat den Schnaps gestohlen!)?“ Der alte Knabe machte ein Gesicht, als ob ich ihm ein Rätsel auf Japanisch aufgegeben hätte: „Master, ich weiß nicht.“ — „Siehe, wenn Sonne an Kant, kommst du nochmal und sagst es, futschek!“ — Um 5 Uhr kam er angetapst: „Master, ich nicht weiß!“ — „Abraham, wenn Skorpion dort (die Sternbilder Skorpion und Orion kennen die Eingeborenen sämtlich; hier bedeutet es zwei Stunden später), kommst du noch einmal und kannst du es dann nicht sagen, weißt du ja, was dir blüht!“

Inzwischen hatte auch der Reiter seinen Arrest abgebüßt. Sie werden für je einen Tag je zwei Stunden mittags, während die anderen der Ruhe pflegen, an einem Baum gebunden.

Am Abend marschierte ich von 5.30—6.45 weiter. Natürlich blieben wiederum zwei Wagen liegen und kamen erst drei Stunden später heran. Um 7 rief ich meinen

Abraham: „Wie steht es mit dem Suppi?“ „Omuhonna,“ verschwor er sich steif und fest, „ich weiß wirklich nicht!“ — Doch ich: „Wachtmeister, gehen Sie mit ihm 15 Brote backen (dieses ist der hier zu Lande übliche Ausdruck für 15 Hiebe geben)!“ Wirklich legte sich der biedere Schwarze gleichgültig auf eine Wagendeichsel. Aber als der erste Hieb herabsausen sollte, schrie er laut auf: „Ich will sagen, ich will sagen!“ — Alsbald gab er zwei Boyes an. Diese ließ ich sofort vor mich hintreten und sagte den beiden Frevlern ihre Schandtat auf den Kopf zu. Unter meinem scharfen Blick verhedderten sie sich elendiglich in ihren Aussagen. Schon bekam ich heraus, daß sie das Fäßlein für den Rückmarsch im Busch versteckt hatten. Drei Reiter mit einem der beiden edlen Spitzbuben ritten alsbald zurück, um, wenn sich die Geschichte also verhalten sollte, den kostbaren Tropfen zu bergen.

Am 29. brachen wir 5 vormittags auf; Ankunft in Okasewa 6.30 morgens. Okasewa war eine einst große, jetzt gänzlich verwüstete Farm. Auf einem Hügel legte eine zerstörte Kirche noch Zeugnis von dem einst hier blühenden Leben ab. An der einen der arg beschmutzten Wände stand in ihr sehr liebenswürdig, in großen eckigen Buchstaben prangend: Ihr Dütschen seid Schwinehund; uns Buren gehört Südafrika. Raus, sonst schlagen wir euch alle tot! Außer dieser üblen Inschrift waren die Wände meist mit ulkigen Zeichnungen und witzigen Bemerkungen aus dem Feldzugsleben durch Durchmarschierende geziert. Während der Weide ging mir ein Tier an Sandkolik ein. Um 11 kamen meine Reiter aus Omitare zurück und brachten auf dem einen Handpferd das wiedergefundene Fäßlein wohlverwahrt mit. Da gab es für die beiden Bösewichter heute und morgen des Mittags „15 Brote zu backen“. Natürlich werden die den Schwarzen aufge-

messenen Hiebe genau wie die Arreststrafen im Strafbüchlein fein säuberlich aufgezeichnet. Abraham jedoch durfte aus meiner Suppiflasche zur Belohnung, daß er die beiden Spitzbuben doch noch verraten, einen mäßigen Schluck tun. Nachmittags Marsch von 1.45—7.45 nach Vitvlei. Der letzte Wagen landete wiederum eine Stunde später. Hier fand ich W. mit seiner Fuhrparkkolonne vor. Am Lagerfeuer schimpften wir über die unselige, neue Kolonnenart um die Wette. W. war ganz unglücklich. Zu seinem Treck nach Gobabis und von da bis nach hier hatte er bereits 45 Tage gebraucht. Außerdem waren ihm 60 Maultiere weggelaufen.

Am 30. schaltete ich einen Ruhetag ein. Bis in den hellen Tag hinein, bis 11 Uhr, hielt mich ein wohlempfundener, bleierner Schlaf umfangen. Am Nachmittag entlud sich ein fürchterliches Gewitter ob unseren Häuptern. Eigenartig ist das Herankommen der Gewitter. Fast immer herrscht bis mittag das schönste Wetter. Da bilden sich überraschend schnell hochgeballte Wolken und mit einem Male saust ein orkanartiger Wind, alles in dicke, gelbe Sandwolken hüllend, so heftig über das Land, daß man unterwegs zur Zeit der Gewitter kein Zelt aufschlagen kann. Und mit plötzlicher Wucht prasselt dann ein fürchterlicher Regenguß herunter. Häufig hat man rechts und links heiteren blauen Himmel. Steht das Gewitter über einem, so merkt man am Tage von den Blitzen selbst fast nichts. Da nämlich die Gewitter zumeist sehr hoch stehen und die Wolkentürme außerordentlich hoch emporragen, so findet der elektrische Ausgleich eigentlich nur von Wolkenturm zu Wolkenturm statt. Die Wolkengebirge unter dem Feuerstrahl aber dämpfen dessen Licht vollkommen. Von der Seite dagegen sieht ein Gewitter prachtvoll aus. Lichte, mächtige Blitze zucken über die Wolkenbank dahin. In der

Minute zwanzigmal und mehr die Wolken jäh auflohen lassend, gewähren die elektrischen Strahlenbündel einen ganz herrlichen Anblick.

Am 31. morgens traf P. mit seiner Fuhrpark-Kolonne, von Windhuk kommend, ein. Auch er wetterte weidlich über die blödsinnige Kolonnenart. Von Windhuk bis Vitvlei war er bereits 40 Tage unterwegs. Da konnte ich mich bestens trösten. Im Vergleich zu W. und P. hatte da ja meine Kolonne die Schnelligkeit eines Orientexpreßzuges entwickelt; hatte ich doch bis Vitvlei nur neunmal die Sonne über den Himmel wandern sehen.

Heute morgen setzte bereits um 9 ein mächtiges Donnerwetter ein. Aber nicht in den Wolken, nein, ich selbst ließ es auf den Burenkondukteur niederprasseln. Schon mit dem Augenblick, als ich die Kolonne übernahm, merkte ich, daß es ihm überaus peinlich war, so ich mich um den inneren Betrieb selbst kümmerte. Faul und dickfällig, lügnerisch und dünkelhaft, verkörperte er diese Haupteigenschaften der Buren in staunenswertem Maße. So strebte er naturgemäß meinem Bemühen entgegen, Ordnung und Zucht in die schwarze Schelmenbande zu bringen. Da überraschte ich ihn nun heute morgen, wie er hinter meinem Rücken versuchte, die Leute, Reiter sowohl wie Boys, zu überreden, zu vereiteln, daß am Nachmittag, wie ich es angeordnet, schon wieder weitermarschiert würde. Heidi, heida, da gab es was aus der Armenkasse! Ich hoffe, der freche Geselle wird einem Dütschman gegenüber sich nicht zum zweiten Male erdreisten, die Leute aufzuwiegeln. Sofort enthob ich ihn seines Postens und erklärte ihm, wenn es ihm auch nur leise einfallen wolle, sich fernerhin um die Kolonne zu kümmern, so würde ich ihn sofort durch die Kapboys mit der Peitsche in den Busch jagen

lassen. Ich gestattete ihm lediglich, sich der Kolonne auf dem Rückmarsch nach Windhuk außerdienstlich anzuschließen.

Außerdem ließ ich in Bitvlei bei der Station 3 Wagen und 33 schlappe Maultiere zurück. Und 16spännig gondelte ich am Nachmittag von 1.45—7.45 weiter.

Am 1. November Marsch von 5—9 morgens nach Kalkfontein. Hier fanden wir im Kalksintergestein einen reichlich Wasser gebenden Brunnen vor. Nachmittags weiter von 4.45—6.45 durch arg tiefen Sand.

Am 2. November wiederum äußerst mühseliger Marsch durch unangenehm tiefen Sand von 4.30—9.15 vormittags nach unserem Endziel Gobabis. Wie war ich froh, als ich mich auf der Feste bei Hauptmann Streitwolf mit der Kolonne eingetroffen melden konnte! Die letztverflossenen Tage hatten mir blutwenig Schlaf beschert.

An die stattliche Feste schloß sich ein üppiger, in prächtigem Grün strotzender Garten an. Gerechtes Staunen erfaßte mich jedoch, da ich als Abschluß der weitläufigen Anlage ein Schwimmbad entdeckte. Fix plätscherte ich wie ein übermütiges Flußpferd alsbald an die 30 Minuten in dem kühlen, herrlich erfrischenden Naß herum. Wunderbar erquickt verspeiste ich darauf, von den Herren der Besatzung eingeladen, behaglich im bequemen Madeira-Korb sitzend, mein Mittagsmahl: Trefflich mundeten mir vornehmlich die leckeren Gartenerzeugnisse. Nur schwer konnte ich mich der gemütlichen Gesellschaft entreißen. Zwischen meinen Leuten und denen der Station hatte sich unterdessen ein schwunghafter Handel mit Straußeneiern und Gehörnen entwickelt. Auch ich erfeilschte mir ein paar besonders große Eier und mehrere Gehörne. 5.15 abends trat ich bei strömendem Regen den Rückmarsch bis zur nächsten reichlicheren Weide an, in der ich 6.45 schon zur Ruhe überging.

Am 3. von 4.30—8 vormittags nach Kalkpfanne; nachmittags 4.45—9.45. Am Tag war es brennend heiß, am Abend trat die ersehnte Abkühlung durch Regen ein.

Am 4. von 4.30—8 vormittags nach Vitvlei.

Am 5. Marsch bei strömendem Regen von 5.30—9 vormittags bis Okasewa. Mittags las ich bei wolkenlosem Himmel in der Sonne 52 Grad Celsius ab. Von 2 ab umzog sich derselbe wieder. Weitermarsch von 2.30—6 nachmittags bis Okuwaremende.

Am 6. stand ich zur Feier meines Geburtstages schon um 2 morgens auf. Marsch von 4—10 vormittags bei toller Sonnenglut nach Omitare. Hier tischte der Prachtkerl von einem Burschen mit Hilfe meines Bob ein geradezu fürstliches Essen auf. Die Speisefolge war: 1. Nudelsuppe, 2. Rührei von Eiern, die mein Bob unterwegs aus einem im Busch gefundenen Gelege erbeutet hatte, 3. die saftige Brust eines gebratenen Paues, 4. eine auf der Zunge zergehende, zarte Keule eines jungen Klippbockes, den ich gegen 8 morgens erst geschossen. Und den Beschluß der üppigen Schwelgerei bildete ein Kaffee mit Muskuchen. Sogar ein Geschenk sollte mir zuteil werden; die Unteroffiziere erhöhten mir nämlich noch die Freude des Tages, indem sie mir zwei kleine zappelnde Schildkröten überreichten, die sie die Tage zuvor gegriffen. Leider konnte ich den Glanz des Geburtstagsfestes von meiner Seite aus nur gering heben: Ein Halbfläschlein Sekt, eiskalt durch umgehängte, nasse Tücher in praller Sonnenglut gekühlt, mußte den Festschluck für drei Unteroffiziere, meinen Burschen, sowie für mich selbst hergeben. Die Versicherung kann ich hierbei getreulich abgeben, es ist keiner von uns fünf Leutchen davon trunken worden! Am Abend nahmen wir den Marsch von 8.30—11.30 wieder auf und erreichten die Station Otjiwero. Rückblickend kann ich wohl sagen, daß

ich so fleißig und auch so wohl zufrieden an keinem aller meiner vorhergehenden Geburtstage gewesen bin. — Hier in Otjiwero ist eine ständige Besatzung, die zwei tiefe mit klarem Wasser gefüllte Brunnen in sauberer Ordnung hält.

Am 7. weiter von 5—10 nachmittags.

Am 8. von 4—8.30 vormittags nach Seeis. Um 7 kam uns eine von Seeis abgesandte Patrouille entgegen, die uns zur größten Vorsicht mahnte, da mehrere Buren aus dem Windhuker Gefängnis ausgebrochen seien und bewaffnet sich wahrscheinlich über Gobabis nach dem englischen Gebiet in Sicherheit bringen wollten. Sie gehörten jener Verschwörung an, deren Anhänger sich in den Besitz von Windhuk hatten setzen wollen und mit Hilfe der Hottentotten sich so in den Besitz von Südwest als dem neuen Burenfreistaat hatten bringen wollen.

Am 9. vormittags 3.45—8.45 nach Ondekaremba; nachmittags von 4—6.45 bis zum Viehposten von Kabsfarm, wo ich in trefflicher Weide meine Ruhetage zuzubringen gedachte.

Der Rückmarsch wickelte sich glatt ab; die Boys waren seit der Ausschaltung des Buren wie umgewandelt. Auch hatten sie eingesehen, daß ich bei Säumnissen nicht lange fackelte. Leider aber entpuppten sich unter den Reitern vier als ausgemachte Tunichtgute. Alle vier habe ich wiederholt mit strengen Arreststrafen belegen müssen; eine Maßregel, die ich, solange ich bei der Proviant-Kolonne treckte, nicht einmal hatte verhängen brauchen. (Dabei hatten die Kolonnen bei Aufstellung der neuen Fuhrpark-Kolonnen nur Mannschaften von ausgesucht guter Führung abgeben sollen!)

Nun noch ein paar Worte über die neudurchzogene Gegend. Von Kabsfarm bis Seeis führte der Weg durch ein von geringen Höhen eingefaßtes, muldenartig-breites

Revier mit guter Weide. Schattige Baumgruppen wehrten öfters der zehrenden Sonne. Von Seeis bis Orumbo überquerten wir eine riesige mit Dornbüschen und dichtem Gras bestandene Fläche. Von Orumbo ab begann die Landschaft hügelig zu werden; vor Omitare lagen sogar einige hohe Bergkegel. Mehrere große, verlassene Werften lugten zwischen den Hügeln heraus. Von Vitvlei ab mußten wir eine sehr tiefsandige Ebene überwinden. Sie bildete einen zusammenhängenden Hain von Dornenbäumen. 70 Kilometer ritten wir ununterbrochen durch lichten Baumwald. Zu Füßen der vielfach machtvoll entwickelten Akazien breitete sich eine prächtige Weide aus. Da von keines Menschen Hand die Bäume je gefällt werden, so stürzen sie schließlich dem eigenen Alter erliegend, oft zu wunderlichen, besonders im Mondenschein gespenstisch aussehenden Gerippen zusammen. Wie jammerschade um den Holzreichtum, der hier vermodernd zugrunde geht! Schließlich kamen wir an die mit dichtem Buschwerk bedeckte, flache Nunaus-Höhenkette heran, die im spitzen Winkel zu unserer Marschrichtung auf unserer Rechten, nach Gobabis zielend, hinstrich, hier am Revier des Schwarzen Nossobs sich verlaufend.

Den 10. November schlief ich fast den ganzen Tag über. Am 11. und 12. stellte ich die Marschberichte auf und erledigte andere Schreibereien, wie das Kolonnentagebuch, neue Anforderungen und Erfahrungen. Letztere, die wohl gewürzt, mit der ruhigen Zuversicht, daß sie leider doch ohne Sang und Klang in den Papierkorb fliegen würden. Durch Überanstrengung im Zug waren 14 (!!!) Maultiere so heruntergekommen, daß sie kaum jemals wieder hochgepäppelt werden können. Die sonst so köstlichen Ruhetage fern von Windhuk wurden mir diesmal durch mein Befinden stark beeinträchtigt. Ich litt fortgesetzt an Durchfall, und öfteres Erbrechen verscheuchten mir die frohe Laune

nach vollbrachter Arbeit. Außerdem wurden an dieser Stelle die Fliegen am Tage einfach unverschämt lästig. Als ich mich am 11. des Abends gerade in meine Decken gewickelt hatte und einschlafen wollte, da krabbelte mir ein Vieh über mein fieberheißes Gesicht, daß ich in eklem Schreck jählings in die Höhe fuhr. Das Biest sah aus wie eine unserer Küchenschwaben, aber es wies die stattliche Länge und Dicke etwa eines Daumens auf. Puh, das widerliche Kitzeln seiner Beine und das häßliche Gefühl seines eiskalten Leibes ließen mich vor üblem Abscheu schier schütteln. Auf Stunden hinaus war mir das Einschlafen gründlich vergangen.

Am 14. zog ich wieder in Windhuk ein. Am selben Nachmittag tauschte ich gegen die untauglich gewordenen Zugtiere 14 feurige, eben erst von Swakopmund heraufgekommene argentinische Maultiere ein.

Letzte Fahrt nach Kub.

Am 15. lud die Kolonne für Kub:

Eigene Verpflegung . . .	7130 Kgr.
Für die Front	10870 Kgr.
Vom Art.-Depot	100 Kgr.
Von Garnison-Verwaltung	150 Kgr.
	18250 Kgr.

Die Ausrückstärke betrug: 1 Offizier, 2 Unteroffiziere, 11 Reiter, 20 Boys, 145 Maultiere, 4 Pferde, 10 Wagen.

Für sieben abgehende Boys hatten sich für diesen Treck ebensoviele Hereros eingefunden. Als die Kolonne zum Abmarsch bereitstand, stürzte ein Mann von der Etappe händeringend herbei: der Burenkondukteur sei mit dem ihm bereits vorgeschossenen Gelde durchgebrannt! Na, in mir lebte bei der Meldung nur das frohe Gefühl auf, daß ich

einen nutzlosen Taugenichts losgeworden war. Eiligst schickte ich den Mann zur Etappe zurück mit der Bitte, mich von einem Ersatz-Buren gnädigst verschonen zu wollen. Und schleunigst nahm ich meinen Marsch von 5—6.30 auf. Bis Tsumis ging ich auf der mir wohlbekannten Pad vorwärts. Die Mittagsstunden wurden fürchterlich heiß.

Am 16. vormittags von 5—9 bis Aris; nachmittags von 5.30—6.45.

Am 17. von 4—9 vormittags nach Nubitsaus. Die neuen Argentinier, welche sich anfangs so wild gebärdeten, sind schon ganz kirre geworden.

Am 18. Ruhetag.

Am 19. Marsch von 2.30—7.30 abends.

Am 20. von 3.30—9.30 vormittags nach Rehoboth; nachmittags von 5.30—7.30.

Am 21. nach Awasap von 4.30—9 vormittags. Obwohl ich so früh am Morgen hier eintraf, konnte ich doch erst nachmittags um 6 tränken lassen; so knapp war das Wasser geworden, weil es hier noch nicht geregnet hatte. Nicht weniger als fünf Ochsenkolonnen lagen hier.

Am 22. Marsch von 3—9 morgens nach Tsumis. Von hier führte die kürzeste Pad in einer Länge von 72 Kilometern nach Kub. Auf dieser ganzen Strecke gab es um diese Jahreszeit auch nicht einen Tropfen Wasser. Und trotzdem wäre ich mit einer Proviant-Kolonne ohne Zaudern an die Bewältigung dieser schweren Aufgabe gegangen! Aber bei der unbehilflichen Fuhrpark-Kolonne befürchtete ich ein Zusammenbrechen der Tiere. Nun standen mir noch zwei Wege zur Verfügung. Der eine führte, im großen Bogen nach Osten ausbiegend, am Brunnen der Wasserstelle Oas vorbei; ein zweiter gab, nach Westen ausholend, zweimal Gelegenheit zum Tränken. Infolgedessen entschloß ich mich zur größeren Sicherheit für den letzteren.

Aber auch auf dieser Strecke waren zunächst 45 Kilometer ohne jede Möglichkeit einer Wasseraufnahme zurückzulegen. Gewitzt durch das Versagen der anderen Fuhrpark-Kolonnen auf dieser Pad, wappnete ich mich mit allen Vorsichtsmaßregeln. Vor dem Abmarsch ließ ich die vorhandenen Wasserfässer bis zum Rand füllen und gab die strengste Weisung, ihren Inhalt nur auf meinen ausdrücklichen Befehl hin zu verwenden. Den Reitern und Boys befahl ich, lediglich aus ihren Wassersäcken das Trinkwasser für ihren Bedarf zu entnehmen, es also sich vernünftig einzuteilen. Außerdem ließ ich zur größeren Sicherheit alle Fässer auf einen Wagen setzen, ihn andererseits durch Wegnahme von Proviantgewicht entlastend, und übergab einem ständigen Posten die Bewachung des kostbaren Wassers, von dem unsere Marschfähigkeit abhing. So vorbereitet nahm ich den Marsch am Nachmittag von 5—9 auf, ihn am Morgen von 3—8 fortsetzend. Zunächst stiegen wir auf einen Höhenrücken hinauf, auf dessen breitem Rücken wir zur Ruhe übergingen. Dann ging es am Morgen in ein enges Tal bei Sendlingsgrab hinunter. Hier sahen wir einen Brunnenbau-Trupp bei der Arbeit, doch hatte er das heißersehnte Naß noch nicht erschlossen. Von Sendlingsgrab ab klommen wir einen steilen Hang hinauf zu einer Hochebene, an deren Rand wir entlang zogen. Als die Tiere vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnten, ließ ich zur Mittagsrast übergehen. Die abgestrangte Herde teilte ich nun in zwei Teile. Die eine kleinere Gruppe, aus den noch einigermaßen rüstig aussehenden Mulis bestehend, ließ ich gleich auf Weide treiben. Doch die matte Mehrzahl der Tiere sammelte ich um den Wagen mit den Fässern. Jedes Tier erhielt hier einen Futterbeutel mit dem belebenden Wasser. Schwer war es darauf, die noch immer durstigen Tiere vom Wagen weg den anderen nachzutreiben. Über

Mittag mußten heute sämtliche Leute zum Einkreisen der unruhigen Tiere auf Weidewache mit. Die Sonne strahlte unbarmherzig eine Höllenglut auf das schattenlose, steinige Feld hernieder; mein Wärmemesser gab 56 Grad C. an. Trotz meiner fürsorglichen Mahnung hatten einige Leute ihren Wasservorrat bereits am Abend vorher aufgebraucht; sie litten jetzt unerträgliche Durstqual. Aber ich konnte ihnen nicht helfen; es war eben eine heilsame Lehre für sie! Als die größte Hitze nachgelassen, nahmen wir von 4—6 den Abstieg zum Tal nach der Bastardniederlassung Naub. Dank meinen Anordnungen war nicht ein Maultier zurückgeblieben! Hei, was soffen die ausgedörrten Tiere von dem hier so reichlichen Wasser! Aber auch wir Menschenkinder schlürften immer wieder von neuem vom erfrischenden Quell. Abkochen und Weiden schenkten wir uns gern. Dafür wurden die Tiere um 12 nochmals tüchtig getränkt.

Um die Nachtkühle auszunutzen, brach ich schon um 2.30 wieder auf und erreichte das nächste Wasser 8.30 morgens. Wenn auch dieser Teil der Pad bis auf die allerletzte kleine Strecke fast eben war, so wirkten dagegen unzählige kleine Steinstücke, die lose im Sand lagen, recht hemmend auf die Vorwärtsbewegung ein.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade.

Aber hellauf ermunterten sich unsere Mienen, als wir in Gras eine seeartige Anstauung des Harachaoub-Revieres, das hier in einem rechten Winkel auf eine Felswand aufstößt, erschauten. „Es lächelt der See, er ladet zum Bade" — hurtig fuhren wir auf einer kleinen Anhöhe zum Kral auf. Und sobald wir getränkt, tummelten wir uns in freudiger Lust in den erfrischenden Fluten. Ach, es war eine zu herrliche Wonne, die matten Glieder nach den heißen, staubigen Märschen in dem übermannshohen Gewässer

wohlig kühlen zu können. Ich beschloß, zur Erholung bis zum anderen Mittag hier zu verweilen. Beide Tage wurden sehr warm; trotzdem ein lebhafter Wind unausgesetzt wehte, sank das Quecksilber zwischen 12 und 3 nicht unter 52 Grad Celsius. Das köstlich-stählende Baden wirkte so belebend, daß meine Leute am Nachmittag schon wieder zu allerlei Spielerei aufgelegt waren. Um 4 veranstaltete ich Wettschwimmen und andere Wasserscherze unter Stiftung von kleinen Preisen. Während sich meine Kerls zu jedem Wettbewerb in lautaufjauchzender Freude in den hoch aufspritzenden Wasserspiegel stürzten, standen die Boys gar ängstlich abseits, den verrückten Dütschman nicht verstehend, freiwillig sich so pudelnaß zu machen. Ich glaube, die Schwarzen hatten eine Judenangst, daß es mir einfallen könnte, auch sie mal ins Wasser zu jagen. Schon früh am anderen Morgen plantschten meine Reiter wieder im See herum, aber jetzo mit dem nüchternen Hintergrund, einiger Fische habhaft zu werden. Ab und zu sah man nämlich einen mitunter recht stattlichen Wels, aber auch nur einen Augenblick, blitzschnell verschwanden sie alsbald wieder in die dunkelnde Tiefe. Da das Angeln mittels krummgebogener Stecknadeln mit Fleischresten als lockendem Köder daran nichts fruchten wollte, zogen sie kurzentschlossen ihre Reithosen aus, banden die Beinlinge unten zu, spannten in den zugeknöpften Bauchteil einen offenhaltenden, runden Dornenzweig, legten auf den Hosenboden einen ansehnlichen Stein, und so schürften je zwei Reiter das an Stricken wohlbefestigte, sonderbare Bodennetz über den Grund des Sees dahin. Der Erfolg war verblüffend: Als sie mit Mühe und knapper Not ihr arg schwer gewordenes Fanggestell ans Ufer geschleppt hatten, da entquoll dem aufgeblähten Hoseninnern ein schwärzlicher Schlammstrom zum blendenden Tageslicht — jedoch nicht ein Fischlein war dar-

innen. Angler und Zuschauer brachen in gleich fröhliches Gelächter ob des betrübenden Mißgeschickes aus. Inzwischen war ein Unterstützungstrupp für die Brunnenbohrer bei Sendlingsgrab zur Mittagsrast hier eingetroffen. Neugierig schauten die Ankömmlinge dem wunderlichen Gebahren meiner Reiter zu und mischten ihr herzliches Lachen beim Anblick des trostlos aussehenden Beinwerkes in das unsrige. Da bot ein bärtiger Sergeant von jenen an, einen besseren Erfolg durch Opferung einer Dynamitpatrone herbeizuführen. Nun wurde der See von den Reitern umstellt, die, sobald die Patrone zur Entzündung gekommen wäre, die betäubten Fische und die, deren Blasen geborsten, also alle die, welche mit dem Bauche nach oben bewußtlos auf der Wasserfläche treiben würden, sofort herausholen sollten. Bedächtig wurde die Patrone an die gedichtete Zündschnur befestigt, dann schwamm ein Mann mit ihr bis zur Mitte des Wasserspiegels, sie dort auf den Grund fallen lassend. Kaum war er triefend wieder ans Land gestiegen, da wurde die Zündschnur angebrannt. Grienend machten die Eingeborenen sich über uns lustig, als Minute auf Minute ohne eine neue Erscheinung verrann. Da — brrruuch — donnerte eine Wassersäule plötzlich in die Höhe. Mit allen Zeichen des Entsetzens lief da mein Bob und die Hereros, was die Beine sie nur tragen konnten, lautjaulend über die nächsten Höhen davon. Bemerkenswert ist hierbei, daß die anderen Kapboys nicht die geringste Erregung zeigten! Wir aber heimsten lachend eine ansehnliche Beute ein, die uns am Mittag zum leckeren Sonntagsschmaus diente. Ärgerlich jedoch war es, daß die eingeborenen Esel sich am Nachmittag noch nicht wieder eingefunden hatten. So nahm ich den Weitermarsch zunächst ohne die Fehlenden von 4—6.30 nachmittags auf. Bei Eintreten der Dunkelheit tauchte endlich einer nach dem

anderen wieder auf. Als ich meinen Bob wegen seines Weglaufens hart anließ, entgegnete er halb entrüstet, ganz treuherzig: „Master, wir nicht 'glaubt haben, daß Dütschmen unter Wasser Feuer machen kann.“ Diese sinnige Gedankenverbindung entwaffnete mich.

* * *

Eigentlich hatte ich die Absicht, am Abend bis Kub durchzutrecken. Die Pad im Revier gestaltete sich jedoch derart tiefsandig, daß die Tiere um ½7 erschöpft liegen blieben. So nahm ich am 27. nochmals den Marsch von 4.30—6.30 morgens auf und erreichte das Endziel Kub.

Kub bot einen wenig erquicklichen Aufenthalt. Es liegt auf einem gänzlich schattenlosen Bergkegel. Für den Rückmarsch wurde mir Hauptmann W., der mir die unglückselige Ochsengeschichte von Awadaob eingebrockt hatte, nebst Burschen angeschlossen. Er ging wegen vollständig niedergebrochenen Nerven auf Urlaub. Daß dieses tatsächlich der Grund, sollte mir auf dem Marsche bald deutlich genug offenbart werden. O jeh, diese Rederitis! Der Mann hat mich durch seine fürchterliche, unaufhörliche Schwatzerei bald tot gemacht. Mit meiner Leerkolonne beschloß ich, die zwar wasserlose, dafür aber sehr abkürzende Pad einzuschlagen. Natürlich wandte ich dieselben Vorsichtsmaßregeln wie beim Hermarsch an.

Den Rückmarsch trat ich am Nachmittag von 4—6.30 an, ruhte um diese Zeit bis 10, marschierte wieder weiter von 11 abends bis 7 morgens. Wieder bekam jedes schwache Maultier einen Futterbeutel mit Wasser zur Mittagszeit. Dann weiter von 3—9.30 abends bis Tsumis. Das waren 72 Kilometer ohne Wasser! Und trotz mörderischer Sonnenglut machte nur ein Maultier schlapp. Mit höchst freudigem Bewußtsein des Geleisteten streckte ich meine müden

Glieder zu willkommenem Nachtschlaf in den weichen Sand hin.

Am 29. Marsch von 4.30—6.30 nachmittags.

Am 30. von 4—8 vormittags nach Awasap. Traf hier mit dem von Windhuk kommenden F. zusammen. Ihm waren bereits sechs Maultiere eingegangen. Weiter von 5—6.30 nachmittags.

Am 1. Dezember von 3—8 morgens nach Rehoboth. Von hier wiederum die kürzeste, für mich neue Pad, nämlich die über die 1848 Meter hohen Oamutes-Berge einschlagend, am Nachmittag von 5—9 weiter.

Am 2. Dezember von 3—11 vormittags nach Aub. Der letzte Teil dieses Marsches ließ uns die überaus großartige Hochgebirgslandschaft staunend bewundern.

Am 3. Dezember von 3.30—7 vormittags nach einem guten Weideplatz bei Kranzneus, den ich mir auf dem Hinmarsch schon vorsorgend ausgesucht hatte. Auf diesem Platze ließ ich die Kolonne für vier Tage zum Weiden und Erholen. Ich selbst ritt mit M. und unseren Burschen, wie es ein mir vom Etappen-Kommando übermittelter Befehl gebot, am Abend nach Windhuk.

5. Abschnitt.
Im Feldregiment.

Meine Versetzung, — Rückblick auf die Kolonnentätigkeit, — auf dem Ritt nach Gibeon, — unter der heilkundigen Hand eines Eingeborenen, — Weihnachten in Südwest, — weiter bis Keetmanshoop, — eine Neujahrsfeier, — im Gefecht mit Hottentotten, — ein burschikoses Bild aus dem Reiterleben, — bis Blydeverwacht, — von unserer köstlichen Sinekure in Ondermaitje, — auf Patrouille, — ich hatt' einen Kameraden, — erneut auf Patrouille.

Meine Versetzung.

Hier vernahm ich zu meiner größten Überraschung, daß ich nach dem Süden zum 2. Feld-Regiment versetzt worden war.

Mit N. und F. bummelte ich am Nachmittag des 4. über die Sperlingslust nach Kl.-Windhuk. Hier genossen wir im Garten von Ludwig einen herrlichen Abend. Wunderbar umschmeichelten uns die lauen Lüfte. Lichter Mondenschein badete die Weinlauben, das Tal, die fernen Berge in mildem Glanz. Feuriger Wein, dem Windhuker Berg entstammt, weitete unsere Herzen und gab dem Gemüt einen frohen Aufschwung — es war ein traumhaft-schöner Abend. Umflutet vom hellen Mondschein wandelten wir in der Nacht hochbefriedigt zurück. Am 5. lud mich Hauptmann W., mein Reisegefährte von Kub bis Windhuk, zu Tisch.

Während ich im ersten Rausch hellauf begeistert war, zur Feldtruppe gekommen zu sein, so schlich sich allmählich immer mehr das drückende Gefühl einer starken Ernüchterung in mein Denken ein. Immer wieder erwog ich im

Sinn das Für und Wider. Zwar winkte in der Front lorbeerbekränzte Anerkennung, die ja leider den Kolonnen trotz ihrer rastlosen, aufopfernden Tätigkeit nicht nur von der urteilslosen Masse, nein, traurigerweise gerade von den allermeisten Frontoffizieren in der Kolonie und Heimat versagt wird. Dummheit und Dünkel leisten hier Fabelhaftes. (Später in Deutschland wurde ich von einem jungen Herrn eines Truppenteils, zu dem ich gerade kommandiert war, gefragt, wie ich eigentlich zu dem schwarzweißen Bande gekommen wäre; ich sei doch nur bei der Kolonne gewesen!) Aber da war noch der Verlust der goldenen Selbständigkeit zu bedenken! Hier bei der Etappe Herrscher über drei Staffeln; dort hieß es, unterkriechen unter den Willen eines Häuptlings, von dem man noch nicht wußte, ob er genießbar oder ob er einem das Dasein verbittern würde.

Rückblick auf die Kolonnentätigkeit.

Doch jetzt will ich, selbst auf die Gefahr hin, manchmal etwas bereits Geschildertes zu wiederholen, rückblickend den wichtigen Abschnitt über das Kolonnenwesen kurz zusammenhängend beleuchten:

Als der Aufstand in Südwest ausbrach und daselbst größere Truppenverbände aufgestellt wurden, mußte auch die Zufuhr der Verpflegung verstärkt und neu geregelt werden. Militärische Kolonnen waren nicht vorhanden. Man griff daher zunächst auf die im Lande üblichen Frachtwagen mit ihrer Ochsenbespannung und ihrer einheimischen Bedienung zurück. Sie alle bildeten den Park der ersten Kolonnen-Abteilung. Als dann die Witbois ebenfalls aufständig wurden, reichte die Zahl der Zugochsen, die durch die Rinderpest im Jahre 1897 und durch die Anstrengungen im Herero-Feldzug stark gelichtet waren, nicht mehr aus.

Es mußten daher während des Aufstandes Versuche mit anderen Bespannungen gemacht werden. So wurden Kolonnen aufgestellt mit:

1. Proviantwagen 95 mit Maultieren (2., 3., 4. Kol.-Abt.).
2. Ochsenwagen mit Maultieren (1. 2., 3. Fuhrpark-Kol.).
3. Ochsenwagen mit Eseln (5. Kol.-Abt.).
4. Karren mit Kamelbespannung.
5. Kamelen mit Belastung.

4 und 5 wurden in den wasserlosen Strecken Lüderitzbucht-Kubub, in der Kalahari und in der Namib verwendet.

Jede Abteilung zählte fünf Kolonnen.

Ehe ich auf die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Arten selbst eingehe, will ich zunächst die Marschschwierigkeiten in Betracht ziehen, die Proviant-Kolonnen in Südwest zu überwinden haben. Die schwierigste Frage war die der Wasserversorgung. Doch diese habe ich wohl schon genügend besprochen. Im allgemeinen genügt es, wenn die an das afrikanische Klima gewöhnten Tiere einmal ordentlich innerhalb 24 Stunden trinken. Am liebsten saufen sie mittags, wenn es warm geworden ist. In der kalten Jahreszeit, wo die Quecksilbersäule bis zu 12 Grad unter Null sinkt, ist oft wegen der vorhandenen Eisdecke ein Tränken am frühen Morgen nicht möglich. Wenn die Wasserstellen um Tageslängen auseinanderliegen, richtet man den Marsch deshalb so ein, daß man halbwegs zwischen den Wasserstellen schläft und kurz vor Mittag an der nächsten Wasserstelle eintrifft. Das Pferd kann schlimmstenfalls drei Tage ohne Wasser gehen, während es der Ochse 5—6 Tage, ohne getränkt zu werden, aushält. Über die Art und Menge des Wassers gab uns die Kriegskarte

durch die Benennungen der Wasserstellen einigermaßen Aufschluß. Zum Beispiel: Litfontein, Vitpan, Droogevlei, Quaaipüts, Beestbank, Kowisekolk. (Bei diesen Namen bedeutet fontein — Quelle, pan — Salzpfanne, vlei — Sammelwasser nach Regenfällen, bank — meist sehr schwer zugängliche, oft stark verschmutzte Wasserstelle im Gestein, kolk — Vertiefung im Flußbett, das noch nach der Regenzeit längere Zeit Wasser hält, püts — durch Eingeborene gegrabene Wasserlöcher.) Bei anderen Wasserstellen besagte es die Eingeborenen-Sprache. So heißt Aub zu deutsch Wasser, daher Bezeichnungen wie Achaub, Aubes u. a. Bei Nuis und Aminuis, zwei nebeneinanderliegende Wasserplätze, bedeutet in der Hererosprache nuis den weiblichen Geschlechtsteil schlechthin und aminuis denselben im besonderen beim Strauß. Naosanabis könnte man nicht besser übersetzen als mit: Männecken piss'!

Auf Weidegang waren alle Tiere angewiesen. Besonders nachts fressen sie gern und viel. Sobald die Kolonne zur Ruhe übergegangen war, wurden die Tiere lose zur Weide getrieben. Für eine Herde von 160 Maultieren genügten zur Bewachung fünf Mann. Die Tiere wurden je nach der Dichte des Graswuchses enger oder weiter eingekreist. Da es in Südwest kein Teppichgras wie bei uns, sondern nur tüpfelförmig wachsendes Gras gibt, so muß der Weideplatz bei mittlerer Grasdichte bei obiger Herde etwa 400 Meter im Durchmesser betragen. Sobald ein Platz abgefressen, wird die Herde weitergetrieben; so bewegt sie sich im Kreise um den Lagerplatz. Häufig jedoch ist unmittelbar an der Wasserstelle keine Weide vorhanden, sondern sie liegt mitunter 1—2 Stunden entfernt. Sind feindliche Patrouillen gemeldet, oder ist das Gelände sehr unübersichtlich, so muß demgemäß die Weidewache verstärkt werden. Die Wasserstelle selbst muß unbedingt von der

Mehrzahl besetzt gehalten werden, da, fiele sie in Feindeshand, der Weitermarsch mit ungetränkten Tieren in Frage gestellt, mitunter unmöglich sein würde.

An das Klima gewöhnten sich die neugelandeten Tiere sehr rasch. Nicht so leicht vertrugen sie die veränderte Kost. Sehr häufig kam es bei der vorwiegenden Heukost vor, daß das Zahnfleisch über die Zähne wuchs. Damit behaftete Tiere magerten sehr schnell ab, da ihnen das Kauen Schmerzen verursachte. Es mußte ihnen alsdann das Zahnfleisch gebrannt werden. Manchmal wurde den Tieren Salzsäure durch Querschnitte noch außerdem in das Zahnfleisch gebracht. Und nach wenigen Stunden stellte sich alsbald die alte Freßlust wieder ein.

Der Zug durch den tiefen, hemmenden Granitsand der Ebenen stellte an die Zugleistungen sehr hohe Anforderungen. Aber ein Gutes hatte der Steppensand, er nutzte die Hufe sehr wenig ab, so daß die Kolonnen auf dem Marsch durch die Steppe unbeschlagen marschieren konnten. Im Gegensatz hierzu litten die Hufe in den Gebirgsgegenden durch das zackige Gneisgeröll ungemein. Hier mußte auf den Beschlag ein ganz besonders hoher Wert gelegt werden. Bei Leerkolonnen wurden daher oft Maultiere, die sich durchgelaufen hatten, und denen man aus Mangel keine Eisen aufschlagen konnte, auf Wagen zurückgefahren. Wenn auch mitunter in den Gebirgsgegenden schier unüberwindlich scheinende, zum Teil mit losem Geröll bedeckte Steigungen zu überwinden waren, so erleichterten doch häufig wiederkehrende, harte und ebene Hochflächen den Marsch.

Wenn nun die Frage erörtert werden soll, welche Kolonnenart all' diese Schwierigkeiten am besten überwindet, so muß in erster Linie die Zeit in Berechnung gezogen werden, die zur Erreichung des Marschzieles gegeben ist. Im Frieden, wo es auf mehrere Tage früher oder

später nicht ankommt, ist unbedingt der Ochsenwagen mit Ochsenbespannung vorzuziehen. Es sind dies starke, ungefüge Wagen, aus dem Holz des afrikanischen Dornbaumes hergestellt. Das schwere Untergestell ist nach dem Langbaumsystem gebaut. Der breite Wagenkasten weist nur 30 Zentimeter hohe Wände auf. Am oberen Rande der beiden Seitenwände laufen, nach außen etwas aufwärts geneigt, hölzerne Längsleisten entlang. Dadurch wird die Lagefläche stark vergrößert und die Ladung stabiler. Die Ladung kann 3500 Kgr. betragen. Zu jedem Wagen gehört ein Bur als Treiber und ein Buschmann oder Hottentott als Tauleiter, d. h. er führt das vorderste Ochsenpaar an einem Riemen nach sich ziehend. Der Wagen selbst wurde von 18—22 Ochsen gezogen. Je sechs Fahrzeuge bildeten eine Kolonne der 1. Kol.-Abt. — Da die Ochsen keinen Hafer bekommen, sondern sich von der Weide allein erhalten, so ist, mit Ausnahme der Portionen für die Bedienung, die gesamte Ladung für das Magazin oder die Truppe bestimmt. Die Wasserstellen jedoch — und das ist ein großer Nachteil — werden von den Ochsen stark in Anspruch genommen. Säuft doch ein einziger ausgedurstete Ochse bis zu 70 Liter Wasser auf einmal! Die Ochsenkolonne kommt im Sand die Stunde etwa zwei Kilometer, auf festem Boden etwa vier Kilometer vorwärts. Da die Ochsen nur auf Weide angewiesen sind, so muß den Tieren oft und längere Zeit Gelegenheit zum Grasen gegeben werden, was natürlich den Marsch sehr verlangsamt.

Als es aber in dem beweglichen Witboifeldzug hieß, möglichst schnell der Feldtruppe Proviant und Hafer zuzuführen, da versagte die schwerfällige Ochsenkolonne. Hier hat sich die Maultierkolonne auf das beste bewährt. Eine solche zerfiel in zwei vollständig selbständige Staffeln zu je 18 Proviantwagen 95. Jedes Fahrzeug war mit acht

Maultieren bespannt. Zur Bedienung gehörten zwei Reiter, die abwechselnd vom Bock aus fuhren. Die Trennung in zwei Staffeln war mit Rücksicht auf die geringen Wassermengen an den meisten Wasserstellen vorgenommen. Mitunter sahen sich die Staffeln einer Kolonne monatelang nicht. Wie sie von ihren Zielen in Windhuk wieder eintrafen, in der Reihenfolge wurden sie wiederum beladen und erhielten ihre Ziele dahin, wo augenblicklich Mangel in der Front oder in den Magazinen herrschte. Gewöhnlich bekam die Staffel bei ihrem Eintreffen in Windhuk drei Tage zur Ausbesserung des Materials Zeit, mußte dann am vierten den Marsch wieder antreten. Die Maultiere bewiesen sich viel widerstandsfähiger als Pferde und äußerst zuverlässig im Zug. Trotz der überaus großen Anstrengungen hat meine von mir geführte Staffel alle Marschzeiten bis auf den Tag eingehalten. Dabei bekam ich nach jedem Treck als Ersatz für ausfallende Tiere höchstens vier frische oder sich wieder erholt habende Maultiere. Allerdings machte die Behandlung der Maultiere den Reitern anfangs große Schwierigkeiten. Aber schon nach den ersten Märschen wurden die Tiere willig und folgsam. Trotz der großen Arbeitsleistung bekam das Maultier nur 3—4 Pfund Hafer am Tage. Über die Trefflichkeit der Proviantwagen habe ich mich ja schon genügend lobend ausgesprochen.

Da aber eine derartige Staffel verhältnismäßig wenig von der Gesamtladung der Truppe zubringen konnte, so stellte man Fuhrpark-Kolonnen auf. Diese waren mit afrikanischen Wagen, vom selben Bau wie die Ochsenwagen, nur etwas kleiner, ausgerüstet. Statt acht Maultiere waren dem Fahrzeug zehn vorgespannt. Auf jeden Wagen der aus zehn Fahrzeugen bestehenden Kolonne war ein Reiter zur Aufsicht und zwei Eingeborene zur Bedienung

verteilt. Die Belastung der Fahrzeuge betrug im Durchschnitt 2040 Kgr. Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß die Aufstellung einer solchen Kolonne unzweckmäßig ist. Das Maultier eignet sich nicht dazu, einen schweren Ochsenwagen zu ziehen. (Leider habe ich das Gewicht eines solchen Ungetüms nicht erfahren können. Sicher aber wiegt ein Ochsenwagen mindestens dreimal soviel als ein Proviantwagen!) Allerdings hatte ich das Glück, mit meiner Kolonne die gegebenen Zeiten einhalten zu können. Dagegen versagten von den beiden gleichzeitig mitaufgestellten Fuhrpark-Kolonnen die eine vollständig, so daß ihr von Windhuk frische Ersatztiere zugeführt werden mußten; während die andere mit zwei Wochen Verspätung und mit vollkommen erschlafften Tieren am Endziel eintraf.

Der Irrtum, der Esel sei frei von Pferdesterbe, führte zur Aufstellung von Kolonnen mit Eselbespannung. Vor denselben Wagen, wie sie bei der Fuhrpark-Kolonne Verwendung fanden, wurden 22—28 Esel eingespannt. Da aber die Esel mit demselben Prozentsatz wie die Pferde und Maultiere an der Sterbe eingingen, außerdem aber massenweise an Entkräftung starben, so ist diese Kolonnenart bald wieder abgeschafft worden. An der Marschstraße nach Kub lagen mitunter auf einer Strecke von einem Kilometer 10—15 Eselkadaver. Da deren verwesende Leiber in der Regenzeit die Luft geradezu verpesteten und die Gefahr einer Seuche nahelegten, so wurde damals ein Oberarzt mit 20 Mann nur zu dem Zweck hin- und hergeschickt, um die eklen Überbleibsel der unglücklichen Tiere zu verbrennen.

Schließlich sind noch die Kamelkolonnen zu erwähnen. An der Ost-, Süd- und Westgrenze wurden je 10—15 Lastkamele zu einer solchen zusammengestellt. Das einzelne Kamel wird mit 150—200 Kgr. belastet. Außerdem wurden

in wasserlosen Gebieten, wie zwischen Lüderitzbucht und Kubub, Karren mit Kamelbespannung verwendet.

Die Ausbildung des Kamels zum Reittier ist äußerst schwierig; vor allem erfordert sie eine unendliche Geduld.

Ebensogut wie wir bei den Pferden zahlreiche, unter sich verschiedenartige Rassen aufzählen können, so vermag man auch beim Kamel mehr als zwanzig Rassen zu unterscheiden, und ebenfalls wie bei jenen spricht man auch bei den Dromedaren von edlen und unedlen Arten.

Geistig steht das Schiff der Wüste auf sehr tiefer Stufe. Ohne Übertreibung kann man wohl behaupten, daß es das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste und ungemütlichste Geschöpf ist, welches man sich nur denken kann. Anhänglichkeit an seinen Herrn ist eine dem Kamel völlig unbekannte Tugend. Durch kein Zeichen gibt es ein Erkennen beim Erscheinen seines Pflegers an.

Einem weitverbreiteten Irrtum möchte ich hier begegnen, nämlich dem Glauben, daß sein Höcker durch den Knochenbau bedingt sei. Dieser Höcker besteht lediglich aus einem Fleischgeschwulst, dessen Umfang und Höhe von dem Nahrungszustand des Tieres abhängen. Bei gut genährten Tieren nimmt er bei pyramidenförmigem Bau den vierten Teil des Rückens ein bei einem Gewicht bis zu 15 Kilogramm; dagegen schwindet er bei mageren Tieren in einer Hungerzeit fast gänzlich, sintemalen sein Gewicht alsdann bis auf zwei Kilo herabsinken kann. Daraus geht hervor, daß dem Gurten ganz besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt werden muß, soll bei gesattelten Tieren einem Durchscheuern oder bösen Druckschäden vorgebeugt werden.

Die Milch der Kamelstute ist derart dick und fettreich, daß ihr Genuß dem Menschen zuwider ist. Auch an den

Genuß des Fleisches muß man sich erst mit vieler Überwindung gewöhnen, da es einen eigentümlichen, wenig angenehmen Geschmack aufweist.

Warum haben wir nun trotz seiner bösen Untugenden und der anderen unangenehmen Eigenschaften diesen unbequemen Vierbeinler in den Dienst der Schutztruppe gestellt? Nun, wegen seiner beispiellosen Genügsamkeit und Ausdauer bei Wetterunbilden sowohl, wie bei Hunger und Durst, die es uns allein ermöglicht haben, in jene wasserlosen Gegenden der Kalahari zu dringen, allwo sämtliche anderen Tiere versagen.

Das Kamel findet seine Verwendung sowohl als Reittier als auch als Lasten-Träger und -Zieher. Seine Ausbildung zum Lastträger ist die bei weitem leichtere. Mittels ihres natürlichen Herdentriebes werden die Tiere daran gewöhnt, einzeln hintereinander herzugehen. Eine solche Karawane legt in der Stunde 3,5 Kilometer zurück, die durchschnittliche Tagesleistung beträgt etwa 25—30 Kilometer. Als Beladung kann man dem Tier auf kurze Strecken Lasten bis zu 400 Kgr. aufbürden, doch dürfte die Durchschnittslast wohl 150 Kgr. betragen. Die ägyptische Regierung hat, um etwaiger Tierquälerei zu steuern, das Höchstgewicht auf 250 Kgr. festgesetzt.

Wesentlich schneller kommen die Reitkamele vorwärts. Ein ausgeruhtes Kamel, welches gut gefüttert und getränkt ist, vermag 16 Stunden zu traben und damit eine Entfernung von 140 Kilometern zu durcheilen. Ohne dazwischen gelegten Rasttag kann es so in 3—4 Tagen an die 500 Kilometer zurücklegen.

Außerordentlich schwierig jedoch ist das Zureiten des Kamels zum Reittier. Das erste Gebot zur Abrichtung fordert jegliche Vermeidung von Sporen und Peitsche.

Denn jede Anwendung von Gewalt würde mit einem völligen Fehlschlag enden. Weiter ist zu bedenken, daß das Dromedar nur in früher Jugend, also höchstens noch im 3. Jahre, etwas lernt. In diesen seinen jüngsten Jahren wird es gewöhnlich von Knaben abgerichtet. Nachdem dem Tier ein leichter Sattel aufgelegt und ihm eine Schlinge um die Schnauze gelegt ist, setzt sich der junge Reiter auf. Zum Traben bringt er es durch Zungenschnalzen und durch Schwingen und Fuchteln mit der Reitgerte, ohne diese jedoch jemals mit dem Tiere selbst in Berührung zu bringen. Das Kunststück der ersten Ausbildung liegt nun darin, daß das Tier nur trabt und das Galoppieren vollständig verlernt. Denn einmal ist es nicht imstande, infolge zu baldiger Ermattung größere Strecken im Galopp zurückzulegen, andererseits dürfte der nicht gänzlich sattelfeste Reiter bei der hin- und herschleudernden Bewegung, bei der der Reiter den Anblick einer chinesischen Pagodenfigur gewährt, bereits nach den ersten Galoppsprüngen im Sande liegen.

Deshalb wird das abzurichtende Tier, sobald es in diese unerwünschte Gangart fällt, möglichst schnell zum Halten gebracht, der Junge sitzt ab, und nun wird es zum Hinknien gezwungen und bekommt einen leichten, strafenden Denkzettel. Aber, wie schon gesagt, diese letztere Gewaltmaßregel ist nur bis zu seinem 3. Lebensjahre anzuwenden. Ein so zum Traben erzogenes Dromedar wird später nur noch bei großer Wut in Galopp fallen und in dieser Gemütserregung allerdings unfehlbar.

In späterem Alter ist das Kamel für eine Belehrung nur äußerst schwer zugänglich. Hier muß man den ihm angeborenen Herden- und Nachahmungstrieb benutzen. Man läßt den schwer lernenden Zögling hinter einem gut ausgebildeten Genossen hergehen. Nun läßt man das Führertier

langsam zum Trab über eine zuerst ganz kleine Strecke übergehen. So muß sich der Reitlehrer fürs erste begnügen, wenn das anzulernende Tier seinem Schlepper 10—15 Schritte im Trabe folgt. Und ganz, ganz allmählich, ohne daß jenes merkt, daß etwas Neues von ihm verlangt wird, verlängert sein Lehrmeister die Trabstrecke.

Doch die militärische Forderung darf bei diesem Stand der Ausbildung nicht haltmachen. Zum Abschluß des Zureitens muß für die Kriegsbrauchbarkeit noch das sichere Alleingehen des einzelnen Dromedars gefordert werden. O, wie unendlich viel List und Geduld erheischt die Abrichtung noch hierzu! Wirklich, es darf einen bei derartig schwieriger Abrichtung nicht wundernehmen, daß unsere Leute in der ersten Zeit nur mit sträubendem Widerwillen an das Zureiten der ihnen fremden und so neuartigen Reittiere gingen. Öfters kochte ihnen anfangs bei der mühseligen, gar zu langsam fortschreitenden Arbeit grimme Wut gegen die anscheinend störrischen und nichts leistenden Tiere auf.

Und wie Großes vermochte unsere Schutztruppe später mit den also ausgebildeten Tieren auszuführen! Der Zug Erckerts gegen Simon Kopper, der für ewige Zeiten ein goldenes Lorbeerblatt in der Geschichte aller Völker bleiben wird, hat seinen ruhmreichen Erfolg nächst der glänzenden Tüchtigkeit des Führers selbst und der beispiellosen Hingebung seiner Truppe, diesen genügsamsten aller Geschöpfe zu verdanken. Wie groß der Wassermangel in jenen von diesem kühnen und unverzagten Hauptmann durchzogenen Strecken war, beweist zur Genüge sein umsichtiger Befehl, der anordnet, daß, wenn zum Trinken auf das Blut der Tiere zurückgegriffen werden müsse, dieses vor dem Genusse erst ordentlich gequirlt werden solle, damit sich die schädlichen dicken Blutkörperchen absonderten. Pferde,

Maultiere und Ochsen wurden im Vormarsch allmählich ganz zurückgelassen, bis nur noch die Kamele als Reittiere und Lastträger für Munition, Mundvorrat und Wasser verblieben. So ist ein Teil der Kamele damals volle 16 Tage ohne jegliches Wasser gewesen.

Im Gebiet der Bondelzwarts und der Zwartbois besorgten die Zufuhr Buren und Farmer als Frachtfuhrleute, trotzdem es der heiße Wunsch aller im Felde war, es möchten auch hier militärische Kolonnen eingerichtet werden. Weshalb eigentlich bei den Fahrtzuwendungen grundsätzlich die höchst unzuverlässigen Buren in unbegreiflicher Weise begünstigt wurden, habe ich nie erfahren können.

Kraftwagen haben bis zu meinem Scheiden aus dem Schutzgebiet noch keine Erfolge gehabt.

Der Dienst bei den Verpflegungskolonnen war für die Mannschaft äußerst anstrengend. Weit über die Hälfte derselben kam von den unberittenen Waffen. Und doch hatte jeder Mann mit seinem Eintreffen in Swakopmund die Pflege und Beschirrung von vier Maultieren zu übernehmen. Als der Mannschaftsbestand bei der Staffel immer mehr zusammenschrumpfte, hatte häufig ein Reiter acht und mehr Maultiere zu besorgen. Machte das Füttern der hungrigen Tiere schon viel Arbeit, so war das Einfassen der Wasserstellen und das darauffolgende Tränken noch bedeutend zeitraubender. Hatte die Wasserstelle offenes Wasser, so mußten mitunter erst Dornbüsche geholt werden, um das Trinkwasser abzugrenzen und den Tieren zu wehren, durch Hineinwaten das Wasser zu verunreinigen. Mußte jedoch das Wasser erst im Flußbett gegraben werden, dann dauerte die Vorarbeit oft stundenlang. Das Tränken selbst aber nahm an langsam sickernden Wasserlöchern oft ebenfalls Stunden in Anspruch. Fast stets mußte diese Arbeit in der heißesten Tageszeit geleistet werden; denn erst getränkt

konnten die Tiere nutzbringend weiden. Mit der Weide begann dann der aufreibende Wachtdienst der Weidewache. Hierzu mußten je nach den Umständen 4—15 Mann gestellt werden. War es für die Reiter am Tage, wo sie oft ohne jeden Schatten die Stunden der Weide ausharren mußten, schon anstrengend, so war der Nachtdienst noch nervenreizender. Stets mußte man ein Abtreiben der Tiere durch Eingeborene befürchten. Aber auch die im Lager verbleibenden Leute konnten sich nach dem Tränken keineswegs der Ruhe hingeben. Für sie hieß es jetzt Abkochen, sowohl für sich, wie auch für die auf Wache befindlichen Kameraden. Auch im Essenbereiten mußten die Reiter anfangs viel lernen. Und wie lecker verstanden sie es nach einigen Monaten schon, das erlegte Wild mit geringen Zutaten zu bereiten! Sie hätten den blassen Neid von manchem deutschen Mägdelein erwecken können. Wie leicht ist es, in Deutschland Holz zu bekommen! In Südwest mußten die Reiter oft die Gegend weit nach Holz absuchen. In der Steinwüste des Oranje, der es überhaupt an Baum und Strauch mangelt, war der Ochsenmist — das afrikanische Brikett, wie ihn die Reiter nannten — das einzige Brennmaterial. Hieraus ergibt sich von selbst, wie schwierig erst das Backen des Brotes war.

Bei dieser überaus anstrengenden Tätigkeit ist es daher kein Wunder, daß von 73 Reitern im Februar im September desselben Jahres nur noch 49 bei der 2. Staffel waren. Die bekannten afrikanischen Krankheiten, wie auch die bedeutenden Wärmeunterschiede zwischen Tag und Nacht konnten auf die durch Anstrengungen geschwächten Körper gar zu leicht einwirken. Von Februar bis Ende September legte die 2. Staffel der 3. Proviant-Kolonne 4484 Kilometer Marschlänge zurück. Bei den dortigen Wegeverhältnissen eine wirklich achtunggebietende Leistung!

Ebenso neu und schwierig ist für den Reiter die Behandlung der Eingeborenen. Für sie muß maßgebend sein, daß er nicht auf die gleiche Stufe mit dem Weißen gestellt werden darf. Doch darf bei dieser Ansicht die Behandlung nicht durch ungerechte Härte geschehen. Es muß vielmehr zwischen beiden sich ein patriarchalisches Verhältnis entwickeln. Eine gerechte Strafe, wie es auch in gewissen Fällen die Prügelstrafe ist, wird sich der Eingeborene, wenn sie vom Kolonnenführer verhängt ist, stets gefallen lassen. In der Behandlung der Eingeborenen findet der Offizier eine der schwierigsten und dankenswertesten Kulturaufgaben. Der Reiter ist gar leicht dazu geneigt, den Eingeborenen ohne weiteres als seinen Diener anzusehen.

Auf den ersten Märschen war den Kolonnen volle Jagdfreiheit gewährt. Das auf der Jagd erbeutete Fleisch sollte dem Skorbut und den anderen durch alleinige Büchsenfleischnahrung entstehenden Krankheiten vorbeugen. Bald kam es aber bei einigen Kolonnen zu Unzuträglichkeiten. Durch unvorsichtige Schützen wurden entgegenkommende Truppenteile angeschossen. Deshalb wurden vom August 1905 ab für jeden Marsch nur 80 Patronen für Jagdzwecke ausgegeben. Diese wurden an nur zuverlässige und gute Schützen ausgegeben. Dadurch war gleichzeitig eine Überwachung des Patronenbestandes bei dem einzelnen Mann möglich geworden. Da die Patronengurte beim Abnehmen und Umhängen des Gürtels die Patronen leicht herausfallen ließen, so mußten die Staffelführer täglich darauf hinwirken, daß die Leute etwaige herausgefallene Patronen vor dem Abrücken wieder aufnahmen. Die verlassenen Lagerplätze der Deutschen wurden vom Feinde stets sehr genau nach Patronen abgesucht.

Auf dem Marsch zur Feldtruppe oder zum Magazin war es natürlich den Kolonnen untersagt, den Feind auf-

zusuchen. Dafür aber war es den Leerkolonnen nicht verwehrt, in dem an die Marschstraße angrenzenden Gebiet Streifen zu reiten, feindliche Banden zu werfen und Werften auszuheben. So hat es an erfolgreichen Patrouillen und Gefechten den Kolonnen nicht gefehlt. Aber auch größere Unternehmungen, die von Kolonnenmannschaften in Verbindung mit Stationsbesatzungen unternommen wurden, sind glücklich durchgeführt worden und reihen sich den Erfolgen der Feldtruppe würdig an. Hierzu gehört z. B. die Säuberung des Komashochlandes, der Zug den Kuisebfluß abwärts und der Vorstoß in die Zwiebelhochebene.

Auf dem Ritt nach Gibeon.

Am 8. Dezember fand ein größeres Abschiedsessen für die nach dem Süden Versetzten im Kasino statt. Wieder herrschte eine frisch-frohe Feldzugsstimmung, und doch schwebte diesmal über dem Ganzen die ungewisse Frage, die wohl bei jedem von uns mal anklopfte: wer von uns lebenslustigen Leutchen hier am Tisch wird wohl nach dem Feldzug, glücklich heimgekehrt, von seinen Erlebnissen plaudern können?

Am 9. meldete ich mich bei M., dem Etappenkommandeur, ab. Er fragte mich, ob ich gern zum Süden ging oder ob ich nicht lieber bei der Etappe bleiben wolle. In kurzen Zügen schilderte er Grau in Grau (der Wirklichkeit leider entsprechend) den augenblicklichen Stand im Süden: Auf allen Punkten durchaus vollständige Ungewißheit über Stärke und Verbleib der überall auftauchenden und blitzschnell wieder verschwindenden Gegner. Dazu herrsche bedenkliche Verpflegungsnot, so daß man sagen könne, die Truppe hungere bereits. Noch hatte ich es in diesem Augenblick in der Hand, zu bleiben, wo es mir ausgezeichnet gefallen hatte, oder den Schritt in das Ungewisse

zu tun. Ich entschied mich für das letztere. Mit herzlichem Händedruck verabschiedete mich M., der zähe, schneidige und allen so überaus menschenfreundliche Herr. Am selben Nachmittag hielt der Kommandeur des Nordbezirks Major von M. eine wenig tröstliche Ansprache an uns zum Abmarsch Bereitstehenden. Auch er malte uns die gegenwärtige Lage im Süden in schwarzen Farben. Er legte uns dringend ans Herz, ja mit aller Vorsicht zu marschieren. Uns ruhmvolles Kriegsglück wünschend, schloß er mit einem dreifachen Hurra auf Se. Majestät.

4.30 nachmittags marschierten wir unter dem Geleit vieler Kameraden mit der Munitionskolonne H., die uns bis Keetmanshoop in ihren Schutz nahm, zu den Toren Windhuks heraus. An Offizieren, die für den Süden bestimmt, waren außer mir angeschlossen die Hauptleute B. und W., die Oberleutnants K. und W. und die Leutnants K. und F.

Wir marschierten so schnell wie nur irgend möglich. So waren wir jedesmal zur Mittagszeit am 10. in Aris, am 11. in Aub, am 12. in Rehoboth, am 13. in Awasap, am 14. in Tsumis, am 15. und 16. in Oas, am 17. in Kub, am 18. in Karis, am 19. in Boeks Farm, am 20. in Geitsabis, am 21. in Seß-Kamelbaum, am 22. in Gibeon, am 23. in Gründorn, am 24. und 25. in Asab, am 26. in Tses, am 27. in Blau, am 28. in Gabis und am 29. erreichten wir morgens Keetmanshoop. So legten wir die Strecke Windhuk—Keetmanshoop (550 Kilometer) in 20 Tagen zurück. (Das würde also der Strecke Berlin—München entsprechen.)

Von der Heimat her daran gewöhnt, unter dem Süden sich ein halbes Paradies vorzustellen, wurden wir auf unserer Wanderung nach diesem Süden immer mehr enttäuscht. Je weiter wir kamen, je mehr Sand und Steine

und abermals Steine! Bäume sahen wir schließlich nur noch in den Revieren! Mit einem Wort, es wurde öde, wüst und leer! Auch die Gebirgsbildungen selbst nahmen ein wesentlich anderes Aussehen an. Die Gebirge des mittleren Schutzgebietes bestehen aus Granit und Gneis. Es sind mächtige, vielfach wildzerrissene Gebirgsstöcke und einzelne nicht zusammenhängende Rücken. Überall wechseln die zackigen Grate und scharfgezeichneten Spitzen des Gneisgebirges mit den weichen Formen der Granitgebilde ab. Auf den zahlreichen Hochflächen findet sich gutes Weideland. Hier im südlichen Teile der Kolonie dagegen schließen sich an den wasserlosen Küstenstrich, auf einem Sockel von Granit und Gneis ruhend, jene seltsamen Tafellandschaften an, die kennzeichnend für das Landschaftsgepräge des Namalandes sind. Ausgedehnte Hochebenen erfüllen sein Inneres; — ihre steil abfallenden Ränder zeigen so regelmäßige Linien, daß man oftmals meint, die gewaltigen Wälle einer Festung vor sich zu sehen. Leider weisen hier die Hochflächen fast ausschließlich riesige Steintrümmerfelder, aber von Weide nirgends eine Spur auf. Auch in den Niederungen verschwanden die Gräser mehr und mehr, hier den Salzbüschen Platz machend, die sonst für die Kleinviehzucht nutzbringend sind.

Unser Zusammenleben gestaltete sich auf dem Marsche sehr gemütlich. Zu je dreien bildeten wir eine in Freud und Leid eng zusammenhaltende Kochgruppe. Bei Oas fröhnten wir zum letzten Male unserer Jagdlust. Von nun ab wurde die Gegend für harmlose Jäger zu gefahrdrohend. Mit den Gewehren der Kolonne zusammen wiesen wir die stattliche Feuerkraft von 56 Läufen auf. — Zu friedlichen Zwecken mußten die Gewehre häufig herhalten. So ersetzten sie in Verbindung mit dem Kochgeschirr uns regelmäßig die Kaffeemühle. Die ungebrannten Bohnen wurden zunächst

im Kochgeschirr geröstet und dann mit dem fein hineinpassenden Gewehrkolben darin zerstampft. Als Löffel gebrauchten wir beim Herumrühren in der Tasse scharfe Patronen, die wir ebenfalls ganz unbedenklich zum Pfeifenstopfen benutzten. Wie sich das Gewehr zum Zeltaufbau verwenden ließ, werde ich später noch schildern.

Eine höchst possierliche Gestalt gab ein Beamter ab, der bis Keetmanshoop mit uns marschierte. Wir sind ihm für den Zeitvertreib, den er uns andauernd schuf, sehr dankbar gewesen. Er war eben mit der Bahn von Swakopmund heraufgekommen und entwickelte jetzt eine Hottentottenfurcht, die an das Lächerliche grenzte. Er reizte uns geradezu, seine Gespensterfurcht zu befördern. Ritt er mit uns an der Spitze, so genügte nur ein Hinweis auf eine so zufällig auftauchende Staubwolke vor uns, und er drückte sich ganz klamm-heimlich nach dem Kolonnen-Ende. Doch oft vertrieb ihn da wiederum seine Leichtgläubigkeit, nun im mittleren Marschteil Schutz suchend. Um so mutiger trat er auf, wenn wir ihn auf einen in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Steppenhasen aufmerksam machten. Da storchte er sehr spaßhaft mit seiner spindeldürren, langen Don Quijote-Gestalt durch die kniehohen Salzbüsche, seine Pistole wacker vorstreckend. Wie atmete er auf, nachdem er Keetmanshoop erreicht, ohne daß ihn ein böser Skorpion gezwackt, eine hungrige Schlange gespeißt hat! Hoffentlich hat er uns die Neckereien vergeben; sie waren wirklich verzeihlich, denn die Gegend war mordslangweilig, und sonst erlebten wir blutwenig.

In Gibeon verbrachten wir die Mittagsruhe auf dem einst bedeutendsten Marktplatz des Namalandes. Das hier stehende Haus von Hendrik Witboi habe ich mir neugierig angesehen. Hier auf der Feste von Gibeon konnten wir die erste Auskunft über das Verweilen der 1. Kompagnie

2. Feld=Regiments bekommen, welcher W., als ihr neuer Führer, und ich zugeteilt waren. Danach steht sie augenblicklich bei Davignab und gehört zur Abteilung Heuck, die die Aufgabe hat, die englische Grenze zu sperren und die östlichen Ausläufer der großen Karrasberge aufzuklären. Sonst herrschte wie überall völlige Ungewißheit über die Bewegungen des Gegners.

Nachdem wir hinter Gibeon die Höhe erklommen, marschierten wir quer über die vor dem Aufstand angelegte Rennbahn, die den klangreichen Namen „Hoppegarten“ trägt.

Unter der heilkundigen Hand eines Eingeborenen.

Die nächsten Tage schaffte uns die Teilnahme an L's. Wohlergehen belustigende Unterhaltung. Er hatte sich eine böse Krankheit zugezogen. Natürlich war er sehr niedergeschlagen, wollte er doch auf keinen Fall sich jetzt, wo er mit dem Feind, wie wir alle zuversichtlich glaubten, im Endkampf die Klinge kreuzen konnte, krank ins Lazarett legen. Da ward ihm in Kub der Ratschlag gegeben, sich in Gibeon an einen unter der schwarzen Welt weithin berühmten Medizinmann zu wenden: Der würde ihn während des Vormarsches heilen. Spornstreichs suchte ihn L. auf, und nach langwierigen Verhandlungen, die mehrere Platten Tabak und eine Flasche Suppi gekostet, versprach der Hottentott endlich, die Heilbehandlung bis zum Eintreffen in Keetmanshoop ausüben zu wollen. So schmerzhaft für L. die Kiste war, so spaßhaft war das nun beginnende Schauspiel für uns. Die Behandlung war aber auch zu eigenartig: L. mußte sich hierzu jeden Mittag auf einen Steinhaufen setzen. Nun schabte ihm der heilkundige Mann mittels einer Glasscherbe dicht über dem mons Veneris unbarmherzig rechts und links auf zwei talergroßen Stellen die

Haut herunter. Auf dem rohen Fleisch verrieb sodann der eingeborene Künstler auf der einen Seite von einer schwarzen, auf der anderen von einer weißlichen Wurzel ganz fein Gehacktes. In dieser wenig zimperlichen Weise wurde L. acht Tage lang behandelt. Jeden Mittag kratzte der biedere Mann ihm den Grind herunter und rieb immer wieder, täglich mit den beiden Wurzelarten die Seite wechselnd, die wunden Flächen ein. Es mußte, nach dem drolligen Aufeinanderbeißen der Zähne seitens unseres lieben Kameraden zu beurteilen, höchst schmerzhaft sein. Doch hinderte uns schlechte Seelen das nicht, jedesmal grinsend und ihn durch lose Scherze ermunternd, zuzuschauen. Die Pferdekur hat jedoch wenigstens geholfen, und es ist kein Rückfall der Krankheit eingetreten. Wir haben uns die größte Mühe gegeben, die Wurzelarten zu erfahren. So bestechlich sonst der Eingeborene ist, hier halfen Geld und gute Worte nichts, selbst der heißgeliebte Suppi vermochte nicht dem Hottentotten das Geständnis abzuringen.

* * *

Weihnachten in Südwest.

Am 24. gingen wir bereits um 4 des Nachmittags zur Ruhe über. Eiligst begaben wir uns an die Vorbereitungen zum Heiligen Abend. Schon beim Aufbruch von der Mittagsrast an der Wasserstelle Gaohatamas war eine Karre nach der Farm Tses vorausgesandt, um frische, daselbst gewachsene Kartoffeln zu holen. Sie sollten beim heutigen Festmahl den Gipfelpunkt der Schmauserei bilden. Seit Windhuk hatten wir nur ab und zu die wenig angenehm schmeckenden, in Streifen gedörrten Erdäpfel genossen. Nun denke sich ein braver Deutscher, besonders ein Klöse vertilgender Thüringer, der doch ausnahmslos sein Leben lang ein treuer Sklave des Kartoffelessens ist (denn kann er sich

wohl in Deutschland eine Mittagsmahlzeit ohne die mehligen Knollen vorstellen), daß wir den Genuß frischer Kartoffeln mit außerordentlich seltenen Ausnahmen gänzlich entbehren mußten! Dann wird er unseren Heißhunger nach diesen für uns so kostbaren Knollen verstehen können. In meiner Kochgruppe, zu der noch K., N. und F. gehörten, feierten wir nun also: Ein geradegewachsener Dornbusch wurde am Revier gekappt und an unserem Kochloch aufgestellt. An und für sich sah diese Dornbuschart gar nicht unfreundlich aus. Aus dem dunklen Grün der Zweige gabelten sich bis zu sieben Zentimeter lange, glänzende, schneeweiße Dornen, die den Eindruck machten, sie seien lackiert, wirkungsvoll vom Dunkelbraun der Rinde ab. Aus bunten und Zeitungspapieren, aus Blechbüchsen und Patronenhülsen formten wir die wunderlichsten Ungeheuer und die märchenhaftesten Gebilde für den Behang zusammen. Kernige Ausbrüche lautschallender Lachsalven bewiesen jeweils dem kühnen Erfinder lobende Anerkennung. Na, wenn auch ein deutscher Weihnachtsbaum lieblicher und auch wohl prunkender aussehen mag, so hatte der unserige wenigstens das voraus, in verrücktester Eigenart sicher den Vogel abzuschießen. Als wir mit seinem Anputz fertig waren, da kam unsere Karre von Tses zurück, und, hurra, mit stief Erfolg! Wir hatten einen halben Zentner des hier während des Aufstandes so seltenen Vertreters der Nachtschattengattung erstanden. Und für wieviel? — Für 32 Mark. — Ich wette, daß Diamanten nicht so sorgfältig gesichtet werden, wie wir abwägend die Kartoffeln auseinanderhäufelten, welche für neun Mann zum Leckerbissen verwandelt werden sollten. Mit wachender Sorge sahen wir unseren Burschen auf die Finger, daß sie die Schale nicht zu dick absäbelten. Ach, und nun umfing uns die himmlische Musik der im Schmalz brodelnden Scheiben.

Um 5.30 nahmen wir unsere schwellenden Sitze ein. Denn zur Feier hatten wir heute unsere Sättel auf Steinhaufen gelegt und über den so erhöhten Sitz mehrere weiche Woilachs gebreitet. In der Mitte aber hatte F. mit vielem Fleiß aus großen Steinblöcken einen runden Tisch errichtet. Der erste Gang bestand aus Bismarckheringen in Tomatensauce, von denen wir noch zwei Dosen von Windhuk her aufgespart hatten. Hierauf bearbeiteten wir erfolgreich die Keule eines Schafes, das erst zwei Stunden vorher sein Leben hatte lassen müssen. Und jetzt sollte das Ereignis des Tages folgen — die Erdäpfel. K. verschwand noch eben geheimnisvoll; er wolle uns noch eine Überraschung bescheren. Da tönten von der anderen Seite des Revieres, wo W. und B. hausten, laute Entrüstungsrufe mit fürchterlichen Donnerwettern gewürzt herüber, und im Nu fegte es wie wahnsinnig über uns hin: Ein Sandsturm von fabelhafter Heftigkeit überraschte uns, die Gegend mit dicken, gelben Sandwolken peitschend. Ade, du Festfreude! Schleunigst wurden einige Woilachs auf unsere soeben vom Feuer gehobenen und so sanft zum Gemüte pruzelnden Kartoffeln geworfen. Einige Augenblicke später und alle waren wir in die Schlafsäcke verschwunden, sich nach Möglichkeit noch durch Pferdedecken sichernd. Ununterbrochen tobte der Sandsturm bis etwa 11 abends, als er einigermaßen nachließ. Wir krabbelten aus unseren Gehäusen mit tränenden und schmerzenden Augen heraus, doch war uns die Laune für den Abend flöten gegangen. Zwar sahen unsere Kartoffelschnitte ganz lecker aus, sie hatten nämlich trotz des auf sie geworfenen Schutzes eine feine Decke wie von Zimmet bekommen, doch war es eitel Sand. Recht hoch kauend, schluckten wir die nochmals erwärmten Stücke hinunter. Den Sand spülten wir mit Bier, ja, mit Bier, von der Zunge. Von Kub aus hatten wir uns für diesen Abend

einen kleinen Vorrat mitgenommen, so daß, vor Glasbruch zärtlich bis hierher behütet, zwei Flaschen für jeden aufgetischt werden konnten. Zum Schluß nahm noch jeder einen herzhaften Schluck aus der kreisenden, gemeinschaftlichen Kognakflasche, und wir suchten von neuem still unsere Lagerstätten auf. Doch mir wollte das Einschlafen nicht gelingen. Am Nachmittag war in der Nähe eine 1,50 Meter lange Schlange im Erdboden verschwunden. Bei jedem Rascheln der Blätter dachte ich natürlich gleich an das ekle Tier. So stand ich wieder auf. Und siehe — auch K. konnte keinen Schlaf finden. Mit ihm ging ich zu den Hottentotten hinüber, die ihren einförmigen Riettanz trampelten. Es war uns die seltene Gelegenheit geboten, die Eingeborenen in ihrem Friedensgetriebe zu belauschen. Denn hier befanden wir uns schon im Berseba-Gebiet, dessen Bewohner am Aufstand keinen Anteil, wenigstens keinen sichtbaren genommen haben. Der Riettanz, den das Völklein jede Vollmondnacht mit bewundernswerter Ausdauer tanzt, kann in einen europäischen Tanzsaal niemals verpflanzt werden; er ist reichlich unsittlich. Im Gänsemarsch treten Männlein und Weiblein abwechselnd mit möglichst inniger Körperberührung hintereinander an, einen Kringel bildend. Nun bewegen sie sich taktmäßig, den Oberkörper hin- und herwiegend, unablässig im Kreise herum, dabei geradezu tierisch ächzend und grunzend. Die noch nicht mannbare Jugend, sowie die durch Gebrechen zum Tanz unfähigen und altersschwachen Stammesgenossen hocken im Kreise herum und bringen auf der Mundharmonika die bezaubernde Begleitung zu dem blöden, entsetzlich eintönigen Geplärr der anderen, die nicht im Besitze eines solchen Radau-Tonwerkzeuges sind, hervor. Hin und wider stiehlt sich ein verliebtes Paar aus der Reihe der Tanzenden durch den Kreis und verschwindet zu unzweideutigem Tun im

Busch. Das ist der Tanz eines Naturvolkes! — Eingelullt durch die zu uns herüberdringende Weise des Riettanzes schlief ich endlich ein. Die Sonne brannte mir schon auf die Nase, bevor ich am anderen Morgen aufwachte. Beim Mittagstisch packte K. endlich seine Überraschung aus. Und zum Vorschein kam ein kleines, niedliches Tannenbäumchen. Seine Mutter hatte ihm das nachgemachte, mit zusammenlegbaren Zweigen versehene Bäumchen gesandt. O jemine, als wir das Kästlein dazu mit seinen winzigen Wachslichtern geöffnet, waren diese zu einem Klumpen zusammengeschmolzen. Kurz entschlossen nahm ich den Block und zerteilte ihn in längliche Nudeln, denen ich durch Hin- und Herrollen in der Hand die rundliche Form einer Kerze verlieh. So wiedergewonnen, steckten wir die Lichter auf den Zweigen fest. Obschon die Sonne ihre Strahlen in unnötiger Verschwendungssucht auf unsere Schädel brennen ließ, brannten wir trotzdem unseren Tannenbaum an. Aber du mein Herrgottchen, da hatte beim Anzünden das eine Licht zwei, das andere vier Dochte, andere dafür wiederum überhaupt keinen. Doch wenn auch; wir schwelgten in frohem Bewußtsein, Weihnachten 1905 unter brennendem Lichterbaum gefeiert zu haben.

Weiter bis Keetmanshoop.

Mit Tagesgrauen des 26. ritt ich mit F. von Nauchabgaus, wo wir über Nacht gerastet, über Ganikobis zum Fuß des riesigen Bergklobens vom Gr. Brukkaros. Ich wollte mir den eigenartigen Fremdling des Schutzgebietes in der Nähe betrachten. Sehr steil steigt er unmittelbar aus der Ebene pyramidenförmig 1600 Meter empor. Er ist ganz aus Porphyr gebildet und vulkanischen Ursprunges. Als Beweisstück für das letztere fand ich an seinem Fuße ein schlackenartiges Gebilde aus Eisenerz. Über Ganikobis-Tses

reitend, holten wir am Abend unsere in Arichab lagernde Kolonne wieder ein.

Wunderbare Düfte entströmen zur jetzigen Zeit einem hier allenthalben wachsenden Strauch. Er ist mit dem lieblosen Namen Stinkbusch belegt, sintemalen der Blüte ein Duft entsteigt, der an faulen Pferdemist nur zu eindringlich erinnert. Doch will ich ein Gedicht zu seinem Lobe einflechten:

Verschiednerlei sind die Gerüche,
Die bei der Frauenwelt beliebt, —
Verschiedener Art sind auch die Düfte,
Die so ein Stinkbusch von sich gibt.
Er steht auf afrikan'scher Steppe:
Harmlos, voll Biedermeiersinn,
Lädt er dich ein, und ruhig legest du
In seinen Schattenkreis dich hin.
Da duftet's erst so stark wie Flieder,
Bald aber bist des Dufts du satt,
Und du vermutest in der Nähe
Jemand, der keinen Anstand hat.
Du fährst empor, beginnst zu suchen,
Aus deinem Munde kommt ein Schrei,
Denn du vermutest statt des einen,
Der Ungezog'nen plötzlich zwei.
Du suchst und suchst, und fliehst die Stätte
Erst wenn dich wüster Kopfschmerz plagt, —
Dich erst zu locken, dann zu kränken,
Das ist's, was so dem Busch behagt.
Und doch, so geht's in manchen Dingen,
Wie es das Leben mit sich bringt:
Man schwärmt zuerst berauscht: Es duftet,
Und weiß am Schluß beschämt: Es stinkt.

(Linke, Kolonie und Heimat.)

Wie nötig die Vorsicht ist, seinen Schlafsack vor jedem Gebrauch stets tüchtig auszuschütteln, zeigte sich in Gabis, wo beim Umstülpen ein stattlicher schwarzer Skorpion aus seinem Innern herausfiel.

Zu unserem Einmarsch in Keetmanshoop fand sich der Kapitän der Berseba-Hottentotten Christian Goliath mit zweien seiner Großleute ein. Aufmerksam musterte er erst die Kolonne, dann betrachtete er uns mit forschenden Blicken. Ich glaube, daß ganz allein die starken Truppendurchzüge und sonstigen Nachschübe, die ja alle, sowohl vom Norden, von Windhuk aus, wie vom Meer, von Lüderitzbucht her, durch sein Gebiet gehen mußten, den Hottentottenkapitän abgehalten haben, sich dem Aufstand anzuschließen. Auch dieser Hauptwaffenplatz war ein trostloses Sandfeld, um das im weiten Kreis einige feste Häuser lagen. Nur in der Mitte spendeten einige hohe Dornbäume angenehmen Schatten. Über die Mauer des Missionsgartens lugte ebenfalls ein verstaubter, grüner Buschwald herüber. Achtunggebietend wirkte der machtvolle Bau der Feste. In ihr befand sich das Kasino, in dem wir während des Aufenthaltes in Keetmanshoop unsere Mahlzeiten einnahmen. Es herrschte in den Räumen ein ameisenartiges Gewimmel. Denn es vereinigte ungefähr 40 Offiziere zu den Essenszeiten. Trotz langen Schmorens zähe Treckochsen und flotte Unterhaltung waren die einzigen Genüsse, die uns geboten wurden. Als Tafelgetränk stand jedem klares Wasser zu fleißiger Benutzung zur Verfügung. Wir erfuhren am eigenen Leib, daß die uns in Windhuk gegebene Schilderung über den Verpflegungszustand leider nur allzu wahr war.

Auf dem Baiweg zwischen Lüderitzbucht und Keetmanshoop war die Rinderpest ausgebrochen. Um die Ver-

seuchung des übrigen Rinderbestandes zu verhüten, wurden ohne Zaudern sämtliche Ochsen in diesem Gebiete getötet. Durch diese notwendige, drakonische Maßnahme wurde zunächst die Kriegführung hier im Süden lahmgelegt. Die allerschlimmsten Folgen für den weiteren Verlauf des Feldzuges waren zu befürchten. Um die gefahrvolle Lage zu überwinden, mußten andere Zufuhrmöglichkeiten geschaffen werden. Zunächst war für die allernächste Zeit ein in weitausschauender Vorsorge aufgestapelter Vorrat noch in den Magazinen vorhanden. Aber was dann? In gewöhnlichen Zeiten war es möglich, auf dem südlichen Baiweg den Bedarf für etwa 500 Mann und ebensoviele Pferde von der Küste heraufzuschaffen. Doch jetzt nach der Vernichtung der Ochsen steuerte der Weg kaum Aufzählenswertes zur Verpflegung bei. Er lag halb verödet da. Ein sehr nettes Gedicht über die Beschaulichkeit jener Gegend hat Hauptmann B. vom Stabe Trothas gesungen:

Nachdem ich Pachnio begrüßte,
Besah ich mir Kubub, die Perle der Wüste,
Ich fand, daß Kubub ohne Phrase
Ein lieblich Idyll, eine holde Oase.
Wenn auch die Palmen hier gänzlich fehlen,
Es ist auch nicht mehr besucht von richt'gen Kamelen,
Wenn hier statt Arabern und Beduinen
Nur Hottentottinnen, Kaffrinnen und Hererorinnen,
Wenn hier die Tiger und Löwen nur selten,
Kann Kubub doch als Oase gelten.

Vor allem die Gegend ringsherum
Ist still und öde, wüst und stumm,
Kein einziger Strauch, kein einziger Baum
Stört den afrikanischen Wüstentraum.
So weit man blickt, nur Stein und Sand

Von der Hitze gedörrt, von der Sonne verbrannt,
So weit man schaut, nur Sand und Stein,
Und dazwischen verwesendes Ochsengebein.
In phantastischen Formen, strahlend besonnt,
Begrenzen Gebirge den Horizont.

Doch inmitten dieser toten Natur
Liegt friedlich und lieblich ein Bild der Kultur.
Es erklinge die Leier mit kräftigen Tönen,
Zu singen das Lob des Guten und Schönen.
Das Kasino mit seinen pikanten Bildern,
Kann ich ohne tiefe Rührung nicht schildern,
Das Quartier war vorzüglich, erhaben das Essen,
Und dann — der Lokus, nicht zu vergessen!
Ein Lokus, wie ich in Afrika
In solcher Vollendung noch keinen sah.
Man fühlt sich in dieser lieblichen Klause
Ganz außerordentlich zu Hause,
Man betritt ihn mit ahnungsvollem Schauern —
Und man verläßt ihn mit Bedauern.

Auch auf der Werft ist etwas los,
Hottentottenmädchen mit Prachtpopos,
Fast neidisch wird Venus Kalypygos.
Es soll viele geben, die so etwas lieben,
Ich finde die Sache stark übertrieben!
Mit den verquetschten Gesichtern bilden sie
Ein Beweisstück der Darwinschen Theorie.
Wüst stinkend nach Fett, meist abhold der Seife,
Meist spuckend und rülpsend, im Maule die Pfeife,
Man kann nicht zweifeln, wenn man sie sieht:
Das ist das fehlende Zwischenglied
Zwischen Pavian und Mensch, zwischen Mensch und Affen.
Wozu hat der Herrgott dies Kruppzeug geschaffen?

Doch Kubub hat zur Abwechslung
Auch eine „Zivilbevölkerung“.
Ich meine damit den Klinghardtschen Store
Und dahinter das Haus mit dem Damenflore,
Und darinnen die zwar wenig bekannte,
Aber viel gerühmte „Gouvernante“. —

Sonst sieht man um Kubub auf allen Seiten
Das verschiedenste Viehzeug zum Fahren und Reiten.
Die Kühe und Schafe sind nicht zu verachten,
Man kann sie teils melken und teilweise schlachten.
Es steckt in diesem vierbeinigen Vieh
Der wirkliche Reichtum der Kolonie.
Doch haben mir Sachverständige erzählt,
Daß es manchmal an zweibeinigen auch nicht fehlt.
An Ochsen und Eseln, Schafen, Kamelen
Tut es ja anderswo auch nicht fehlen,
Wovon sich ein Soldat und Mann
Auf dem Kasernenhof überzeugen kann.
Warum sollen sie bleiben zu Hause partout?
Ein gewisser Prozentsatz steht uns zu.
Doch persönlich wollte ich keinem kommen,
Denn erstens sind Anwesende ausgenommen,
Und zweitens, was hier in Kubub geschafft
Mit Energie, mit Fleiß und Kraft,
Ist über jedes Lob erhaben,
Gottlob, daß wir solche Leute noch haben!
Was diese der Wüste abgerungen,
Das habe ich gern im Liede besungen.
Was wohl aus Troja geworden wär,
Fand, es zu besingen, sich nicht ein Homer?!
Doch Kububs Ruhm soll dies Lied vermehren,
Drum sang ich es ihm zu Preis und zu Ehren.

Mög weiter es wachsen, beharrlich und still,
Eine holde Oase, ein lieblich Idyll!
Mein Lied ist zu End', drum verstummt die Leier,
Für die Gastfreundschaft dankt Ihr Hauptmann B.

Dabei mußten jetzt im Süden etwa 5000 Mann und 6000 Pferde verpflegt werden. Diese Zahlen sprechen doch fürwahr eine beredte Sprache! So griff man zunächst auf die Pad Windhuk—Keetmanshoop zurück. Nach der Berechnung des Generalstabes sind dies 550 Kilometer (Strecke Coblenz—Küstrin). Und von Keetmanshoop wurden die Vorräte noch weiter bis in die Linie Gaibis—Kalkfontein befördert. So hatten wir hier einen Wagenbetrieb auf einer 700 Kilometer langen Zufuhrstraße (Strecke Köln—Posen). Bei diesen Verhältnissen braucht man sich wirklich nicht zu wundern, so man hört, daß zur Bewältigung und Sicherung des Nachschubes Ende 1905 61 Offiziere, 1360 Mann, 2535 Treiber, 12 350 Tiere (darunter 5700 Maultiere), 3740 Ochsen und außerdem noch 430 Privatwagen mit 9600 Zugtieren eingesetzt werden mußten. (Alle Zahlen nach dem amtlichen Material des Großen Generalstabes.) Die Anstrengungen für die Tiere waren derart groß, daß mit dem monatlichen Verluste von 10 Prozent gerechnet werden mußte. Aber trotz der größtmöglichsten Ausnutzung beider Zufuhrwege konnte nur der Bedarf für 3000 Mann und ebensoviele Tiere herangerollt werden. Also fehlte immer noch die Deckung des Bedarfes für etwa 2000 Mann und 3000 Tiere, sowie des Ersatzes der Munition, des Sanitätsgerätes, der Bekleidung und Ausrüstung, und schließlich mußten noch die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung befriedigt werden. Diese brennende Frage mußte und wurde auch gelöst; aber traurigerweise für das machtvolle Deutschland in gerade nicht erhebender Art. Unser mäch-

tiges Reich wurde in seiner Kriegführung abhängig von der Kapkolonie, da aus ihr die mangelnden Lebensmittel eingeführt werden mußten. Unsere Not ausnutzend, gaben sich die Engländer unerhörten Preistreibereien hin. Ich kaufte mir zum Beispiel in Keetmanshoop eine kleine Schachtel Streichhölzer und mußte für sie 2 Mark auf den Tisch des Hauses legen. Dabei gewährten den Engländern die Lieferungen eine leichte und dankbare Aufgabe; lagerten doch in der Kapkolonie noch vom Burenkriege her reiche Vorräte aufgestapelt. — Müssen wir Deutsche uns nicht über unsere — — — Kurzsichtigkeit (will ich es nennen) schämen, wenn wir uns überlegen, daß allein an Frachtkosten auf den beiden Zufuhrstraßen das Deutsche Reich monatlich über 2 Millionen Mark hätte sparen können? Summen, die uns erhalten geblieben, hätte der Reichstag den äußerst dringlichen Vorstellungen und ernstem Mahnen Trothas, schleunigst eine Bahn nach Lüderitzbucht zu bauen, Folge geleistet! Erwähnen will ich noch, daß ein Zentner Fracht für die Strecke Lüderitzbucht — Keetmanshoop ungefähr 30, für Windhuk — Keetmanshoop 45 Mark gekostet hat. Während hier in Keetmanshoop der deutsche Hafer 40 kostete, mußte ebenfalls hier in Keetmanshoop für den geringwertigeren, englischen 70 Mark für den Zentner gezahlt werden. Bei Bahnfracht hätten sich die Kosten für den Zentner auf der Strecke Lüderitzbucht—Keetmanshoop auf 9 Mark ermäßigen lassen.

Am 30. war ich am Abend von O. zum Mittagstisch beim Oberkommando eingeladen. Hier bildeten die noch aufgebauten Weihnachtstische die herrlichste Augenweide.

Als ich am Mittag des 31. zum Kasino kam, umflutete mich ein wahrer Jahrmarktstrubel. Alles sang und jubilierte: Es war eine Proviant-Kolonne von Lüderitzbucht

eingetroffen. Außerdem waren mit ihr zwei Wagen, ganz mit Liebesgaben beladen, angelangt. Für uns war diese frohe Botschaft noch aus einem anderen Grunde höchst erfreulich, denn unser Weitermarsch war von eben dieser Kolonne abhängig gemacht. Bei Tisch labten wir uns an erquickendem Biere. Ich schlürfte mit Behagen den köstlichen Inhalt zweier Flaschen, von denen freilich jede 3 Mark kostete. Am Nachmittag empfing ich für uns, die noch weitermarschieren sollten, den Proviant, denn ich war zu dem wichtigen Posten eines Küchenpaschas ernannt worden. Beim Empfang von Gewürz dehnte sich mein Gesicht sehr in die Länge. Ich konnte weder Salz noch Pfeffer erhalten, nur zwei Säcke mit Lorbeer-Blättern wurden vor mir aufgebaut. Doch ich ließ nur ein paar Hände voll herausnehmen und verzichtete dankend auf den stattlichen Rest. Wäre es wenigstens frischer Lorbeer gewesen, dann hätten wir uns doch schon im voraus Ruhmeskränze flechten können. Aber so!

Um so angenehmer war es, daß die Liebesgaben den bösen Ausfall an Gewürzen in etwas wettmachen. Für jeden fielen einige Päckchen des heißbegehrten „Oetkers Backpulver" ab. Dasselbe hat uns hier unten vortreffliche Dienste geleistet. Doch neben diesem zweckdienlichen Geschenk ergötzte uns noch eine ebenfalls nicht zu verachtende Gabe, nämlich zu je Zweien wurde uns eine Flasche „Alter Nordhäuser Korn" überwiesen. Den gütigen Spendern heißen Dank!

Ich lasse nun eine Marschaufzeichnung folgen, vornehmlich, um zu zeigen, daß die viel beweglicheren Kompagnien durchaus nicht schneller vorwärts gingen, als eine schwer beladene Kolonne, wie das der viel verbreitete Irrtum ist. Wir marschierten, zunächst mit der 7. Kompagnie, also weiter:

Am 31. 12. von 5.30 nachmittags bis 12.45 abends nach Huns.

Am 1. 1. von 5.30—8.45 nachmittags.

Am 2. 1. von 4—5.45 morgens bis Kamelmund; 6.30 bis 8 abends.

Am 3. 1. von 4.45—6.45 morgens bis Stampriet; 6—7.30 abends.

Am 4. 1. von 5.15—6.30 morgens nach Guruchab.

Am 5. 1. von 5.30—7.30 nachmittags.

Am 6. 1. von 5.30—7 vormittags nach Kiriis; 7.45 bis 9.15 abends.

Am 7. 1. von 5.50—6.20 morgens nach Geiaub; 5.30 bis 8.45 abends.

Am 8. 1. von 5.15—7.30 morgens bis Zoutpüts.

Am 9. 1. von 5.45—6.30 abends; 7.15—10.30 nachts.

Am 10. 1. von 12.30—3.45 nachts; 4.45—5.35 morgens nach Aranchab.

Am 11. 1. von 5.10—6.30 nachmittags nach Hanapan.

Am 12. 1. von 5.50—8.30 nachmittags.

Am 13. 1. von 12.30—4.15 morgens; 5.30—8.15 vormittags nach Klippdamm.

Am 14. 1. von 5.30—7 nachmittags.

Am 15. 1. von 5—7 morgens nach Witpan.

Am 17. 1. von 2.5—4.45 nachmittags; 7—8.10 nachm.

Am 18. 1. von 2—5 morgens nach Koichas; 5.30—7 morgens; 3—6.45 abends nach Davignab.

Am 19. 1. von 5—10.20 nachmittags.

Am 20. 1. von 4.45—7 vormittags nach Gapüts; 8.30—9.30 morgens; 9.45 abends bis

am 21. 1. bis 1 morgens; 4.25—7 morgens bis Ukamas; 5.15—12 nachts.

Am 22. 1. von 3.15—8.30 morgens (Kaikaebis); 2.40 bis 5 nachmittags Blydeverwacht.

Eine Neujahrsfeier.

Also am 31. Dezember verließen wir um ½6 Keetmanshoop. Bis zum 13. Januar marschierten wir mit der 7. Kompagnie, deren Führer der uns schon bekannte Naturschwärmer B. war. Punkt 12 Uhr wurde ein kurzer Halt eingelegt und die Offiziere nach vorn gerufen. Hier hatte Hauptmann W. eine Flasche Sekt geöffnet und goß nun jedem Herrn von der schäumenden, lauwarmen Brühe einen Schluck in die Koppis. Die Blechpöte klappernd gegeneinanderstoßend wünschten wir uns gegenseitig ein gesundes, lorbeerbringendes Neues Jahr. Still wurde alsdann der Marsch fortgesetzt. In Huns betteten wir uns mollig in den weichen Sand des Revieres.

Abscheulich hingegen war das Erwachen am anderen Morgen. Wir machten nämlich die unerquickliche Entdeckung, daß wir über und über von Sandflöhen zerstochen waren. Bei Tage war Huns ein öder, trauriger, ganz schattenloser Platz. Über dem Revier lag ein kleines Stationshaus. Eine fröhliche Schmauserei vereinigte uns mittags zu einer gemütlichen Neujahrsfeier. Jeder steuerte dazu von dem bei, was er in Keetmanshoop hatte erwerben können. So kündete unser Speisezettel: Erbswurstsuppe, Büchsenhummer, Hammelbraten. Zur Anfeuchtung der Kehle konnte nur sehr wenig hervorgezaubert werden: Eine Flasche Löwenbräu und eine Flasche Rotspohn für sieben Herren! Zur Nachspeise wurde eine Büchse mit kalifornischen Früchten aufgetischt. Auch mußte zur Erhöhung der Feier unser letzter Whisky und das letzte Selterswasser daran glauben. Während wir behaglich sodann unsere Pfeifen anzündeten, drang von der Station lebhaftes Geräusch zu uns herüber. Ganz in unserer Nähe war am Vormittag Vieh von Hottentotten abgetrieben worden. Nach Aussage eines Buren wiesen die Spuren der dreisten

Räuber auf Kosis zu. Eilfertig wurde sofort eine Patrouille zusammengestellt. Die Gelegenheit, mit den Hottentotten nähere Bekanntschaft zu machen, wirkte prikkelnd auf mich ein. W. hatte mir ja ausdrücklich erklärt, bis zur Übernahme der Kompagnie zähle er noch nicht auf meine Dienste. Mithin war ich durch nichts gebunden und ich beschloß, mich der kleinen Schar anzuschließen.

Im Gefecht mit Hottentotten.

So traten wir 4 nachmittags den Orlog an. Wir verfügten über 12 Gewehre. Außer mir und meinem Burschen nahmen 1 Sergeant und 8 Reiter von der Station Huns, sowie der Bure an der Streife teil. Der Sergeant war ein alter Schutztruppler und in seinem Wesen ein prächtiger Mensch. Natürlich überließ ich ihm die Führung, war ich doch gewissermaßen nur zum Vergnügen mit, und außerdem in diesem Falle ein Lernender. Wir schlugen zunächst die Hauptpad ein und erreichten 8.45 Kamelmund. Hier rasteten wir bis 2 Uhr nachts und ritten dann weiter bis zur Wasserstelle Breckug, die wir 5 Uhr morgens erreichten. Das Tränken nahm hier sehr lange Zeit in Anspruch, da nur wenig Wasser vorhanden war. Um 8 ritten wir in der Richtung auf den gewaltigen Gebirgsblock der Großen Karrasberge weiter. Doch nirgends waren frische Spuren vorhanden. Vorsichtig näherten wir uns der Wasserstelle Nuinui. Und hier fanden wir die ersten Spuren, aus denen hervorging, daß richtig Hottentotten erst ganz kürzlich hier gewesen. Mehrere Löcher im Revier zeigten, daß die Hottentotten vergeblich nach Wasser gegraben. Den Spuren nach mußten es etwa 8—10 Kerle gewesen sein. Doch von Viehspuren war nichts zu bemerken. Wir schwankten jetzt eine geraume Zeit, ob wir, weil das Vorhandensein irgendwelcher Viehspur

fehlte, noch weiter in die Berge gehen sollten. Der Bure jedoch erklärte, daß nur 6 Kilometer vor uns die gute Wasserstelle Audabis läge. Wenn die Hottentotten die anfängliche Richtung eingehalten hätten, so müsse man das Vieh dort unbedingt vorfinden. Diese Überlegung sollte sich bald als richtig herausstellen. Wir nahmen also die Spur auf, die ja in ihrem Verlauf nach Audabis zu hinzielte. Der wildzerklüftete Nordhang der Karrasberge weist hier eine Unmenge einzelner, meist nicht zusammenhängender Kuppen auf, die durch 20—30 Meter tiefe abgrundähnliche Schluchten voneinander getrennt sind. Man kann sich in Deutschland ungefähr ein Bild jener zerrissenen Berggegend machen, wenn man sich den scharfen Einschnitt des Bodetales zwischen der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz des öfteren dicht nebeneinander und durch zahlreiche Querschluchten wiederum untereinander verbunden vorstellen würde. Die Köpfe der Kuppen weisen zumeist tafelförmige Flächen auf, die regelmäßig mit einem Meere von scharfkantigem Steingeröll bedeckt sind. Als wir, der Pad nach Kosis folgend, 10.15 den Sattel zwischen zwei Kuppen vorsichtig erklommen hatten, sahen wir mit unbeschreiblicher Freude zu unseren Füßen im engen Tale Vieh auf der Weide. Gänzlich sorglos bummelten oder lagen fünf Hottentotten dazwischen. Ohne jede Sicherung hatten sich die Leute niedergelassen. Aus einer Querschlucht lugten ein paar halbzerfallene Pontoks heraus; doch war nicht zu ersehen, ob sie Bewohner bargen. Wir zogen uns geräuschlos von der Höhe wieder zurück und saßen in einer Schlucht hinter einem Hügel zu unserer Rechten ab. Die Pferde nebst zwei Mann hier zurücklassend, erstiegen wir übrigen die etwa 20 Meter höher liegende Fläche des Steinblockes. So weidete die Herde jetzt 500 Meter entfernt unter uns. Wir hatten die Absicht, die Hottentotten abzuknallen und

gleichzeitig durch das Schießen festzustellen, was etwa in den Pontoks und in der nicht einzusehenden Schlucht vorhanden sein würde. Doch bevor wir das Schnellfeuer eröffnet hatten, kam drüben plötzlich Leben in die Herde; wir mußten bereits bemerkt sein, denn schleunigst suchten die unter uns, die Herde nach den Pontoks zu in die Schlucht zu treiben. Sofort eröffnete jeder von uns selbst das Feuer. Gleich nach den ersten Schüssen brachen zwei Kerle der Weidewache zusammen. Die anderen erklommen behend wie Katzen die gegenüberliegende Höhe, bargen sich hinter Felsblöcke und nahmen das Feuer gegen uns auf. Wie wir vermutet, krachten kurze Zeit darauf von einer einzelnen, etwa 450 Meter entfernten Bergkuppe, welche die unserige zu unserer Rechten überhöhte, Schüsse. Zum Glück hatten wir die Hauptfront bereits gegen sie entwickelt. Obwohl ich den Höhenrand mit dem Fernglas absuchte, war doch kein Hottentott zu entdecken. Nach dem Aufblitzen der Schüsse zu beurteilen, hatten wir hier mindestens 10 Gewehre gegenüber. Höchst eigentümlich verändert sich in Südwest das Landschaftsbild in heißer Mittagsglut. Unter dem glühenden Sonnenbrande beginnt nämlich das bläulich-rote Gestein derart zu flimmern und zu zittern, daß sich die Felstrümmer, die krönenden Zacken, die Vorsprünge der Felswände zu einer einzigen Fläche vereinen. Für den Europäer ist es dann nahezu unmöglich, die Umrisse der einzelnen Steingebilde und verschiedenen Höhenkämme mit unbewaffnetem Auge zu trennen. Daher ist es ebenfalls fast unmöglich, seine eigene Feuerwirkung in der feindlichen Stellung zu erkennen. Wir lagen zwar in ganz vorzüglicher Deckung, aber auch unsere Schüsse hatten scheinbar so gut wie keine Wirkung. Ein Wechsel unserer Stellung war jedoch bei der Überhöhung der feindlichen Schützenlinie ganz ausge-

schlossen. Bei der geringsten Bewegung wurden wir mit Feuer zugedeckt. Es war eine recht unangenehme Lage, obwohl wir noch keine Verluste aufzuweisen hatten. Aber gerade die Untätigkeit, zu der wir verurteilt waren, setzte mich in eine stumme Wut; es war, um das Zappeln zu kriegen. Habe ich doch tatsächlich während der ganzen Schießerei nicht einen einzigen von den braunen Halunken, mit Ausnahme der zuerst auf Weidewache Seienden, zu sehen bekommen. Doch zu weiterem Vorgehen konnten wir nicht übergehen, denn einmal war die Stärke des Gegners nicht festzustellen, dann hätten wir unter seinem Schnellfeuer den Steilhang deckungslos hinabklettern und ebenso ohne Schutz das Tal durchqueren müssen und schließlich konnten wir doch die Pferde nicht im Stich lassen. Fürchterlich gestaltete sich unsere Lage in den Stunden zwischen 1 und 3. Die Sonnenstrahlen erzeugten eine mörderische Glut. Die glühenden Steine schmerzten dermaßen, daß ich mitunter hätte aufschreien mögen. Dabei war eine Änderung der unbequemen Lage ganz ausgeschlossen. Ich lag eingekeilt zwischen zwei Steinblöcken und sobald ich mich nur etwas aufrichten wollte, wurde ich sofort zur Quittung mit Steinsplittern, welche die aufklatschenden Geschosse hervorriefen, übersprüht. Von meinen Nachbarn konnte ich allein den Buren sehen. Im allgemeinen schoß der Gegner nur bei einem etwaigen Versuch, unsere Stellung zu ändern. Nur die letzte Stunde vor Sonnenuntergang bedachte er uns lebhaft. Da plötzlich wohl gegen 3 Uhr fiel in unsere linke Flanke in schneller Folge Schuß auf Schuß. Ein kurzer Aufschrei und schmerzhaftes Stöhnen belehrten uns, daß der Feind auf unserem Flügel leider Erfolg gehabt hatte. Dadurch, daß der Gegner auch dort eine uns flankierende Höhe besetzt hatte, gestaltete er unsere Lage sehr gefahrdrohend. Von drei Seiten her lagen wir nun

im Kreuzfeuer. Noch größere Besorgnis erwuchs uns aus dem Umstand, daß wir nach etwa 30 Minuten von der Schlucht her, wo unsere Pferde standen, Schüsse fallen hörten. Doch in dieser Hinsicht sollten sich unsere Befürchtungen bald als grundlos erweisen; denn hier hatten, als der Gegner die Kuppe in unserer linken Flanke besetzt hatte, alsbald die beiden bei den Pferden zurückgelassenen Reiter den Höhenrand über der Schlucht erklettert und zu unserem Glück sofort das Feuer gegen jene Hottentottengruppe aufgenommen. Mit brennender Ungeduld warteten wir auf das Scheiden der Sonne; zur Ewigkeit sind mir die Nachmittagsstunden geworden. Selbstverständlich schossen wir, sobald wir darüber klar geworden, daß das Vieh für uns bei der erheblichen Übermacht der feindlichen Gewehre verloren war, alle Tiere, welche wir erreichen konnten, nieder. Gegen 7 versuchten wir, uns zurückzuziehen, doch im selben Augenblick flackerte auch schon das Gewehrfeuer auf der gesamten feindlichen Linie sehr lebhaft auf: Der Mondschein verriet dem Feind unsere Absicht. Endlich, endlich verschwand die Mondsichel gegen halb zwölf hinter den Felswänden. Um 12 krochen wir vorsichtig unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels unbehelligt zurück. Gott sei Dank hat der Hottentott es nur in äußerst seltenen Fällen gewagt, Brust gegen Brust den Kampf auszufechten. Hätte er bei seiner Übermacht dieses hier gewagt, wäre unser Schicksal wohl besiegelt gewesen. Nach der Beobachtung des Sergeanten und ebenso nach meiner Schätzung hatten wir eine Bande von 20—26 Köpfe gegenüber gehabt. Mit traurigem Herzen fanden wir auf dem linken Flügel einen vor wenigen Stunden noch so lebensfreudigen Kameraden mit durchschossenem Kopf vorübergeneigt auf seiner Waffe liegen. Doch waren traurigerweise noch zwei Verwundungen zu verzeichnen: Der eine

Reiter hatte einen Schuß oberhalb der Kinnbacke durch die linke Wange bekommen, während der andere einen bösen Schuß durch den linken Oberarm erhalten hatte. Diesem armen Kunden banden wir zunächst seinen Arm mit zwei Hosenträgern fest an die Brust. Dann traten wir, nachdem jeder den Rest seines Trinkwassers gierig aus dem Wasserbeutel gesogen, unseren Rückmarsch an. Unbehelligt gelangten wir in die Ebene, die sich in nordöstlicher Richtung erstreckt. Wir schlugen diese Richtung ein, um die enge Schlucht bei Nuinui, wo man auf ein Sich-Vorlegen der Hottentotten rechnen mußte, zu vermeiden. Von 1—6 marschierend, erreichten wir bei Sonnenaufgang Amkous. Hier begruben wir unter einem Dornbaum unseren braven Kameraden. Übrigens war er wahrscheinlich nach dem Kopfschuß noch zweimal getroffen worden: am linken Hals und der rechten Schulter waren ebenfalls Schußwunden vorhanden. Eine Ehrensalve mußten wir dem Toten leider versagen, um unnötigerweise die Hottentotten nicht auf uns aufmerksam zu machen. Über Mittag ruhten wir aus, kühlten den Verwundeten die heißen Schußstellen; erst spät, die Nachmittagskühle benutzend, ritten wir weiter, die Hauptpad aufsuchend. Auf ihr stieß ich um 7.30 abends wieder zur 7. Kompagnie, die gerade zur Nachtruhe überging. Mit herzlichem, kräftigen Händedruck verabschiedete ich mich von den wackeren Reitern, die der Station Stampriet zustrebten, um dieser die Verwundeten in Pflege zu geben.

Ein burschikoses Bild aus dem Reiterleben.

Als wir Guruchab am nächsten Vormittag erreicht hatten, lag ein höchst beschwerlicher zweitägiger Marsch über wüstes Steingeröll hinter mir. Aber auch der Kompagnie

hatten diese beiden Tage kein genügendes Wasser finden lassen. Es reichte nur für die Menschen aus. Auch hatte die unwirtliche Gegend weder Grashalme noch Sträucher für unsere hungrigen Tiere geboten. So wurde denn beschlossen, an dieser reichlichen Wasserstelle einen Ruhetag zu verbringen, um namentlich die sehr schlappen Ochsen wieder leistungsfähig zu machen. Hier in Guruchab führt von beiden Seiten eine tiefeingeschnittene Schlucht von der Hochebene zum Fluß herab. Die 7. Kompagnie sperrte im Halbkreis den nördlichen, die Gewehre von uns den südlichen Zugang zu dieser natürlichen Furt ab. Alsbald nisteten wir uns im Ufergebüsch häuslich ein. Zuerst rückte jeder von uns drei Offizieren das Material heraus, was er an Zeltbahnen noch besaß. Aus diesen wurde ein Zelt folgendermaßen errichtet: die vier mehr oder minder durchlöcherten Bahnen wurden zum Viereck aneinander gebunden. Dann wurde an jeder Ecke ein Gewehr aufgestellt, auf der Mündung je eine Ecke des Zeltdaches festgebunden, die Gewehrriemen lang gemacht und das Seitengewehr als Zeltpflock benutzend in den Boden eingeschlagen. Damit ein etwaiger Regen etwas ablaufen konnte, wurde in der Mitte ein Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr als höhere Mittelsäule aufgestellt. So war in wenigen Minuten ein für den geringsten Luftzug empfängliches Zelt aufgeschlagen. An diesem Nachmittag lagerten wir um einen Koffer herum und spielten Skat. Während des Spielens befanden wir uns heute in fortwährendem Kampfe gegen eindringende Regengüsse; denn es regnete ziemlich stark von 1—4 nachmittags. Zwar hatten wir von Windhuk ein neues Spiel Karten mitgenommen, aber jetzt befanden wir uns bereits am Ende der fünften Marschwoche. So war es kein Wunder, daß etliche Karten fehlten, andere durch Kakaoüberguß oder durch

niedlichen Daumenabdruck von musbekleideter Hand recht deutlich gezeichnet waren. Doch das machte nicht viel für uns aus; hatten wir mehrere Runden gespielt, so mußte ein Unparteiischer — meist der Feldwebel — auf den als Ersatz dienenden Zeitungspapieren und auf den zu kenntlich gewordenen Karten die Werte ändern. So bildete das Skatspiel stets eine Quelle größter Heiterkeit für uns. So spielten wir auch an diesem Nachmittag höchst vergnügt, als plötzlich mein Boy erscheint und uns ein Telegramm überreicht. Daß dich das Donnerwetter . . . Wir dachten nicht anders, als daß wir in Eilmärschen einer in der Nähe bedrängten Kompagnie schleunigst Hilfe bringen sollten. Doch da stand sehr einladend: „Die Herren des nördlichen Ufers laden die Herren des südlichen Ufers am Abend zu einer Bowle ein.“ — Nichts Angenehmeres hätte uns passieren können. Seit der Neujahrsfeier hatten wir keinen Tropfen Alkohol mehr. So machten wir uns gegen 6 fertig, hinüberzugehen. Da ertönt der Ruf: Das Revier kommt ab! — Natürlich hielten wir dieses für einen abgekarteten Scherz. Doch als wir zum Revier kamen, da schoß auch schon im selben Augenblick der Kopf der Wasserschlange heran.

Es ist ein erhabener Anblick, ein afrikanisches Revier abkommen zu sehen. Am oberen Flußlauf ist am Nachmittag ein Gewitter mit den üblichen Wolkenbrüchen niedergegangen. Strudelnd kommen die unglaublichen Wassermengen von den nackten von keiner Humusschicht und mit keinem Graswuchs bedeckten Hängen unten im Flußbett zusammen. Und rauschend und gurgelnd stürzt das Wasser, wie in einer Quecksilbersäule mit Anfang und Ende, zu Tal. Wo wir noch eben trockenen Fußes das Flußbett durchqueren konnten, floß nun ein reißender Strom etwa von der Breite der Lahn an ihrer Mündung.

Mit gemischten Gefühlen betrachteten wir das herrliche Naturwunder, einmal mit ehrfürchtigem Staunen für das wilde Wellenspiel, andererseits mit wehmütigem Sinnen gedenkend der schönen Bowle. Drüben standen die Herren und hielten uns Zinkeimer und Futterbeutel mit dem köstlichen Inhalt hin.

Hier muß ich einschalten, daß unsere Bowle in Südwest von etwas anderer Zusammensetzung ist, als in deutschen Landen. Der Futterbeutel, aus dem soeben noch das Maultier gefressen, wird tüchtig ausgeschüttelt, ein Ausspülen verbietet zumeist der Mangel an genügendem Wasser. Dann wird in Kochgeschirren heißgemachtes Wasser hineingegossen. Und zur Bowle geweiht wird das trübe Naß durch Hineingießen von etwa einer halben Flasche Rum oder Kognak. Mitunter bei üppigen Festen wird auch wohl Zucker hineingetan, doch das habe ich nur von Hörensagen.

An losen Neckereien ließ es ob unseres Mißgeschickes die glückliche Gegenpartei natürlich nicht fehlen. Da kurz entschlossen werfen wir unsere Kleider ab. Eine starke Krümmung des Flußlaufes benutzend, ließ sich zuerst mein Häuptling hinübertreiben, ihm nach folgte K. Mir, dem Jüngsten, hatten sie vorher mittels eines Lederriemens die Kleider von uns dreien, in eine Zeltbahn gewickelt, auf den Rücken gebunden. Auch ich kam, durch die starke Strömung an die 20 Meter abwärts getrieben, glücklich hinüber. Aber als ich am anderen Ufer nach einem Felsblock griff, ging die Zeltbahn auf, und K's. Stiefel, sowie seine Unaussprechliche verschwanden in den Fluten. Die anderen Sachen fielen zwar auch in das Wasser, konnten aber noch schnell herausgefischt werden. Doch wir brauchten unsere Kleider gar nicht. Denn kaum hatte drüben die Kompagnie gesehen, daß wir hinüberschwimmen wollten,

so ließ ihr Führer drei Gefreite und drei Unteroffiziere vor die aufgestellte Manipel vortreten. Wie wir nun einzeln triefend aus den Fluten, wie weiland Odysseus, erschienen, wurden wir mit dreifachem Hurra empfangen. Der Gefreite überreichte uns ein Paar Reiterstiefel, der Unteroffizier einen Mantel: Fertig war unsere Dinertoilette! Nach Generalsart krempelten wir die Mantelklappen über der Brust zurück, um stolz unseren tätowierten Heldenbusen zu zeigen und zu — kühlen. Sintemalen uns das scharfkantige Gestein beim Landen unsere ganze vordere Körperseite zerschunden hatte. Lustig verplauderten wir einige Stunden. Dann gaben uns unsere Wirte das Geleit bis zu einem Flußknie weiter unterhalb. Dort gaben wir feierlichst unsere Sachen zurück. Aber auch die eigenen Kleider ließen wir diesmal bei unseren Gastgebern zur Aufbewahrung. Und bei herrlichem Mondschein durchteilten wird kräftigen Armes die Wogen. Im Adamskostüm suchten wir unser Zelt auf, um uns bald zu wohligem Schlafe auszustrecken. — Doch fürwahr ein hübsches, freilich etwas burschikoses Bild aus dem afrikanischen Reiterleben!

Sobald ich nach kräftigem Schlaf am anderen Morgen erwacht, eilte ich neugierig zum Revier: es floß nur noch eine Handspanne hoch.

Bis Blydeverwacht.

Als wir am Abend des 5. zur Nachtruhe übergingen, da brach im selben Augenblick ein Gewitter los, wie ich in Südwest noch keines erlebt. Kaum hatte ich mich auf meine beiden Kamelhaardecken niedergelegt und zwei Zeltbahnen über mich gebreitet, als auch schon der Regen in Riesentropfen herunterrauschte. Fünf Stunden tobte das fürchterliche Unwetter, und trommelnd prasselte der schwere Regen auf die Zeltbahnen hernieder. Die einzelnen Blitze

waren häufig kaum zu unterscheiden; sie bildeten oft zu mehreren hintereinander vereint ein ununterbrochenes, grelles Blitzlicht. Und in diesem himmlischen Flammenmeere lagen wir als hindernisbildende Inseln auf dem Boden. Denn von der Höhe, auf deren Abhang wir uns gebettet, rauschte das Wasser reißend und gurgelnd herab, sich an unseren Kopfenden in schäumendem Schwalle stauend. Erdrückend schwül war es unter der Decke. Und doch war man herzlich froh, daß man trotz der häßlichen Stickluft sich wenigstens auf einer Körperhälfte leidlich trocken erhalten konnte, denn auf der Kehrseite, der Rückenlage, bildete sich allmählich eine üble Pfütze, sintemalen sich die Decken quitsche=quatschenaß saugten. Natürlich wurde unter diesen Umständen heute auf das Abendbrot verzichtet.

Kiriis bescherte uns eine nette Überraschung: die Bambusen von B. und W. waren auf Nimmerwiedersehen ausgerissen. Mein edles Pflänzchen hatte mir seine „treuen" Dienste bereits in Kub gekündigt, als es hörte, daß es nach dem Süden zum Orlog ging. Ganz dummierig und, als ob es selbstverständlich wäre, hatte Bob mir schlechtweg erklärt: Master, ich nicht mit gegen Hottentott trecke; Hottentott zu moi schießt! — Und ohne die geringste Regung von Dankbarkeit für seinen bisherigen Unterhalt durch mich war er von der Bildfläche verschwunden.

In Geiaub wurden wir auf schattenloser Ebene wahrhaft geschmort, doch ein großer Teich von angesammeltem Regenwasser bot prächtige Gelegenheit zu abkühlendem Schwimmbad.

Von Huns bis Geiab war die Gegend mit großen und kleinen Steinen über und über besät. Kaum einen Grashalm hätte ein aufmerksamer Botaniker erspähen können. Die Reviere waren so eng und derart mit Felstrümmern angefüllt, daß wir über die flachgewölbten Rücken, an und

zwischen ihnen bergauf, bergab kraxeln mußten. Schattige Bäume und zwei Brunnen gewährten in Kamelmund angenehme Erquickung; ebenso soll Stampriet und hatte Guruchab viel Wasser und reichlich schattenspendende Bäume aufzuweisen.

Da wir augenblicklich in der heißesten Jahreszeit leben, so waren die Mittagsstunden wenig angenehm; die geringste Bewegung brachte einen zum Schwitzen. In Anbetracht dessen legten wir uns stets nach dem Haltmachen in den Schatten eines Baumes oder des Zeltes zu müßigem Ruhen hin, bis die größte Hitze vorüber. Unsere Kleidung dabei war die denkbar bequemste, sie bestand nämlich aus einem lose über die Lenden gelegten Handtuch. Bei Tisch jedoch hielten wir streng auf Anstand und Sitte: Da erschienen wir, die unsere Hälfte züchtig durch eine Unterhose verhüllend. Auch unser Wanderkleid weist einigen Unterschied mit dem Dienstanzug des deutschen Kriegers in der Heimat auf: denn laut aufdonnernd dröhnt der wuchtige Schritt des Fußes; es wehrt nägelbeschlagener Schuh dem Dorn und Steine. Verschwunden sind die Abzeichen des Offiziers; sie ruhen in den Tiefen des Koffers. Bei den nahen Gefechtsentfernungen hatte der Gegner mit seinen Falkenaugen schnell die Führer entdeckt und suchte diese naturgemäß zuerst abzuknallen. Unsere einst hellen Reitbuxen sahen bald schwarz aus, und doch durften wir sie nicht waschen, da sie sonst durch ihr leuchtendes Weiß ein treffliches Ziel boten. Herren, die längere Zeit in diesem Teile von Südwest gewesen, trugen sogar den Rock des biederen Bürgers, weil sie eben bei Neubeschaffungen auf englischen Ersatz angewiesen waren. Bei diesen Kameraden kündete manchmal allein das schwarz-weiß-rote Landeszeichen den Beruf des Soldaten. Reingefallen war jeder, der englisches Schuhwerk tragen mußte.

Das harte und spröde Schundzeug war im Nu entzwei. Unser unzertrennlicher Begleiter ist das berühmte Koppi. Da eine Porzellantasse von sehr geringer Lebensdauer in diesen Zeitläuften war, so mußte man sich eine ewig haltbare Blechtasse statt jener anschaffen. Auf dem Marsch war sie stets außen an einer der Packtaschen angeschnallt.

Von nun an änderte sich die Landschaft. Zunächst folgten wir dem Laufe einer harten und guten Pad. Bei Zwartpüts betraten wir eine ausgedehnte flache Niederung. Diese war durch starke Regengüsse zu einem einzigen See umgewandelt. Vom zerstörten Farmerhaus ab ritten wir ununterbrochen 2½ Stunden durch eine blinkende Wasserfläche; soviel hatten die letzten Gewitterregen heruntergebracht! Dann nahm uns bis Zoutpüts ein flachhügeliges, sandiges Gelände auf. Zoutpüts selbst wird uns in ewiger Erinnerung bleiben. Zwischen dem Farmerhaus und dem Brunnen errichteten wir unser Zelt. Der Brunnen gab uns wenig Wasser her und — was für welches! Es schmeckte ganz abscheulich brackig. Wir gossen alles Mögliche hinein, um es schmackhafter zu machen, wie kristallisierte Zitronensäure oder Himbeersaft; tranken es im Tee, im Kaffee; durch nichts ließ sich der ekle Geschmack bannen. Nur in breiigem Kakao war es einigermaßen genießbar; hier übertäubte das ungezuckerte, bittere Gemisch den übelmachenden Reiz des Wassers. Und je mehr man von dem wideren Gesöff hinunterwürgte, desto größer wurde der Durst durch den großen Salzgehalt im Wasser. Und dabei hieß es bis zum nächsten Tag hier ausharren, da die Tiere dringend der Ruhe bedurften. Zudem mußten wir auf den sich einzig im Farmerhaus darbietenden Schatten bei dorrender Sonnenglut verzichten, denn von den Hottentotten war das Innere mit menschlichen Exkrementen ausgefüllt. Als wir daher am anderen Nachmittag höchst eilfertig

unsere Pferde marschbereit aufzäumten, da kam ein Bure mit einer Wagenladung für Keetmanshoop von Hasuur her an unserem Lagerplatz vorbei. Wie wir nun auf seinem Fahrzeug eine Kiste mit Bier entdeckten, da löste dieser Anblick bei uns augenblicklich einen geradezu tollwütigen Heißdurst aus. Endlich nach langem Feilschen erstand jeder von uns je eine Flasche Bier. Doch mußten wir für den Göttertrank höllisch bluten: 18 Mark ließ sich der schmunzelnde Bure für jede Buttel bezahlen. Hätte er 30 Mark für die Flasche gefordert, er würde sie bekommen haben. In einem Zuge stürzten wir die köstliche Labe durch unsere durstgepeinigten Kehlen. Und siehe, schon nach zweistündigem Marsche fanden wir in Beestpüts gutes Trinkwasser in Menge vor; wenn wir das hätten ahnen können! Mit den Tieren um die Wette sogen wir gleichzeitig aus einem Tränktrog das nur ganz wenig brackig schmeckende Wasser in gierigen Zügen ein.

Nach langweiligem Nachtmarsch winkte uns bei Sonnenaufgang das blitzblanke, bewohnte Farmerhaus von Aranchab freundlich entgegen. Man hätte meinen können, ein schmuckes deutsches Försterhaus vor sich zu sehen. Auf einem Hügel unmittelbar am Wasser eines mächtigen Staudammes nisteten wir uns unter dichtem üppigen Gebüsch ein.

Dann in Hanapan lagerten wir uns auf dem ungedielten Boden des verlassenen Farmerhauses. Es war mit einem netten Umbau umgeben. Auf ihm hing ein Käfig mit einem stattlichen Falken, der von der jetzigen Besatzung gepflegt wurde. Hier trafen wir mit der 1. Kompagnie 1. Regiments, die Graf S. führte, zusammen. Zum ersten Male erhielten wir heute von Hasuur aus englische Verpflegung. Freudig überrascht stellten wir alsbald fest, daß die vielgeschmähte Nahrung für unsere Gaumen passend

und wohlschmeckend war. Vor allem lernten wir eine Abwechslung in der Ernährung kennen, die wir uns in der deutschen Verpflegung, wer weiß wie oft, vergeblich sehnlichst herbeigewünscht hatten. Während wir uns dort tagaus, tagein mit amerikanischem Büchsenfleisch begnügen mußten, wurde uns jetzt außer Büchsenfleisch gar Mannigfaltiges vorgesetzt, wie Frankfurter Würstchen, Zunge, verschiedene Fischarten, Sauerkraut und sonstiges. Dazu erhöhten vorzügliche Jam-Arten und kalifornische Früchte als Zukost unser Wohlbefinden. Sogar einige Fläschlein Bieres hatten wir uns erstehen können. Für eine Flasche allerdings wurde unser Säckel um 4,50 Mark geschröpft. Doch einerlei, wie herrlich mundete es uns! Soweit wäre nun alles gut gewesen; doch ein recht bitterer Wermutstropfen sollte unser gehobenes Gefühl stark dämpfen! Als der für uns bestimmte Karren in Hasuur bereits im Anfahren war, kam ein Reiter noch schnell herbeigelaufen und warf ein Erdölgefäß hinauf. O Jammer, der Blechkasten fiel so heftig gegen die Holzwandung, daß er undicht wurde, und nun sickerte das Petroleum tropfenweise auf das unglücklicherweise darunter liegende Mehl!

Mittags nahmen wir von der 7. Kompagnie Abschied, da diese hier auf Hafer warten wollte. Auch marschierte die Manipel uns Ungeduldigen, die wir sehnsüchtig nach der eigenen Kompagnie strebten, zu langsam. So ritten wir allein weiter nach Klippdam, um dort die Halb-Batterie S. einzuholen und mit dieser weiter nach dem Süden zu wallfahrten. Der Marsch wurde trostlos und beschwerlich. Nicht weniger als 46 Dünen mußten überstiegen werden, zwischen denen sich öfters trockene, harte Pfannen ausdehnten. Ich pflegte immer zu sagen, die vorliegende Düne ist nur das Sprungbrett für die nächste, dahinterliegende. In der Nacht erjagte der Hund W's.

einen Stinkdachs. Dadurch erhielt der Köter einen derartigen Moschusgestank, daß das arme treue Tier von jedermann, dem er sich vertrauend nahte, erbarmungslos einen wohlgezielten Fußtritt erhielt. Noch nach drei Tagen war das unglückselige Vieh mit dem teuflischen Geruch behaftet. Klippdam liegt inmitten einer öden, reizlosen, kreisrunden Ebene. Im Farmerhaus war der Stab von H. untergekommen. So bauten wir, da nirgends Schatten zu erspähen war, unser übliches Zelt auf. Jedoch wurde uns die Pause der Ruhe dadurch vergällt, daß es überall auf das widerlichste nach Menschenkot und vergrabenem, verfaulendem Vieh roch. Während des Frühstückes, das wir bei H. einahmen, lernten wir den englischen Grenzkorporal von Rietfontein kennen. Er war ein sehr netter, freundlicher Mensch; er hoffte, demnächst Offizier zu werden. In Anbetracht dieses höflichen Menschen und des Umstandes, daß wir in diesem Teil der Kolonie lediglich von England ernährt und gekleidet wurden, sang ich ein preislich Loblied auf die Kapkolonie; ich ahnte ja nicht, um welchen Judaslohn dieselbe die damalige Unterstützung gewährte. Heute denke ich leider ganz anders darüber. Nicht besonders erquicklich war für uns die Nachricht, daß zwischen Dawignab und Ukamas 150 Hottentotten gemeldet worden waren. Da hieß es, auf dem Weitermarsch auf der Hut sein.

Als wir des Mittags unser Brot ahnungslos brachen, malte sich tiefes Entsetzen auf unseren Gesichtern: Das so schön aussehende, lieblich duftende, knusperige Rinde zeigende Brot schmeckte eitel nach — Petroleum! Die Ursache, die ich ja oben schon dargelegt, war bald gefunden. O weh, vor dem 21. gab es kein frisches Mehl wieder. Nirgends streckte sich eine hilfreiche Hand entgegen; hier hörte die Freundschaft auf. Der Hunger aber zwang uns

von Tag zu Tag zu allmählich immer größer werdenden Stücken, so sehr wir uns auch gegen den Genuß des abscheulichen Petroleum-Brotes sperrten. Aus dieser Not heraus erließen wir zum anderen Mittag eine Einladung an die Herren der inzwischen eingetroffenen 7. Kompagnie, an die der 1. und an S. ergehen. Unschuldsvoll ließen wir ihnen sagen, für Brot müßten sie aber selbst sorgen; dasselbe sei uns etwas knapp geworden. Wir aber gaben unsere letzten Leckerbissen her, nur um unauffällig reinschmeckendes Brot dafür einzuheimsen.

Am Abend marschierten wir sodann mit der Batterie weiter. Fortgesetzt ging es bergauf, bergab über ein hinderndes Wellenmeer von Dünen. Während der Nachtruhe wurden wir zur Abwechslung ganz greulich von blutgierigen Mücken zerstochen. Am anderen Morgen überkleterten wir nochmals 15 Dünen, ehe wir in Witpan einritten. In dem verlassenen Farmerhaus ergatterten wir einen neckischen Fund: ein meckernd Böcklein war in ihm eingesperrt, und am Hause zeigten sich Hottentottenspuren. Der Braten aber kam uns sehr erwünscht. Das stark verunreinigte Gebäude meidend, bezogen wir hinter einem Staudamm am Brunnen das von einer Etappen-Kompagnie aufgeworfene Fort. Dieses war beim Ausbruch der Unruhen flüchtig aufgebaut. Es wies im Innern ein geräumiges Viereck auf. Seine Wände bestanden aus ungebrannten Ziegeln und hatten bis zu 50 Zentimeter über dem Boden die dreifache Stärke, so daß innen ein breiter Umlauf ringsherum lief, der zu bequemem Sitzen und Liegen freundlich einlud. Dachlos ließ der luftige Bau den Himmel frei hereinscheinen. Wir nahmen den willkommenen Unterschlupf sogleich in Beschlag und deckten ihn zum Schutze gegen die mörderischen Sonnenstrahlen mit Dornreisern und Zeltbahnen, so gut es gehen wollte, zu.

Es wurde wiederum so übel heiß, daß wir Frühstück und Mittagbrot in adamitischem Aufzug, nur mit einem Handtuch umgürtet, einnahmen. D., schlechthin der Witboitöter genannt, erzählte uns von dem ruhmlosen Ende des einflußreichen Hendrik Witboi. Nach seiner Darlegung war er spät abends in die Nähe einer Wasserstelle gekommen, von der durch das nächtliche Dunkel eine Anzahl Lagerfeuer lustig flackerten. Zu weitem Bogen ausholend führte die Pad darauf zu. D., im Glauben, eine deutsche Truppe anzutreffen, kürzte den Weg und ritt geradeaus auf die blinkenden Feuer zu. Da im letzten Augenblick entpuppten sich die Gestalten als Hottentotten. Das Pferd herumreißen und in wilder Fahrt zurückjagen, war das Werk eines Augenblickes. Ihm auf den Fersen nach folgten in hellen Haufen die feindlichen Schützen. Kaum noch konnten die Geschütze herumgeworfen werden, als auch schon unmittelbar vor ihnen aus dem Busch heraus lebhaftes Feuer entgegenknatterte. Doch heulend pfiffen zu gleicher Zeit die Kartätschen durch den dichten Busch dem unsichtbaren Feinde entgegen. Allein diesem plötzlichen niederschmetternden Fauchen und Sausen der durch die Büsche prasselnden Geschosse verdankte die kleine Schar ihre Rettung. Mit lautem Schreien flüchtete der Gegner, der keine Artillerie vermutet hatte, in wilder Flucht sinnlos zurück. Nur wenige Namaleute wurden hierbei niedergestreckt; doch Hendrik selbst erhielt einen Splitter von einer nachgesandten Granate in die Schulter, und den Tag darauf starb der greise Häuptling an Verblutung.

Nachmittags gegen 4 Uhr tauchte am Horizont eine erst weißgelbe, dann allmählich bräunlich werdende Wand auf. Unheimlich schnell, immer dunkler werdend, näherte sie sich. Schon nach Verlauf einer Viertelstunde brauste plötzlich ein wüster Sandsturm über uns hin, alles in

Staub, Sand und Dreck hüllend. Kaum sechs Schritte weit konnte man sehen. Im Handumdrehen peitschte der bösartige Geselle unser loses Dachgefüge herunter. Und so plötzlich er gekommen, so schnell trat auch mit einem Male wieder totenstille Ruhe ein. Wir nutzten augenblicklich die Windstille fleißiglich aus. Tränenden Auges — der scharfkantige Sand tat schmerzhaft weh — flickten wir eiligst unser Dach wieder zusammen. Kaum damit fertig, prasselte nach abermals einer Viertelstunde ein fürchterlicher Gewitterregen mit unwiderstehlicher Gewalt hernieder. In unverminderter Stärke strömte das himmlische Naß bis zum anderen Morgen um 9 Uhr herab. Wenig rosig gestalteten sich für uns die Stunden der Nacht. An allen Ecken und Enden regnete es durch. Meine Decken sogen sich wie ein Schwamm voll Wasser. Wie froh atmeten wir am Morgen auf, als wir uns vom triefenden Pfühle erheben konnten. Bis um 9 Uhr ließen wir uns draußen vom Lehm einigermaßen reinregnen. Doch leider setzte um 1 Uhr mittags das überflüssige Brausebad von neuem ein. Wiederum hielt der ganz riesige Wassermengen herunterschmeißende Regen bis zum anderen Mittag an. Immer übler wurde unsere Lage, denn jetzt begannen sich die Wände des Forts in Wohlgefallen aufzulösen. Welch' unbehagliches Gefühl war es uns, als überall ein Stück Lehmmauer nach dem anderen bald nach innen, bald nach außen herabklatschte! Platschend patschte immer wieder ein ungefügiger Lehmkloß zu uns herab, uns beim Aufplumpsen jedesmal mit schmutzigem Gelb überspritzend. Drunten am Boden stand das breiige Matschwasser schon fußhoch; wir jedoch turnten nunmehr auf den ebenfalls schon bedenklich aufgeweichten Sitzen an den Wänden herum. Kurz, der aufkommende Tag sah uns als leibhaftige Ferkel. Wieder benutzten wir bei Morgengrauen den noch

immer starken Regen, den größten Schmutz durch ihn von uns abschwemmen lassend.

Gottlob sagten wir, als es am Nachmittag wieder auf die Wanderschaft ging. Wieder folgte eine Düne nach der anderen, und zwischen ihnen lagen mit Regenwasser angefüllte Pfannen. Als wir am anderen Morgen Koichas erreichten, dankten wir unserem Schöpfer, daß es so stark geregnet hatte, denn der vorgefundene Brunnen war verpestet. Zwei in ihm verwesende Ochsen verbreiteten einen fürchterlichen Geruch; so konnten wir wenigstens unsere Tiere sich von dem zwischen den Dünen angesammelten Regenwasser vollauf satt trinken lassen. Wir aber sparten unseren Durst für Dawignab auf. Mit W. und K. vorausttrabend, langte ich just bei Sonnenuntergang daselbst an. Hier reichte uns ein lieber Bekannter von mir, Stabsarzt K., den Willkommenstrunk. Wie wir auch bettelten und flehten, unseren Höllendurst zunächst durch Wasser löschen zu dürfen, es blieb uns doch schließlich nichts anderes übrig, als das uns gereichte Koppi, gefüllt mit schändlich schlechtem Kapschnaps — Top genannt — zu leeren. Einmal Blut geleckt, schlürften wir durstgemartert von dem häßlichen Getränk weiter. Die Folge war, daß ich überraschend schnell betrunken war; ich fühlte es und verschwand heimlich, ein nahes Proviantzelt aufsuchend, wo ich zwischen Hafersäcken wie eine tote Maus in den Morgen hineindachste. Traurig ging es unserem R. Ich fand ihn bei meinem Erwachen in höchst wunderlichem Zustand neben mir vor. Noch ganz angezogen hatte er sich für die Nacht eine wenig bequeme Lage ausgesucht. Gewappnet mit Seitengewehr und Patronengurt lag er mit seinem leise röchelnden Haupte auf ebener Erde, dafür aber hatte er sein Beinwerk auf einen Hafersack sorglich gebettet. Natürlich befreite ich ihn sofort aus seiner unglaublichen Stel-

lung. Er beichtete, daß er hierher getragen worden sei. Beide aber stöhnten wir unser Leid ob der Brummschädel. Sorgsam suchte ich die letzte vorhandene Zitronensäure hervor, tat sie in das Kochgeschirr und holte zum Auflösen Wasser von dem nächsten Brunnen. Durch das sauere Getränk suchten wir den Riesenjammer etwas zu bannen. Ach, und es wurde wieder so blödsinnig warm! Mein Wärmemesser, den ich übrigens auf dem „Hans Woermann“ erstanden hatte, gab 69 Grad Celsius an. Man stelle sich unser Unbehagen vor, als wir des Mittags, allen Lockungen Trotz bietend, auf der Station aßen und lediglich Wasser tranken und hierbei erfuhren, daß jegliches Wasser in Dawignab sorglich abgekocht werden müßte, weil die Brunnen verseucht seien! Nettes Gefühl; R. und ich, wir hatten am Morgen mindestens einen halben Stalleimer von dem vergifteten Wasser ahnungslos getrunken.

Überhaupt ist Dawignab ein scheußlicher Ort. Eingebettet liegt die Station auf ödem, tiefen Sand zwischen vollkommen gras- und strauchlosen, hohen Dünen. Allüberall lugt aus dem dürren Sand teils vermoderndes Getier, die Luft mit satanischen Düften tränkend, teils schon blendend weiß gebleichtes Gebein hervor. Und über allem brütet eine unmenschliche Hitze.

Als wir am Nachmittag abrückten, blieb W., an den Folgen des Tops auf der Nase liegend, zurück; er holte uns am nächsten Tage ein.

Am 21. stiegen wir von einer Hochebene nach Ukamas hinab. Auf der Ebene leuchteten uns handspannengroße Kaktusblüten, in der Färbung unserem Bilsenkraut ähnlich, in Masse entgegen. Ukamas selbst bot einen freundlichen Anblick dar. Sauber aufgeführte, feste Steinhäuser bildeten zu mehreren vereint eine schmucke Gruppe. Nicht weniger denn fünf Brunnen bargen kristallhelles, frisches Wasser.

Infolgedessen war Ukamas zum Hauptstapelplatz für den Südostzipfel der Kolonie ausgebaut. Auch mündete hier die wichtige Pad, welche von der nächsten, englischen Bahnstation Upington herkommt, ein. Vorsorgend für den weiteren Feldzug waren reichlichere Vorräte hier zusammengehäuft. Der ansässige Storebesitzer machte durch seinen Handel mit den durchziehenden Truppenteilen Bombengeschäfte: Die Flasche Bier verkaufte er zu 4 Mark, schlechten Kapschnaps für 6 Mark ¾ Liter. In unbegreiflichem Reinlichkeitsdrang erstand ich mir einen Schwamm, nicht so groß wie meine Faust, und blechte 5 Mark für ihn. Mit hellem Jubel empfingen wir heute frisches Mehl, das reichlich übergebliebene Petroleummehl den Wüstenmäusen, Termiten und sonstigem Viehzeug freudig opfernd. Niederträchtig schlecht war der englische Zucker. Schon durch seine Farbe hatte er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem rötlichen Granitsand. Im Kaffee aber süßten drei Eßlöffel von ihm nicht mal eine Tasse genügend. Angesichts des Wasserreichtums hätten wir gern einen Ruhetag eingeschaltet; aber noch am selben Abend mußten wir weiterwandern, um 4 Ochsenwagen, 3 Karren, 6 Pferde und 24 lose Ochsen nach Blydeverwacht zu geleiten. Zur Aufsicht wurde R. befohlen, dem ich auf sein Bitten hin meine Unterstützung hierzu angedeihen ließ. Doch habe ich meine Bereitwilligkeit arg bereuen müssen. Denn R. zog mit den losen Pferden und Ochsen alsbald von dannen und ließ mich wenig liebenswürdig mit den Karren und Wagen allein zurück. Bald hinter Ukamas zielte der Weg auf ein schmales Felsentor zu, das ein enges von steilen Seitenwänden eingefaßtes Tal beginnen ließ. Aus diesem heraus führte die Pad noch einmal über eine kleine Hochfläche hinüber, um dann endgültig in eine ganz enge Felsschlucht zu verschwinden. Auf der Hochebene legte ich mich drei

Stunden zur Nachtruhe nieder. Bei Tagesgrauen stieg ich dann zur wilden Schlucht hinab. Für das Auge war es ein herrlich-ungeheuerliches Felstal; in Deutschland wäre es sicher „das Höllental“ getauft worden. Seine Felsenwände stiegen 80 bis 120 Meter schroff, im oberen Teile oft senkrecht, himmelan; dabei betrug die Breite der Talsohle nur 20—30 Meter. Der Weg selbst war ganz übel beschaffen. Entweder polterten die Wagen ratternd über wüstes Steingeröll neben dem Revier oder sie mußten im Revier häufig so schräg über in mehligem Sande eingebettete, mächtige Steinfließen rollen, daß mehr als einmal die Gefahr des Umkippens eintrat. In der Nähe der Wasserstelle Kaikaebis blieben wir über Mittag von 10—2 nachmittags rasten. Es war ein häßliches Gefühl, hier drunten wehrlos in dem durch zahlreiche Überfälle berüchtigten Tale liegen zu müssen. So manches Mal spähte das Auge sorgend zu den Felsrändern ob unseren Häuptern empor. Mein Gewehr war die einzige Verteidigungswaffe, die überhaupt vorhanden. Dank der Freundlichkeit R's. waren die sonstigen Begleitleute, ja sogar mein Bursche, nach Blydeverwacht voraus. Der letzte Umstand wurde mir besonders peinlich, denn an dem Handpferde meines Burschen waren meine Wassersäcke angeschnallt; so war ich nun ohne jedes Trinkwasser. Das sogenannte Wasserloch war für christliche Menschenkinder nicht zu gebrauchen. Es lag nämlich ein verwesender Ochse mit seinem Hinterteil darin. Die Fleischteile waren schon dunkelgrün und zerfallen, das Wasser also färbend. Der oberirdische Teil dagegen würzte die Luft mit gemeinem Gestank. Gleichwohl sah ich, wie drei von den Kaffern, die als Viehwärter bei mir waren, gleichmütig von der üblen Brühe schöpften und sich einen noch übler aussehenden Kaffee brauten. Nicht der geringste Luftzug regte sich über Mittag in dem engen, vielgewun-

denen Einschnitt, in dem die nackten Felswände, von der Sonne glühendheiß beschienen, eine erstickende Glut ausspien. Bis auf 70 Grad Celsius kletterte die Quecksilbersäule empor. Mit entblößtem Oberkörper und alle Viere ausstreckend lag ich regungslos unter einem Ochsenwagen im Schatten. Wenn ich auch den moosgrünen Kaffee verschmähte, knapperte ich doch ein Stückchen Brot, das mir die Buren mitleidig abtraten, denn auch mein Eßvorrat war mittlerweile wohlgeborgen in Blydeverwacht angekommen.

Es waren widerwärtige Stunden! Und gerade weil das dumme Burenpack so bestimmt behauptet hatte, wir würden spätestens um 10 vormittags bereits Blydeverwacht erreichen, war ich so übellaunisch. Mit den Zeitbestimmungen stehen die Buren auf demselben Kriegsfuß wie die Kaffern; denn, obwohl ich um 2 Uhr in scharfem Trabe durch die glühendheißen Talwindungen vorausritt, langte ich erst um 5 in Blydeverwacht an. Wie ein Wilder stürmte ich nach unserem Zelt und sog und sog aus meinen Wasserbeuteln das eiskalte Wasser über meine spröden Lippen durch die trockenheiße Kehle ein. Ich sah und hörte nichts; hörte nicht auf die von den Kameraden dargebrachten Glückwünsche, daß ich zum Abteilungs-Adjutanten von S. ernannt sei. Dann noch ein tüchtiges Stück Brot, und ich war wieder Mensch. Zum Erstaunen der anderen zeigte ich mich nicht sonderlich angenehm von der Nachricht berührt. Das frisch-fröhliche Feldleben gefiel mir viel zu gut, und außerdem fühlte ich gegen die Beschäftigung als Tintenspion an und für sich schon eine lebhafte Abneigung. Aber was half es; wohl oder übel putzte ich meinen äußeren Menschen heraus und meldete mich im Farmergebäude, das zum Stationshaus hergerichtet war, bei meinem zukünftigen Brotherrn. S. empfing mich reizend liebenswürdig

und lud mich sogleich zum Abendbrot ein, auch wies er mir ein reinlich Stüblein als Adjutantenzimmer an. Am Abend beurlaubte er mich noch auf zwei Stunden zu meinen bisherigen Reisegefährten, um mit ihnen Abschied zu feiern. Schon in der Nacht begann meine Tätigkeit. Die Station war mit einem vier Kilometer entfernten, hoch droben auf einer Bergkante gelegenen Telegraphenstand verbunden, von der aus die Verbindung nach Ukamas und Warmbad am Tage mit Heliograph, in der Nacht mit der Wasserstofflampe unterhalten wurde. So äußerte sich meine Tätigkeit zuerst darin, daß ich des öftern in der Nacht hochgeklingelt wurde, um die ankommenden Fernmeldungen der Telegraphenstation fein säuberlich zu Papier zu bringen, und sie nach ihrem Inhalt wohlgeordnet für den Vortrag am nächsten Morgen aufzustapeln. Traurigen Herzens sah ich am nächsten Morgen W. und K. abziehen, derweil ich mich mit den trockenen Zahlen einer Verpflegungsaufstellung abquälte. Das einzige Tröstliche am Tage bildete für mich die zwanglose, köstliche Plauderei während des gemütlichen Mittagmahles. S. gefiel mir außerordentlich als Vorgesetzter. Am Abend gegen 6 Uhr wurde ich durch seinen Bambusen von meiner Arbeit, die Verteilung des demnächst ankommenden Pferdenachschubes betreffend, eiligst nach S. befohlen. Er kam mir entgegen und bedauerte unendlich, daß er mich nicht als Adjutant belassen könnte: S. und K. hätten sich wegen der Führung der 8. Kompagnie, da beide gleichaltrige Oberleutnants waren, an die Köpfe gekriegt. So bliebe ihm nichts weiter übrig, als den einen von den beiden von der Kompagnie wegzunehmen und diesem als versüßende Pille die Adjutantur zu übergeben. Während er mich bei diesen Auseinandersetzungen, sich halb entschuldigend, in gewinnender Weise tröstete, hüpfte mir das

Herz vor Freude, aus dem goldenen Adjutantenkäfig wieder in die ungebundene Freiheit eilen zu können. Nochmal so gern ließ ich mich in der kommenden Nacht wieder andauernd aus dem gesunden Schlafe klingeln; jetzt wurde mir jedes Anbimmeln zur Musik. Um 11 Uhr mittags kam S. an. Zu Dritt nahmen wir das gleichzeitig Begrüßungs- und Abschiedsessen bedeutende Mahl ein. Doch war es mir nicht sonderlich feierlich dabei zumute. Darauf übergab ich S. den Schreibstubenzimt und um 3 Uhr nachmittags ritt ich fröhlichen Herzens nach meiner Kompagnie in Ondermaitje hinüber. Ganze 44 Stunden hatte meine Schemelreiterei gewährt.

Von unserer köstlichen Sinekure in Ondermaitje.

Von Blydeverwacht ging es über eine weite, offene Hochebene 15 Kilometer fortgesetzt abwärts bis Ondermaitje am Hamrevier. Es folgt nun eine Reihe von angenehm verbrachten Tagen, die wir in köstlicher, nervenstärkender Ruhe verlebten. Hierin liegt der große Unterschied zwischen der Tätigkeit der Feldtruppe und der der Kolonnenmannschaft. Wohl hat erstere mitunter einzelne Tage größerer Kraftentfaltung zu verzeichnen, dann aber folgt wieder die manchmal recht lange Spanne der Erholung. Bei der Kolonne jedoch gibt es keine Ruh' noch Rast; unausgesetzt waltet bei ihr die aufreibende Tätigkeit.

Am Abend meines Eintreffens übernahm W. die Kompagnie vom Oberleutnant D. Ich selbst erhielt die Führung des ersten Zuges. Die Kompagnie war arg zusammengeschmolzen. Während sie nämlich beim Verlassen Hamburgs 177 Köpfe gezählt hatte, war sie jetzt trotz wiederholter Auffrischung nur noch 65 Mann stark. Unge-

fähr zwei Drittel ihres Bestandes stammte aus Süddeutschland, vornehmlich aus Bayern.

Unser Lager baute sich auf der zum Hamrevier geneigten Ebene, etwa 600 Meter von diesem entfernt, auf. Zum Schutz des Lagers und des daneben befindlichen Viehkrales waren gegen das Hamrevier drei, nach der Hochfläche zu zwei Schanzen errichtet. Von dem einstigen Farmerhaus waren nur noch die brandgeschwärzten Grundmauern vorhanden. Dafür aber war ein großer Garten, dessen Erzeugnisse üppig weiterwucherten, unversehrt vorhanden: ein freundlich' Tischlein deck' dich für uns. Lieblich wanderte es sich in dem prangenden Garten. Ringsherum ihn einfassend schauten aus dichtem Buschwerk wohlschmeckende Feigen verstohlen und verlockend hervor. Wohl 20—30 der süßen Früchte pflückte ich mir täglich. Doch so ganz harmlos war die sonst so angenehme Frucht beim Genuß nicht. Denn ein großes Stück des birnähnlichen Fruchtkörpers über dem Stengel mußte vorher säuberlich abgeschnitten werden, weil in diesem Teile der reifen Frucht sich ein scharf ätzender, milchweißer Saft befand. Bekam man von ihm etwas auf die Lippen, so erhielt man das unliebsame Gefühl, als ob man heimtückisch mit einer Brennessel gestrichen worden sei. Die Augen berückend prangten uns aus zierlichem Geäst purpurrote Granatäpfel entgegen. In den heißen Tagesstunden brachen wir öfters einen Apfel auseinander und quetschten mit dem Daumen die wässerigen, nach nichts schmeckenden, dafür aber durstlöschenden Kerne heraus, sie behaglich schlürfend. Auf länglichen Beeten verbargen sich unter großen Blättern die behäbig aussehenden dicken Gurken, die wir häufig aus ihrem Versteck hervorholten, um des Mittags, mit Pfeffer und Salz bestreut, ein hervorragend mundendes Zwischengericht zu bieten. Aber durch mächtige Maisstauten waren

die dickwanstigen Burschen von noch wohlhabenderem Geschlecht geschieden. Schwer ruhten hier am Boden mit fast platzendem Körper die artig herausgeputzten Melonen und die plumpen, schwerfälligen, kugelrunden Kerle von 40 Zentimeter dicken Kürbissen. Beide aber bereicherten unseren Tisch höchst angenehm, da sich die Nachtkälte, weit in den heißen Tag hinein, prächtig in ihnen hielt; so in dünne Scheiben geschnitten und zart mit Zucker bestreut, boten die Früchte zu allen Tagesstunden eine herrlich-kühle Labe dar. Abgesondert von dieser Herrlichkeit durch eine stachelige Kaktushecke, die noch außerdem als zweiten höheren Zweck die leckeren Kaktusfeigen bescherte, war das edle Reich der würzigen Weinrebe. Doch ach, sie, die so sehr der Menschenhände bedarf, lag traurig zu Boden, schwächliche Ranken traurig und hilfeflehend emporstreckend; die stützenden Stöcke lagen am Boden oder hatten bereits einem das Mahl sich bereitenden Reiter zur Feuerung gedient. Hoffentlich hat das fürstliche Gewächs bald wieder menschliche Hilfe erhalten!

Am oberen Ende des umfangreichen Gartens waren zwei Quellen zu einem großen und einem kleineren Teiche gefaßt. Beide waren durch starke Dornverhaue gegen das Hineinwaten vom Vieh wohl geschützt. Der kleinere Teich diente ausschließlich für den menschlichen Bedarf. Von diesen Wasserbehältern rieselten silberne Wasseradern lebenspendend und -erweckend durch die anmutige Gartenfläche. Doch auch unterhalb des Gartens sickerte blankes Quellwasser inmitten wirrer Felssteine hervor. Alltäglich konnte ein Lauscher hier ein wunderliches Glucksen und Schnalzen vernehmen, denn wagerechte Steinblöcke daselbst als Waschtische benutzend, schwatzten und schmatzten unsere Waschweiber in jener eigentümlich klingenden, schnalzenden Hottentottensprache über die Tagesereignisse. Halbwegs

zwischen Garten und Lager befand sich unsere Badegelegenheit, nämlich ein 6 Meter tiefer Brunnen. Er mußte einen unsichtbaren Abfluß haben, da zu allen Zeiten das Wasser in ihm 1,50 Meter hoch stand und immer rein war. Auf Steinstufen kletterten wir hinunter und erfreuten uns jeden Mittag und Abend eines erfrischenden Bades in ihm; denn mochte die Sonne noch so heiß aufprallen, sie konnte dieses Wasser nicht wesentlich wärmen, da höchstens eine Stunde am Tage ihr gleißend' Auge auf den tiefliegenden Spiegel des Brunnens hinabsehen konnte. 150 Meter vom Revier entfernt stiegen senkrechte Steinschichten stufenweise bis zu 20 Metern kerzengerade empor. Schwindelnd sah man von dem Grate hinab in das Flußbett. Hier droben war für die Stunden des Tages der Standpunkt eines Beobachtungspostens. Sein Blick schweifte über das Revier hinüber nach einem jenseitigen, unentwirrbaren Klippenmeere, das nach dem Oranje zu beide Ufer einsäumte. Rechts vor uns schloß das Landschaftsbild ein, vom Lager gerechnet, 160 Meter hoher Berg ab, der namentlich in der Nacht bei Mondenschein ganz wunderliche, zackige Umrisse am Himmel abheben ließ. Als Schattenseite unseres Lagerplatzes muß ich die Entfernung des recht mageren Weideplatzes erwähnen. Zu ihm mußten die Tiere täglich in der Richtung auf Blydeverwacht zu 1½ Stunden weit getrieben werden.

Reizend unterbrochen wurde die Zeit hin und wider durch die Besuche von benachbarten Herren. Bis nach Udabis vorgeschoben lag unser dritter Zug unter Benders, des kühnen Patrouillenreiters, bewährter Führung. Nicht weit von uns nach Norden zu in Duurdrift lag die 8. Kompagnie und unten am Oranje bei Naros hielt ein Maschinengewehrzug treue Wacht.

Am 25. ging D. nach Ukamas zu seiner Etappen-Kompagnie zurück. Eine liebe Bekanntschaft aus hannoverscher Zeit erneuerte ich durch die Begrüßung mit unserem Oberarzt V. Er gehörte damals der Artillerie meiner Garnisonstadt an, und wir hatten uns auf einem Sanitäts-Liebesmahl, genannt Karbol-Essen, in unserem Kasino kennen gelernt. Jetzt verschönte unser zwiefacher Meinungsaustausch aufs angenehmste die einsamen Stunden am Oranje.

Am 25. spät abends marschierte K., der neugebackene Kompagnie-Führer, mit seiner Manipel an uns vorbei nach Naros.

Den 26. über baute ich mir mit Hilfe meiner Leute ein standhaftes Zelt. Zu länglichem Rechteck wurden halbmannshohe Steine zusammengewälzt, mit klugem Vorbedacht Schießscharten auf der dem Lager abgewandten Seite einbauend. Eingedeckt wurde der Bau mittels Zeltbahnen, Brettern von Konservenkisten und Sackleinen. So entstand eine längliche Höhle, in der es in der Nacht warm, am Tage kühl blieb, und in der ich, allerdings etwas gebückt, stehen konnte. In einer Ecke vertrat die Bettstelle zu molligem Pfühle aufgeworfener, weicher Granitsand.

Am 27. Januar war W. mit V. nach Naros geritten. Zur Feier Seiner Majestät Geburtstag ließ ich den Arbeitsdienst ausfallen. Liebesgaben und Genußmittel waren, obwohl versprochen, nicht eingetroffen. So bildete eine Ansprache von mir die einzige Feier (?). Aus alten Hemden, Strümpfen und sonstigen Sachen hatten unsere braven Reiter sich schwarz-weiß-rote Fähnlein hergestellt. So sah es lieblich aus, wie überall die bunten Landeszeichen zur Feier des Tages lustig in der Luft flatterten, unter denen in kleinen Gruppen die Leute saßen und, ihre Ge-

spräche jeweilig unterbrechend, ein Liedlein schmetterten. Einer ihrer Lieblingsgesänge war: „Die bange Nacht ist nun herum“.

Am 28. traf die Nachricht ein, daß bei Norechab 180 Ochsen abgetrieben seien. Sonst liegen vom Feind wenig klärende Meldungen vor. Er soll zwischen Umeis und Pilgrimstruft mit der Hauptmasse sitzen.

Am 29. vereinigte uns Ws. Geburtstag zum Abendbrot. Drollig war es, wie ich diesen Tag erfahren hatte. Mittags hatte einer jener fürchterlichen Sandstürme gewütet, während derer man sich, wenn es nur irgend geht, schleunigst hinlegt, zudeckt und sonst alles seinem Geschick überläßt. Da war aus Ws. Zelt ein Zettel herausgeweht, auf dem die Geburtstage seines früheren Regiments standen. Dieser weiße Bote flog in das Zelt des Feldwebels, und dieser wiederum verriet mir sogleich das Ereignis des Tages. V. und ich überreichten alsbald den Ausreißer unter herzlichen Glückwünschen seinem verblüfften Herrn.

Am 31. Januar versuchte ich mit V. einen Aufstieg auf den vor uns liegenden Nauber Felsberg. Doch gelangten wir nur bis zur halben Höhe; es wurde zu unerträglich heiß.

Am 2. Februar sank nachts die Temperatur ungewohnterweise bis auf 15 Grad herab, so daß es mich im Schlafsack sogar durchfröstelte. Durchschnittlich haben wir während der letzten Tage hohe Wärmegrade zu verzeichnen gehabt.

Alle Wärmegrade sind im Schatten meines Zeltes abgelesen.

								Mittags							Abends	
Uhr:	5	6	7	8	9	10	11	12	1	2	3	4	5	6		9
Am 26.								38	42		43					
„ 27.		21		31				41		44	39½					32
„ 28.	25				32			38		40		40				
„ 29.		27			35					44						
„ 30.					31	35		36½				39				32
„ 31.						37		40		40		38				36
„ 1.		24			27	29		35		35		34				24
„ 2.	15						22½	27	30			30				22½
„ 3.	14½			19½					27				29			21
„ 4.	An diesen Tagen keine Aufzeichnungen, da auf Streife.															
„ 5.																
„ 6.																
„ 7.																
„ 8.				32		35	38	38	40	40	40		40			30
„ 9.	23			27	35		39		40	42½	40			39		

So vollführten wir ein beschauliches Dasein. Wenn die Nachtwachen und das Streifereiten nicht gewesen wären, so hätte man wähnen können, daheim in einer angenehmen Herbstübung zu weilen. Allerdings predigte uns das zerstörte Farmerhaus, dessen Mauern bis zum Erdboden niedergerissen und ausgebrannt waren, inmitten des friedlichen Landlebens eine ernste Mahnung, immer auf der Hut zu sein.

Am 3. Februar stieg ich in aller Frühe nochmals auf den Nauber Berggrat und dieses Mal erklomm ich mit V. die höchste Kuppe. Sie liegt fast senkrecht 180 Meter über

dem Revier. Das Bergkraxeln ist hier im Süden, wo wir eine Durchschnittshöhe von 400 Meter haben, wieder leicht. Atembeklemmungen und Herzbeschwerden merkt man kaum, nicht anders wie beim Besteigen steiler Berge überhaupt.

Als wir nach unserer halsbrecherischen Kletterei ins Lager mit bodenlosem Durst zurückkamen, war zu unserer hellen Freude inzwischen der Ochsenwagen der Kompagnie von Ukamas her eingetroffen. Für unser eigen Geld waren einige Fläschlein Bier mitgekommen. Die auf mich entfallenden zwei Flaschen pitschte ich mit V. im Handumdrehen aus. Darauf schritten wir zur Untersuchung der noch außerdem mitgebrachten Reichtümer. Als wir nun unter Wind kamen, entströmten dem Fahrzeug Düfte: Na, du kriegst die Motten! — Laut Anweisung hatte die Kompagnie in Ukamas zwei Fäßchen des wohlbekömmlichen Sauerkrautes zu empfangen. Weil jedoch das Kraut auf dem Weg der irdischen Vergänglichkeit schon sehr weit vorgeschritten, versuchte unser Unterzahlmeister, mutig und naserümpfend die duftende Gabe zurückzuweisen. Mitleidig wurde ihm da hochweise bedeutet, was er sich wohl einbildete, in erster Linie müsse doch die Nachweisung berücksichtigt werden. Erst nach Ausfüllung der zustehenden Empfangsbescheinigung in Ondermaitje dürften wir der herrlichen Spende das betrübliche Totengeleit geben. Und schon waren unsere Leute dabei, die üblen Behälter weit seitab zu rollen und sie in ein tiefes sicheres Grab versinken zu lassen! — Doch den Ärger hierüber ließ meine Eigenfreude verschwinden, da ich die Koffer, welche, als wir uns von der 7. Kompagnie trennten, einem Buren zur Weiterbesorgung bis Ukamas übergeben waren, erschaute. Wer meinen Jubel hierüber nicht begreift, dem will ich bedeuten, daß meine kostbare Wäsche darin verstaut lag; ich also nun in der glücklichen, beneidenswerten Lage war,

mein bisheriges, treugedientes Hemd in den Ruhestand zu versetzen. Schnipp-schnapp rackst das Schloß, und weihevoll hebe ich den Deckel! Da — es sträubt sich mein Haar, es stockt das Herz — — da liegt in meinem Heiligtum ein — urdreckiger, vollständig zerfetzter Mannschaftsanzug; meine Wäsche, meine heißersehnte Wäsche war zum Teufel, oder besser gesagt beim Buren. Alles, alles war mir entwendet, nichts von allen meinen Sachen lag noch darin. Wild fluchend streifte ich mein ehrliches, durchlöchertes Hemdlein, das schon seit längerem deutlich, dieses Ereignis wohl voraussehend, die Trauerfarbe angenommen hatte, wieder über. Mich niedergebeugten Mann aber richtete leise tröstend der gute V. wieder auf, in rührender Weise mir eines seiner eigenen Hemdlein still opfernd.

Auf Patrouille.

Morgens 3 Uhr langten zwei Reiter von Blydeverwacht an; sie brachten den Befehl, daß sofort eine Offizier-Patrouille durch unsere Kompagnie auf Kummernais, Salzmund und Stolzenfels angesetzt werden solle. Eine englische Drahtkunde besagte, es sollten 100—150 Hottentotten bei Kummernais und Salzmund lagern. Wenn sich dieses bewahrheitete, so war ein großer Teil des Gegners aus seiner Felsenburg bei Umeis entwichen, auf englischem Gebiet am Oranje aufwärts gegangen, um entweder die deutsche Einschließungslinie im Rücken zu fassen, oder um die alten Schlupfwinkel in den Karrasbergen wieder aufzusuchen. W. beauftragte mich, den Befehl des Oberkommandos auszuführen. Schnell suchte ich einen Unteroffizier und zwei Mann meines Zuges aus; W. gab mir einen Eingeborenen mit, und V. schloß sich freiwillig an. So ritten wir am schönen Sonntagmorgen 4.50 am 4. Februar von dem frommen Wunsche der Zurückbleibenden be-

gleitet: Laßt euch nicht abtrocknen (abschießen)! in die bald herrlich sonnenbeschienene Landschaft hinaus. Zunächst versuchte ich einen Abstieg von der bereits um 6 Uhr vor Hitze zitternden Hochebene in das Schatten bietende Ham-Revier. Doch nachdem ich dreimal vergeblich versucht hatte, mit den Tieren die schroffen Wände hinabzusteigen, ritt ich auf der mit Dornenbüschen bewachsenen Ebene weiter. Den Eingeborenen mußte ich leider um diese Zeit zurücksenden, da bei der Kletterei sein Maultier lahm geworden war.

Ich wollte, ihr in Deutschland könntet euch die ungeheuerlichen Schluchten auch nur vorstellen! Ursprünglich ist wohl alles eine platte Hochebene gewesen. Doch im Laufe der Jahrtausende haben sich zu den Regenzeiten die Reviere tief in das Erosionsgestein eingeschnitten. So liegt der Oranjespiegel heutzutage 400 Meter unter den steil aufsteigenden Höhen, und wild sind die Querschluchten zu ihm in die Felsen eingeschnitten. Eine erschöpfende Beschreibung dieser unwirtlichen Felshänge und der von den Oranje-Bergen wieder wie unzählige Posten vorgeschobenen, oft über 100 Meter hohen, mitunter fünffach hintereinanderliegenden Felstrümmerpyramiden zu machen, wird immer ein kläglicher Versuch bleiben!

Beim Eintritt aus der Ebene in diese Steinhügel gegen 10 vormittags erfaßte uns ein beklemmendes Gefühl ob der starren Einöde. Verschwunden war jede Spur von Pflanzenleben. In der mittaglichen Glut schwammen die einzelnen Kämme der Granit-Türme infolge der rötlichen Färbung für unser Auge zitternd zu einer Wand zusammen. Ja, ihr könnt es euch da oben nicht ausmalen, wie ungeheuer schwierig hier unten ein Streifereiten, ein Fechten ist! Um 11.30 vormittags traf ich in Gröndorn im Hamrevier ein. Doch kein Tropfen Wasser war vorhanden. Auf die

stechende Sonne nicht achtend, versuchte ich zunächst der Pad nach Naros folgend, auf einem Höhenweg an den Oranje zu kommen, allein erfolglos kehrte ich um, und ritt nun unverzagt im Hamrevier abwärts, das von Gröndorn ab mit dichtem Buschwerk eingefaßt war, und gerade dieses hatte ich vermeiden wollen. So schnell wie möglich eilten wir vorwärts, aus der unbehaglichen, unübersichtlichen Schlucht herauszukommen.

Da blinkte uns das Wasser des Oranje entgegen. Es war ein weihevoller Augenblick! Der Fischfluß hatte uns ja ebenfalls fließendes Wasser gezeigt, aber doch immer nur streckenweise, und heute sahen wir zum ersten Male in Südwest einen ewig fließenden Strom. Auf deutscher Seite waren viele Klippen und Sandbänke, die zum Teil mit Gebüsch bedeckt waren, aber drüben am englischen Ufer strömte eine 15—20 Meter breite Flußrinne ebenmäßig dahin. Wirres, dichtes Gebüsch säumte beide Ufer ein. Flankiert wurde die Ham-Mündung zu beiden Seiten durch steile Felstürme, deren Füße von den Fluten umspült wurden. Zunächst kletterten wir stromab zu Fuß, je 1 Kilometer, eifrig nach Spuren fahndend. Doch nichts war zu erspähen als eine ungefähr vier Stunden alte Spur eines einzelnen Hottentotten am Strand, da wo wir angekommen. Ich zog mich aus und teils watend, teils schwimmend erreichte ich die Sandbänke und stellte fest, daß auch auf diesen die Spur, von der englischen Kolonie kommend, zu sehen war. Dann nahmen auch die anderen ein Bad. So ernst die Lage auch war, der Lockung konnten wir nicht widerstehen. Aber so angenehm uns das Bad durch die Kühle des Wassers augenblicklich war, so wenig erquicklich sah es für das Auge aus, und waren — die Folgen. Denn das Wasser sah durchaus nicht klar aus; schöpfte man es mit einem Becher, so konnte man einem

Uneingeweihten dreist vormachen, es sei kalter Kaffee mit Milch. Im Fluß selbst sah das Wasser naturgemäß noch dicker aus, und glich mehr einem kochenden Kakaogebräu, da die rötlichen Sandmengen immerwährend strudelnd in die Höhe wirbelten. Ach, und kaum hatten wir die Kleider wieder an, da begann auf der trockenen Haut ein gar lästiges Jucken, hervorgerufen durch den feinen Sand, mit dem der Körper überzogen. — Schon 2 Uhr mittags nahmen wir den Weitermarsch auf, trotz der in dem engen Felsental brütenden Hitze. Eine Stunde vor Gröndorn bog ich ab, da ich eine kaum noch sichtbare Wagenspur in einer Querschlucht zu unserer Rechten hinaufführen sah. Ich hatte nämlich noch außerdem den Auftrag bekommen, eine Wagenverbindung zwischen Kummernais und Stolzenfels ausfindig zu machen. Da die Spur anfangs schnurgerade nach Südost zielte, hoffte ich abends Stolzenfels zu erreichen, um dann am nächsten Tag von dort eine Verbindung mit Salzmund zu suchen. Mitunter war die Spur 2—3 Kilometer, auf welcher Strecke sie über Gesteinsboden ging, vollkommen verwischt. Da nach zwei Stunden bog sie nach Süden ab. Doch tröstete ich mich: Na, das ist weiter kein Fehler, nachher wird sie uns um so schärfer wieder nach Osten zurückführen. Doch nach einer Stunde biegt die Spur, die sich nun in einem engen Felstal dahinschlängelte, scharf nach Südwest ab. Zurück — hatte jetzt keinen Zweck mehr; daher also betrübten Gemütes weiter! Bei Sonnenuntergang hatten wir in einer Querschlucht zur Rechten einen anmutigen Schattenriß am rötlichen Abendhimmel. Auf einer Felskuppe standen zwei zierliche Antilopen nach entgegengesetzten Seiten äugend. Sie boten, wie sie da soeben noch zu zweit auf der hohen Felsplatte Platz hatten, mit ihrem feinen Gehörn und zarten Fesseln ein liebliches Bild! Immer enger und schroffer ge-

stalteten sich die Talwände. Jetzt machte das Tal einen scharfen rechten Winkel, und wie wir um die Ecke spähen, da sehen wir etwa 800 Meter entfernt ein Lagerfeuer durch dichtes Gebüsch blinken. Donner ja, runter von den Gäulen! Ein Reiter führt sie vorsichtig-leise in einen Felsspalt hinein. Wir anderen erklimmen die Talwand um einige Meter, um vermehrte Übersicht zu gewinnen. Da schauen wir auch das breite, silberne Band des Oranje und an seinem Ufer an der Ecke des ausmündenden Felsentores flammt jenes Licht durch dichtes Gebüsch. Kein Zweifel — vor uns liegt Salzmund, und mit der Wasserstelle haben wir den Lagerplatz der Hottentotten gefunden. Wie Katzen schleichen wir auf allen Vieren näher. Tastend werden hinderliche Steine lautlos zur Seite gelegt, damit sie nicht in die Tiefe poltern können. Jetzt sind wir auf 400 Meter heran; noch immer sind keine Gestalten zu erkennen; gleichmäßig leuchtet das große runde Feuer durch das Dunkel der Nacht. Was hilft es, wir müssen uns noch näher heranpirschen. Und so kriechen wir Zoll für Zoll langsam weiter vorwärts, das Gewehr mit den Zähnen am Riemen haltend; lauschend halten wir gar oft den Atem an. Jetzt noch 150 Meter; verflixt, nichts ist zu unterscheiden! — Weiter — wenn nur die Hunde drüben nicht anschlagen! Das Herz klopft lautpochend, just wie bei einer Liebeserklärung. Noch 80 Meter! — Das Feuer flackert nicht, es glüht nur, keine Menschenseele zu sehen. Hilft nichts, ran, die Kerle liegen anscheinend in tiefem Schlaf. 50 Meter — wieder halt und abermals scharfes Augen mit dem Fernglas. Daß dich das Donnerwetter! — — Jetzt sehe ich deutlich: das Licht hat uns geäfft! Kein Lagerfeuer ist es, sondern auf schneeweißer Quarzplatte, mit denen die Abhänge vielfach zersetzt sind, spiegelt sich friedlich der Vollmond, und leicht wird sein freundlich-harm-

loses Spiegelbild durch leichtes Geäst der dunkelnden Büsche verschleiert. — So wurde unsere Spannung ausgelöst durch den Unmut ärgerlicher Enttäuschung.

Wir gingen bis an das Ufer vor, ohne irgendwie etwas Verdächtiges wahrzunehmen. Dort legten wir uns hin, um vom bräunlich quirlenden Wasser zu schlürfen. Dann wanderten wir zurück, um die Pferde heranzuholen. Derweil die Tiere sich voll Wasser sogen, füllten wir die Feldflaschen. Dann marschierten wir etwa eine Stunde nach der Hochebene zu zurück. Am Oranjeufer entlang zu klettern, war unmöglich, da zu beiden Seiten der Wasserstelle die Felszinnen senkrecht aus dem Wasser emporwuchsen. Und an der Wasserstelle selbst zu bleiben, verbot uns einmal die eigene Sicherheit, denn sie war vom Feind ebenso begehrt wie von uns, dann aber zwangen uns die die Malaria hervorrufenden Moskitos dazu, deren es in der Flußniederung massenhaft gab.

Um 10 Uhr legten wir uns zur Nachtruhe in den Sand, ohne abzukochen, um nicht etwa durch den Feuerschein herumstreifende Hottentotten uns auf den Hals zu laden. Während die Nummer 2 der Wache allstündlich wechselte, blieb ich selbst als erste Nummer die ganze Nacht über wach. Um 11 Uhr nachts tauchte unser Eingeborener auf, welcher sich auf unseren Spuren zu uns herangetastet hatte. Schade, daß er nicht bereits am Nachmittag zu uns gestoßen war. Zu dieser Zeit hätten wir ihn sehr gut brauchen können, da wir gegen 5 Uhr zwei erst ungefähr 1—2 Stunden alte Feldschuhträger-Spuren gekreuzt hatten.

Um 4 morgens sah uns der hellblinkende Morgenstern wieder im Sattel. Zunächst ritt ich denselben Weg, welchen wir gekommen, weiter zurück, um die Karte durch Einzeichnungen zu vervollständigen, da ich zwei unseren Weg schneidende Pads wahrgenommen hatte. Außerdem hoffte

ich, daß jene Feldschuhträger wieder zurückgewechselt wären. Nun mit dem Eingeborenen hätte ich ihnen auch durch die unwegsamen Felsschluchten nachspüren können. Hierin sollte mir jedoch kein Erfolg beschieden sein; es war keine Rückspur vorhanden. Jene beiden Wagenpads zielten auf Jerusalem hin. Ich selbst ritt auf der nördlicheren nach dieser Station, daselbst um 8.15 morgens eintreffend. Auf dieser fand ich Oberleutnant B. mit seiner Ersatzkompagnie vor. Lachend bestätigte mir dieser, daß eine unmittelbare Wagenpadverbindung von Gründorn oder Kummernais durch die unwirtlichen Oranje-Gebirgsstöcke nach Stolzenfels ausgeschlossen sei. Auch er hatte wiederholt von Jerusalem aus diese selbe Aufgabe umsonst zu lösen versucht. Bei ihm befand sich mein Nachfolger in Ondermaitje S., der eine Streife nach der Gamsibkluft durchführen wollte. Er neidete mich sehr um mein frisch-fröhliches Reiterleben; er hätte die Stubenhockerei auch schon übersatt. Er forderte mich auf, bei seiner Unternehmung halbpart zu machen. Doch mußte ich ihm meine Mitwirkung versagen, da ich die mir selbst gestellte Aufgabe noch nicht zu Ende geführt hatte.

B. nahm uns des Mittags sehr nett auf. Als wir uns nach Tisch in den Schatten der Bäume zurückzogen, verteilte er zur geistigen Anregung einige Bände der „Modenwelt“ — seine letzterhaltene Liebesgabe! Es ist doch wirklich bedauerlich, wie gewissenlos in der Heimat mitunter schwere Kisten mit für uns im Felde Liegenden gänzlich wertlosen Liebesgaben gefüllt wurden. Manchem Kaufmann diente der in riesengroßen Buchstaben an den Kisten prangende Geschäftsname traurigerweise eben nur als marktschreierische Empfehlung. Ein gleichwertiges Seitenstück zu dieser „Modenwelt“ bildete eine Liebesgabe, welche der 8. Kompagnie eines Tages zufiel: sie bestand

nämlich aus Damenunterhöschen u. dgl. Im Jerusalemer Falle wurden unsere Gedanken allerdings angenehm angeregt, indem wir sehnsüchtig der deutschen Frauenwelt gedachten, und zwar jeder wiederum in seiner Art.

Nachmittags 4 Uhr trugen uns die braven Rößlein weiter bis 7.20 abends, als wir in Stolzenfels abermals den Oranje erreichten. Mein Gott, was sind das für Felsengebilde! Ein Kessel nach dem anderen nahm uns auf. Jede dieser Mausefallen bot einen Raum, daß bequem eine Brigade darin hätte aufgestellt werden können. Von Kessel zu Kessel führten schmale, bisweilen nur 6 Meter breite Schluchten. So ist der Weg 10 Kilometer lang von Stolzenfels ab aufwärts beschaffen. Ja, für das Auge des friedfertigen Reisenden wirken die ungeheuerlichen Trümmerbauten herrlich. Staunend schaut man, stumm und überwältigt, an diesen nackten, drohend-wilden Steingebirgen hinan. Bis zu 800 Meter Höhe ragen die rauhgezackten Kämme und Spitzen der aufeinandergetürmten Riesenwürfel von Granit empor, dem winzigen Menschenwurm das Gefühl seiner ohnmächtigen Nichtigkeit erweckend. Hier steile, dort senkrechte Wände — alle aber zur Erstürmung unmöglich, dagegen zum heimtückischen Überfall wie geschaffen. Mit gelindem Schaudern reitet man durch die atembeklemmende Wüstenei; knallt es, ist man erledigt — die Empfindung hat hier jeder. Doch kein Grübeln hilft, durch, mit Gottvertrauen! Das Ganze war eine senkrecht aufgerichtete, wunderbare Wildnis, gewaltig das Gemüt packend, und doch so lautlos und starr.

Und nun war es uns, als ob wir im Traume in einen geträumten Traum träten, als wir im Abendlicht die dunklen Fluten des Oranje erschauten. Und abermals glaubten wir uns in einen anderen Traum versetzt, als wir am anderen Ufer die englische Farmerfamilie friedlich vor

ihrem Hause weilen sahen, wie sie mit zufriedenem Geiste dem in dem Strom sich spiegelnden, tränkenden Vieh zusah. Wie hatte ich vorher über den pomphaften Namen Stolzenfels gelächelt! Dieses Fleckchen Erde verdient ihn wirklich. Stolz rauscht der ruhige Strom zu Tal, keine Stromschnelle bringt unruhige Hast in das weihevolle Flußbild. Ruhig und gleichmäßig zieht hier der Oranje etwa 50 Meter breit dahin. Mächtige Bäume, üppig wachsende Schlingpflanzen und dichte Büsche umrahmen auf beiden Seiten seine Ufer. Ausbuchtend nimmt das ewige Grün auf beiden Ufern die deutsche und englische Ansiedlung auf. Stromauf, stromab aber werden die Ansiedlungen begrenzt durch zu Himmel strebende Felsentürme. Auf deutscher Seite dehnt sich zunächst der Fähre ein rund 500 Meter breiter Sandstreifen aus. Hinter ihm liegen die freundlichen Gebäude. Hinter diesen wiederum schließt die Niederlassung nach der engen Talschlucht des Geiab-Revieres zu eine natürliche Barre ab. Hier legt sich ein Gneiskamm von 15 Meter Höhe und 30 Meter Breite quer vor, so den Zugang sperrend. Ein prächtiges Gebirgsbild mit der Anmut eines ruhigen Flusses vereint!

Von dem englischen Stationsunteroffizier erfuhr ich, daß sich wohlbewaffnete Trupps von 20—30 Hottentotten auf dem englischen Ufer vorübergehend bei Kummernais gezeigt hätten, doch hätte er keine Ahnung, wohin sie verschwunden wären.

Um 9 abends ritten wir zurück und erreichten 12.45 nachts Jerusalem wieder. Im Schutze der dortigen Besatzung streckten wir uns alsbald zu bleiernem Schlafe hin. In der Morgenkühle strebten wir um 5 morgens nach Ondermaitje zurück. Ich traf daselbst 8.25 morgens ein, während der Doktor, welcher einen abkürzenden Fußpfad eingeschlagen hatte, eine halbe Stunde später anlangte.

Damit war meine reizvollste Streife, welche ich in Südwest geritten, beendet. Wir Menschenkinder waren verhältnismäßig wohlauf, unsere Tiere jedoch waren zum Umfallen müde. Ohne Weidegelegenheit — nur am Oranje hatten sie weniges Schilf knabbern können — hatten sie einzig knapp zwei Pfund Hafer am Tage zu fressen bekommen.

Ich hatt' einen Kameraden.

Am selben Mittag wurden wir von einem Gewitter überrascht, doch trat dasselbe diesmal sehr zahm auf, so daß wir von dem sonst üblichen Sandsturm, Zeltumschmeißen usw. verschont blieben. Auch spendete der Himmel nur wenig Regen. Am Abend sprach S., von Ukamas kommend, bei unserem Lagerfeuer vor. Er erzählte, daß es dort augenblicklich köstliche Sachen für den ewig verlangenden Magen gäbe. Doch konnte uns seine schöne Schilderung nichts nutzen, sintemalen wir seit Januar noch kein Gehalt bekommen hatten.

Doch wäre es höchst undankbar, wollten wir uns über unsere jetzige Lage beklagen. Die englische Verpflegung ist nach wie vor ganz ausgezeichnet. Und außerdem erquicken wir uns täglich an frischem Fleisch, soviel Beutevieh ist uns überwiesen. Jedenfalls habe ich während meiner gesamten Kolonnenzeit keine so artige Zeit von Fettlebe verspürt. Vor allem erhielten wir das treffliche englische Fruchtmus in reichlicher Menge. Heitere Überraschungen verschafften uns anfangs die rätselhaften, englischen Aufschriften, da keiner von uns dreien diese Sprache beherrschte.

Am 7. kam E. vom Maschinengewehrzug in Aros zu uns herüber.

Der 8. bescherte uns allerlei Angenehmes. Zunächst brachte der Kompagnie-Wagen, mit neuem Proviant von

Ukamas eintreffend, die stets heißersehnte Post. Leider war die Europa-Post für uns neu zum Süden Versetzten noch nicht dabei. Dafür kam ein Schreiben mit, in dem die Verleihung des Roten Adlerordens an B. für seine hervorragenden Aufklärungsritte ausgesprochen war. Ein Anschreiben sprach sodann unserer Kompagnie für ihre besonderen Leistungen die vollste Anerkennung des Oberkommandos aus. Der arme B. sollte traurigerweise die schöne Auszeichnung nicht mehr erfahren! Auch etliche Liebesgaben waren eingetroffen. Von diesen fiel für mich ein „Nasenwärmer“, wie wir die kurzen Pfeifen nannten, ab. B. war am Tage zuvor auf eine dreitägige Streife gegen die Oranje-Berge geritten. So wurde sein Liebesgaben- und Portionen-Anteil zurückgestellt, und wir beabsichtigten, B. bei seiner Rückkunft besonders hoch zu feiern.

Doch der Mensch denkt — Gott lenkt. — In der Nacht gegen 1 Uhr höre ich eine Patrouille über das harte Gestein dröhnend heranpreschen. Erstaunt richte ich mich auf. Da höre ich auch schon durch die stille Nacht die atemlos hervorgestoßene Meldung mir niederschmetternd ins Ohr gellen: Leutnant B. mit fünf Reitern auf Patrouille abgeschossen! Jach sprang alles empor und hastete zu den Überbringern der erschütternden Nachricht hin. Mir war zu Mute, als ob ich einen scharfen Stich ins Herz bekommen hätte. Betäubt hörte ich die hastige, halb wirre Schilderung des Unglücks mit an. Ein Reiter der kleinen Schar hatte sich retten können und berichtete nun näheres darüber. Sofort wurden drei Mann nach Blydeverwacht entsandt, dort die schlimme Kunde dem Abteilungsführer zu übermitteln. Für den Rest der Nacht blieben W., V. und ich beisammen an düsterem Lagerfeuer hocken. Gesprochen ist da wenig worden. Still und in sich gekehrt, dachte jeder des treuen Kameraden. Auch der aufkommende Tag verlief bei sehr

niedergeschlagener Stimmung; wir alle hatten B., den reizenden, frischen Menschen, so gern gemocht. Mir war es eine Erlösung, als ich bei Tagesgrauen eine sich bis zum Mittag ausdehnende Streife nach und über Wasserstelle Aub hinaus reiten mußte.

In der Nacht zum 10. um 1 Uhr nachts erhielten wir den ersehnten Befehl: Kompagnie soll sofort nach Eendorn (wo B. gefallen) abmarschieren! Um 1.50 morgens setzten wir uns schon in Bewegung und kamen 5.45 morgens in Udabis an. Hier fütterten und tränkten wir die Pferde.

Das eine meiner beiden Pferde, der kleine „Hottentott", war in den letzten Wochen fast bis zum Skelett abgemagert, ohne daß ich auch nur den leisesten Anhalt hätte finden können, was dem armen Tiere wohl fehlen mochte. Öfters hatte ich das Zahnfleisch untersucht, aber im Maule war nichts Störendes zu entdecken. Heute an der Tränke sah ich, wie sich das Wasser beim Saufen meines treuen Vierbeinlers stark rötete. Natürlich beschaute ich mir abermals sein Racheninneres und wieder konnte ich nichts Verdächtiges wahrnehmen. Schließlich ließ ich den Schmied kommen, und gemeinschaftlich drückten wir die Zunge mittels einer Zange gegen den Oberkiefer, da entdeckten wir in dem Spalt, den die untere Zungenfläche am angewachsenen Teil mit dem Unterkiefer bildet, einen daumendicken Blutegel sitzen, der sich mit seinem vorderen Teil tief eingebohrt hatte. Schleunigst wurde der niederträchtige Bursche mit der Zange herausgeholt, und von Stund an erholte sich mein Rößlein wieder, um mir seine Dienste noch zu manchem tüchtigen Ritt zu leihen.

Die Vormittagsstunden nutzten wir aus, um den entkommenen Reiter und den sich inzwischen ebenfalls unversehrt wieder eingefundenen Bambusen B's. auszuforschen.

Da kurz nach 9 Uhr taucht plötzlich ein Reiter am Rande des die Wasserstelle umgebenden dichten Busches auf. Die Arme noch einmal emporwerfend, brach er jäh zusammen. Alles stürzte nach ihm hin: Besinnungslos lag er in einem bejammernswerten Zustande da. Die Sohlen der Stiefel waren abgefallen; auf rohem Fleisch hatte sich der Unglückliche die letzte Strecke bis zum Lager geschleppt. Sofort wurden einige Gewehre zur Trage zusammengebunden, und behutsam wurde der Kranke zur Wasserstelle herangetragen, wo er alsbald von unserem tüchtigen Oberarzt aufs fürsorglichste gepflegt wurde. Spannend verfolgten wir jede Handhabe; war es ja ein Reiter von B's. Patrouille! Wohl schaute er uns nach und nach öfters mit gläsernen Augen geistlos an, aber noch war sein Bewußtsein nicht zurückgekehrt. Endlich, endlich gegen 1 Uhr gab er die ersten Erkennungszeichen. Aber er konnte nicht sprechen, daran hinderte ihn die dickgeschwollene, unbewegliche Zunge. Aber auch, als ihm Papier und Blei gereicht, war nichts zu erfahren; kraftlos und viel zu erschöpft ließ er den Stift seiner zitternden Hand entfallen. Gegen 3 Uhr vermochte er sich soweit aufzuraffen, um in kaum leserlicher Schrift zu kritzeln: B. hält sich hinter Klippen. So schnell wie da unsere Hoffnung aufflackerte, so schnell verglomm auch wieder das letzte Fünkchen derselben, als wir uns ausrechneten, daß seit dem Überfall bis jetzt bereits zwei Nächte und ein Tag vergangen, und wir noch einen ganzen Tagesmarsch bis zu jener Stätte zu leisten hatten.

Um 3 nahmen wir den weiteren Vormarsch auf. Der Reiter wurde zwischen zwei Maultieren hängend mitgeführt. 7.45 erreichten wir Kamkamis, 9.15 abends Nantsis, wo wir einen Halt einschoben. 1.45 nachts setzten wir unseren Marsch fort und um 8.45 morgens nahm uns die Wasserstelle Eendorn auf. Bei unserem Herankommen

fanden wir die Berge über Eendorn besetzt vor. Im Nu galoppierten wir auf, warfen uns in Schützenlinie und suchten uns durch einen vorliegenden Hügel gedeckt zu nähern. Bei erneutem Spähen aber erkennen wir, daß uns Landsleute gegenüberstanden. Es war die Abteilung H., welche von Warmbad aus nach hier in Marsch gesetzt war.

Jetzt wurde unser kranker Reitersmann auf Gewehren dorthin getragen, wo er B. verlassen haben wollte. Allein keine Spur der Verlorenen konnte aufgefunden werden. Da zupfte mich unser Eingeborener am Ärmel: Master, ich suchen geh! Richtig, nach einer Stunde kam er betrübt zurück und wies uns wortlos den Weg zu den Gefallenen. Wir fanden die Leichen von B. und den beiden Gefreiten seiner Begleitung. Von dem Verbleib des einen Reiters und dem Buren, welcher als Landeskundiger zur Führung mitgenommen, ist niemals etwas festgestellt worden, sie sind verschollen geblieben. B. lag vornüber unter einem Dornbusch im Anschlag am Abhang zum Revier, die beiden Reiter 100 Meter weiter unterhalb im Revier auf dem Antlitz. Während B. einen Schuß in den Kopf (der Einschuß befand sich in halber Scheitelhöhe), einen Schuß in der linken Seite und einen rechten Oberarmschuß aufwies, hatten die Reiter Schüsse in den Rücken bekommen. Die Leichen waren vollständig ihrer Kleider beraubt und bereits stark in Verwesung übergegangen. B. war nur daran zu erkennen, daß er im Gegensatz zu den Reitern kurzgeschorenes Haupthaar trug. Auf einem Berghang über dem Revier errichteten wir das einfache Grabmal. Wir konnten die Gefallenen nicht in die Erde betten, da ringsum harter Gesteinsboden die Aufnahme versagte. So wälzten wir große Blöcke zum Viereck zusammen. Nun legten wir die teueren Toten in Zeltbahnen gewickelt vereint zur letzten Ruhe nieder. Darauf bedeckten wir sie zum Schutz gegen

Hyäne und Schakal mit starken, schweren Steinplatten und ein stilles Vaterunser beendete die ernste Feier.

In den Mittagsstunden vermochte endlich der dem Tode Entronnene näheres über das traurige Ereignis zu erzählen. B. hatte bei seinem Anreiten 30 Pferde anscheinend herrenlos weiden sehen und diese als willkommene Beute eingefangen. Nun war er zur Wasserstelle Eendorn, die dicht am Fuße der steil aufstrebenden Berge liegt, gegangen und hatte daselbst getränkt. Jetzt hatte er leider den Fehler begangen, auch nach dem Tränken noch am Wasser zu verweilen, wo er in einer Mausefalle saß. Jedoch muß man zu seiner Entschuldigung in Betracht ziehen, daß B. stark an der Ruhr litt und gerade in den Tagen von ihr sehr mitgenommen war. Wahrscheinlich hatte er sich zu schlaff gefühlt und war so an der unglückseligen Wasserstelle geblieben. [Unbedingt hätte er, da er die Pferde genommen, unmittelbar nach dem Tränken die freie Hochebene wiedergewinnen müssen.] Während er so von 9 morgens bis 3 nachmitags am Brunnen verblieb, gab er den in einer Stärke von 200 Köpfen heranmarschierenden Hottentotten Zeit, ihn vollständig einzukreisen. Jene 30 Pferde aber hatten der Vorhut jener angehört, deren Orlogmänner nun zu Häupten des nichtsahnenden B. am Bergesrande saßen. Wie er nun am Nachmittag der Pad nach Fahldorn zustrebte, schlugen ihm plötzlich Geschosse entgegen. B. selbst erhält gleich anfangs einen Schuß in die Seite, stürzt vom Pferd, springt aber sogleich wieder in den Sattel und jagt zurück, um südlich des der Wasserstelle vorgelagerten Hügels den Ausgang zur Ebene zu gewinnen. Kaum hat die Schar diesen Hügel in der Flanke, fallen von ihm her aus nächster Nähe Schüsse und vor sich sieht er ebenfalls feuernde Gewehre. Da springt B. mit den Seinen ab und verschanzt sich hinter Klippen. Sich wacker

wehrend haben die tapferen Streiter noch manchen Schuß ausgetauscht. Da in der Nacht fordert B. die drei bei ihm gebliebenen Reiter auf, sich unter dem Schutze der Nacht zu retten, er selbst fühle, daß er sich nicht weiterschleppen könne. Doch keiner war zu bewegen, seinen Leutnant zu verlassen. Schließlich gab B. dem einen Reiter den Befehl, sich durchzuschleichen, um von der Kompagnie Hilfe heranzuholen. Wie wacker dieser Befehl ausgeführt wurde, haben wir gesehen! Zwei Nächte und einen Tag zu Fuß ohne Wasser und Essen über scharfkantiges Gestein rastlos wandernd, hatte sich dieser Reiter bis nach Udabis durchgeschlichen.

Wir erhielten nun den Auftrag festzustellen, in welcher Richtung die feindliche Bande abgezogen, und nach Lösung dieser Aufgabe die Wasserstelle Nantsis zu besetzen. Vergeblich versuchten wir, bis zum Abmarsch etwas zu ruhen. Die häßlichen Sandpinnen, eine über linsengroße Holzbockart, piesackten uns greulich. Mehr denn 50 dieser ungemütlichen Gäste erlegte ich auf meinem Lager. Von 4.15 bis 6 nachmittags suchten wir das Gelände bis Aros ab. Wir stellten an den teils nach Hottentottenart beschlagenen, teils bloßen Hufen die Marschrichtung des Gegners bald fest. Derselbe war bei Wasserstelle Witsand aus den Bergen herausgetreten und nach dem Weiden der Tiere über selben Wasserfleck, in selber Richtung, wie er gekommen, in die Berge zurückgegangen, nachdem er die bei Witsand vorhanden gewesenen Wasserlöcher verschüttet hatte.

In der Nacht setzten wir uns 1.30 in Bewegung, um Nantsis 11.30 mittags zu erreichen. Mit gemischten Gefühlen betrachteten wir den uns befohlenen Lagerplatz. Rings um ihn her erhob sich ein starres Klippenmeer. Ein überlegener Gegner hätte sich jederzeit in der Nacht unbemerkt heranschlängeln und uns einkreisen können. Doch

wir nisteten uns ein, so gut es eben gehen wollte. Zu Füßen hochstämmiger Bäume sprudelten prächtige Quellen zutage. In dem Schatten der laubreichsten Akazie formte ich mein Lager in den Boden, denn ein Zelt bauten wir uns nicht auf. Die Weide lag auch hier anderthalb Stunden entfernt.

Erneut auf Patrouille.

Schon am nächsten Tag, am Morgen des 13., kam der Befehl, daß die Kompagnie sofort zwanzig Mann nach Eendorn vorschieben solle, falls der dortige Brunnen genügend Wasser hergäbe. Infolgedessen erhielt ich den Auftrag, Eendorn mit 20 Reitern zu besetzen. Umsonst hielt ich bis zum Abend eifrig Auslug nach dem herankommenden Verpflegungswagen. Vergebens! Mit einem kärglichen Säcklein Reis und dem Versprechen, daß uns sobald wie möglich Nahrung zugesandt werden sollte, ritten wir 7.30 abends in die Nacht hinaus. Nicht einmal Brot oder wenigstens Mehl hatten wir mitbekommen können, von Fleisch gar nicht zu reden. 8.15 abends streckten wir uns auf einer flachen Kuppe in den steinigen Boden zur Nachtruhe hin, da hier etwas Weide angetroffen wurde. Feuer durften nicht angezündet werden. Morgens 3.45 ritten wir weiter, bis wir 8.45 morgens in Aros eintrafen.

Erstaunt sahen wir, daß dieser Platz inzwischen von der 3. Kompagnie unter Oberleutnant D. besetzt war. Er zeigte mir einen Befehl, daß seine Kompagnie ebenfalls zehn Reiter nach Eendorn entsenden sollte. Diese waren indes von dort unverrichteter Sache zurückgekehrt, da der Brunnen nicht einmal für 10 Pferde genügend Wasser hergab. Hierauf fußend, machte ich mit D. aus, daß ich am nächsten Morgen hinüberreiten wolle, um die Leistungsfähigkeit des Brunnens nochmals zu prüfen. Sollte sich

dann die Meldung seiner Leute bewahrheiten, so wollte ich eine kurze Meldung für ihn, welche er am Nachmittag abholen sollte, an den Brunnen anbringen und selbst nach Nantsis zurückgehen. In diesem Falle wollte D. eine sich täglich ablösende Besatzung zu Fuß den abkürzenden Weg über den Berggrat zum Nachsehen nach etwaigen Feindesspuren und um zu verhindern, daß der Gegner daselbst Wasser schöpfe, nach dort hinschicken. — D. klagte sehr über die mehr als kärgliche Verpflegung von Warmbad aus. Es tat mir leid, daß ich keinen herz- und magenerfreuenden Austausch bieten konnte. Lediglich ein kleines Quäntchen Reis vermochte ich ihm zu überlassen, während er mir gastfreundlich ein Stück Schokolade überreichte; denn Brot, um welches ich ihn anging, hatte er selbst nicht.

Am Nachmittag erstiegen wir die hohe, steile Bergwand, an deren Rande eine Signalstation angelegt werden sollte. Hier droben wurden wir für die atemraubende Kletterei durch einen großartigen Rundblick belohnt. Nach Norden dehnte sich die unermeßliche Hochfläche in unendlicher Stille aus und an ihrem Rande in weiter Ferne standen ein paar einsame strenggeformte Bergpyramiden. Anders nach dem Oranje zu, hier baute sich ein mächtiges Kettengebirge auf, Welle hinter Welle, ein Meer von leuchtendem Rot und dunkelndem Blau bildend. Während ich so in die Ferne sann, sah ich in der Richtung, wo Kinderzit liegen mußte, mächtige Staubwolken aufwirbeln. Als ich D. darauf aufmerksam machte, gab er jetzt zu, daß ich des mittags nicht geirrt haben könnte, als ich behauptete, Geschützdonner zu vernehmen. Jene Wolken rührten sicherlich von einem größeren Truppenteil her.

Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, da lohten riesige Flammen empor, denn es galt, von dieser windumtosten Höhe den Anschluß an die Signalstation bei

Warmbad zu finden. Nachts 2 Uhr war die Verbindung durch Lichtlampen hergestellt. 4 morgens kam D. zu mir und erzählte, daß bei Norechab ein für uns erfolgreiches, zehnstündiges Gefecht stattgefunden habe. Jene Staubwolken aber hatten vom Maschinengewehrzug D. hergerührt, der von Kinderzit kommend unvermutet auf die zurückflutenden Hottentotten getroffen und ihnen nochmals eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte. (Von unserem Standpunkte bis zu den beobachteten Staubwolken waren es 40 Kilometer.)

4.30 morgens ritt ich weiter. In Eendorn überzeugte ich mich, daß der Brunnen tatsächlich für höchstens vier Pferde Wasser spenden konnte. Er hätte nur durch sachverständige Wiederherstellung zu ergiebigerer Abgabe gebracht werden können. Laut Verabredung schrieb ich meine Ansicht für D. auf einen Zettel auf. Gegen 9 Uhr erblickte ich am Fuße der Berge Staubwolken aufwirbeln. Vorsichtig erstiegen wir eine Bergkuppe, um einen Einblick in das dortige Gelände zu bekommen. Eben hatten wir die Höhe erreicht, als wir vor uns, etwa 600 Meter entfernt, sieben Hottentotten in der Richtung nach jenem Staubwirbel traben sahen. Wir jagten ihnen eine Salve nach, hatten jedoch das Pech, infolge Übereilung nichts zu treffen. Und im nächsten Augenblick entzog eine Geländefalte die davongaloppierenden Kerle. 11.45 mittags traf ich wieder in Nantsis ein. Von hier wurde sofort eine eilige Streife auf frischen Pferden nach jener Staubererscheinung abgesandt. Doch brachte sie in der Nacht bloß die Kunde zurück, daß sie nur nach Pilgrimstruſt hinweisende Spuren gefunden hätten.

Daraufhin ritt ich, obwohl ich mich zum Umfallen schlaff fühlte, am Morgen des 15. um 4 Uhr in der Richtung nach Pilgrimstrust mit vier Reitern ab. Wenn auch V.

bei mir starke Ruhr festgestellt hatte, so wollte ich mich doch nicht von dem Ernst der Krankheit überzeugen lassen, um so mehr, als ich im Sattel ein angenehmes Gefühl der Erleichterung verspürte. Kurzum, wir ritten unverdrossen in die engen Schluchten hinein und folgten dem Laufe eines schmalen Revieres. Gegen 5 nachmittags erreichten wir eine Wasserstelle, an der erst höchstens vor einem Tage Wasser gegraben war. Noch stand etwas schlammiges Wasser in den frisch ausgeworfenen Löchern. Nach der Entfernung mußte es Pilgrimstrust sein. Aus einer Querschlucht führten von Norden kommend zahlreiche Spuren heran und wiesen vermutlich weiter nach Homstrift zu. Eine landeskundige Kraft besaßen wir seit dem Verschwinden des Buren nicht mehr, und die Kriegskarte ließ uns in diesen Berggegenden vollkommen im Stich. Meine Beobachtungen sollten sich später als wertvoll und richtig herausstellen. Bis Sonnenuntergang erkundete ich noch den weiteren Verlauf des Tales. Die Schlucht engte uns bald derart ein, daß wir nur im Gänsemarsch hintereinander her klettern konnten. Doch gegen 8 Uhr abends gab ich den Befehl zum Umkehren. Unsere Pferde hatten nur notdürftig getränkt werden können und den Verbleib der Hottentottenbande hatte ich ja festgelegt. 11.30 mittags langte ich wieder bei den Unseren an.

---

6. Abschnitt.
Flügellahm.

An Ruhr erkrankt, — ins Lazarett, — nach Ramansdrift, — ein trauriges Osterfest, — durch die Kapkolonie zur Küste, — über Lüderitzbucht nach Swakopmund.

An Ruhr erkrankt.

Rächend packte mich jetzt eine elende Schwäche: Knapp, daß ich meine Meldung erstattet hatte, sank ich auf mein Lager nieder. V. machte mir wohlgemeinte Vorwürfe und gab mir Calomel zu schlucken. Die Anzeichen der Ruhr hatte ich bereits während der letzten Tage in Ondermaitje bemerkt. Aber ich wollte der Krankheit so lange als möglich trotzen, gerade jetzt, da die lohnenden, so wunderbar nervenreizenden Streifen einsetzten.

Am Nachmittag trat unser Feldwebel seine Heimatswanderung an. Wie so manchmal — auch er konnte sich dem neuen Herrn nicht fügen. Er, der seit Anfang des Aufstandes die schwierigsten Lagen durchgekostet, konnte es nicht überwinden, sich unter die Befehle eines zunächst noch im Frontkrieg unerfahrenen Führers zu stellen. Auch der nächstälteste Unteroffizier geht mit seinem Feldwebel krankheitshalber zurück.

Am 17. Februar besuchte uns Major T. und überbrachte den Befehl, daß wir die Besetzung der Station Velloor übernehmen sollten. So siedelten wir in einem kurzen Ritte von 6.40—8.20 am nächsten Morgen nach dorthin über. Dieser kleine Marsch verschlechterte mein

Befinden derart, daß ich mich nach unserer Ankunft sogleich legen mußte. Zur Ruhr war nämlich außerdem eine üble Quecksilbervergiftung des Zahnfleisches und der Zunge hinzugetreten, hervorgerufen durch das Calomel. Ich wurde in einem kleinen Stübchen des Farmerhauses auf den Boden gebettet. Mein Lager war nicht sehr angenehm. Die Sonne brannte den Tag über von Aufgang bis zum Untergehen auf mein Gelaß, so daß trotz allen Luftzuges das Quecksilber in den Mittagsstunden immerfort 38—40 Grad Celsius angab. Selbst nach der Nacht stand es morgens um 6 noch auf 32 Celsius. Mein Fiebermesser schwankte in seinen Höchstangaben zwischen 39,1 bis 41,6 Grad. Unermüdlich bewies mir der liebe V. seine edle Kameradschaft durch unausgesetzte Versuche, mich zu unterhalten und grübelnde Gedanken zu zerstreuen.

Am 21. erhielt die Kompagnie den Befehl, Nantsis von neuem zu besetzen. Und dieser Befehl zwang mich zur Krankmeldung. Seit dem 19. hatte ich mich nicht mehr erheben können; ich fühlte mich ständig bis zur Ohnmacht schwach. So wurde ich am 21. dem Feldlazarett 9 zur Pflege überwiesen. — Am Nachmittag kamen W. und V. an mein Lager, um mir zum Abschied nochmals die Hand zu reichen. Kaum konnte ich mich beherrschen, in krampfhaftes Schluchzen auszubrechen, als die Kompagnie, als mein Zug von dannen ritt.

Am 22. wurde in der Nebenstube eine Telegraphen-Station eingerichtet. Nun herrschte Tag und Nacht ein lästiger Radau. Nein, was können die Kerls mit ihren nägelbeschlagenen Schuhen ein Getrampel vollführen! Tag und Nacht wurde unabläßig das Ein und Aus damit begleitet. Für mich krankes Huhn war es kaum zu ertragen, besonders da die lärmdämpfende Zwischentür wohl vor kurzem zur Speisung eines Kochfeuers gedient hatte.

Am 25. gab es etwas angenehme Kurzweil für mich. Zunächst sprach O. bei mir vor; dann erkundigten sich E., S. und T. nach meinem Zustande. Kurz darauf traten sie im Nachbarzimmer zu einem Kriegsrat zusammen. Mit größter Aufmerksamkeit lauschte ich ihren Ausführungen. Ich konnte mich nicht genug wundern, wie sorglos die folgenschwersten Beschlüsse gefaßt wurden, denn ebensogut, wie ich jedes Wort verstand, ebensowenig entging den herumlungernden Bambusen irgend ein Beschluß. So wurde unter anderem festgesetzt, daß, falls der Feind keinen Vorstoß unternehmen würde, der 8. März als allgemeiner Angriffstag für alle einschließenden Truppenteile festgelegt werden sollte. War diese offene Besprechung nicht eine Unklugheit und Unvorsichtigkeit den in bezug auf Treue oft recht zweifelhaften Eingeborenen gegenüber! Am Nachmittag erschien der Generalkonsul Jacobsen aus Kapstadt, um sich über den Stand der Verpflegung auszulassen.

Ins Lazarett.

Am 27. erschien Stabsarzt F., um mich zu untersuchen. Er zog ein bedenkliches Gesicht und stellte fest, daß die Ruhr chronisch geworden sei. Dadurch, daß ich fast nichts zu mir nehmen kann — bringe es kaum fertig, auch nur Suppe zu genießen — bin ich bis auf die Knochen abgemagert und nicht fähig, mich allein aufrecht zu erhalten. Das Lazarett ist außerstande, mir ein fieberstillendes Mittel zu verabreichen, selbst Chinin war nicht mehr vorhanden. Nur ein schärferes Gurgelmittel konnte mir bereitet werden. Da auch nicht abzusehen war, wann neue Arzneimittel eintreffen würden, so wandte sich F. an den Generalkonsul Jacobsen mit der Bitte, mich nach Warmbad mitzunehmen. Mit äußerst liebenswürdiger Bereitwilligkeit stellte mir der

Konsul, welcher soeben im Begriff war, abzufahren, seine Karre zur Verfügung. Schnell rollte mein Bursche meine wenigen Habseligkeiten zusammen, und vier kräftige Arme beförderten mich aus meinem Brutkasten hinaus an die erquickende freie Luft und verfrachteten mich sogleich auf dem luftigen Gefährt. 4.15 nachmittags fuhr ich in der wunderbar leicht federnden, bequemen Karre davon. Ade, Feldtruppe! — In langen Zügen sog ich gierig die kühle Abendluft ein. Wir flogen in flottem Galopp durch die steinige Ebene, mir zur Seite auf sehnigem Pferde Herr Jacobsen. Die Tiere kamen mit frischen Kräften wohlgenährt und mutgestählt aus der Kapkolonie. Wieder bekam mir die schaukelnde Bewegung vorzüglich. Ich fühlte mich so wohl wie seit langem nicht. 6.30 abends wurde eine Ruhepause eingeschaltet. Mein Wohltäter ließ mir ein molliges Feldbett aufschlagen, in dem ich sofort in einen tiefen Schlaf sank. Morgens 2.30 wurde ich wieder auf die Räder gehoben, und heidi brachten uns die munteren Tiere in flottem Trabe, in schnell förderndem Galopp weiter. Um 5 ließen wir die Tiere sich ¾ Stunden verschnaufen und um 6.30 hielten wir vor der Station von Warmbad. Mit einem Ochsenwagen hätte ich sicherlich zu der zurückgelegten Strecke gottserbärmlich durchschüttelt zwei volle Tage und Nächte gebraucht. Mein Pferd, welches mein Bursche ritt, war diesem raschen Vorwärtsgehen nicht gewachsen, es kam erst vier Stunden später heran.

Der Erste, welcher mich in Warmbad begrüßte, war wieder ein lieber Bekannter aus hannoverscher Zeit; es war Assistenzarzt W., welcher damals in Celle gestanden hatte. Er bedauerte, daß wegen Überfüllung kein Platz mehr im Etappen-Lazarett vorhanden sei, er dafür jedoch ein kühles und geräumiges Zimmer in einem Farmerhause zur Verfügung stellen könne. Alsbald fuhr ich vor dem bezeich-

neten Gebäude vor und einige Minuten später streckte ich mich mit unendlichem Wohlbehagen in einem wirklichen, weichen Bett im köstlichen Bewußtsein des Geborgenseins aus. Das war denn doch ein genehmeres Pfühl als in Velloor, wo meine Ruhestätte einzig aus dem Schlafsack und zwei Zeltbahnen bestanden hatte. Bei dem dünnen Lager dort taten mir die Glieder schmerzhaft weh, weshalb ich mich ruhelos von einer unbequemen Lage fruchtlos in die andere gewälzt hatte.

Leider trat in den nächsten Tagen abermals ein heftiger Rückschlag ein. Doch erhöhte sich das Fieber wenigstens nicht über 39 Grad, nur die allgemeine Körperschwäche verurteilte mich abermals zu mutlosem, ohnmächtigem Liegen.

Heute am 1. März trat Stabsarzt F. bei mir ein. Er untersuchte mich gründlichst. Meine bange Frage, wann ich wieder nach meiner Kompagnie eilen könne, beantwortete er kurz, daran solle ich überhaupt nicht mehr denken; ich müsse, sobald es meine Kräfte zuließen, nach Deutschland zurück; in Südwest könne ich den vollständig niedergebrochenen Körper nicht wieder auf den Damm bringen. Er ordnete den Genuß von Eierkonserve und Kake, in Milch geweicht, als Nahrung an. Die Tür schloß sich hinter ihm, und mich ließ er als ein Häuflein Unglück zurück. Und doch hatte ich nicht mehr die stumpfsinnige Gleichgültigkeit, welche mich in Velloor überfallen hatte, da es mir ganz wurstig geworden war, ob ich noch einmal hochkommen könne oder nicht. Nein, dieses kurze Abschlagen eines Wunsches, der unausgesprochen in der Tiefe meines Herzens geschlummert hatte, brachte mich wieder zum Ringen und Trotzen. Bei dem barschen Bescheide des Arztes war mir überraschend schnell klar geworden, wie lieb ich Südwest gewonnen, wie so herzlich gern ich noch in diesem

Lande bleiben würde. Zwar schlich sich in dieses entsagende Grübeln immer wieder das verlockende Bild ein, durch meine Heimkehr meinem geliebten Mütterchen die bangen Sorgen um den Sohn fürderhin zu nehmen. Und doch, und doch — die Sehnsucht, noch hier unten zu bleiben, durchzog immer stärker all mein Sinnen.

Am 5. März. Mein Befinden ist ein klein wenig besser geworden. Statt Kake bekomme ich von heute an Weißbrot. Am Vormittag marschierte die 11. Kompagnie an meinem Fenster vorbei, um nach dem Oranje zu gehen. Am Abend fuhr eine Funken-Abteilung nach Umeis ab.

Am 7. Heute nachmitag kam die böse Botschaft, daß von der am 5. hier abmarschierten Funken-Abteilung ein Wachtmeister gefallen und ein Gefreiter verwundet sei. — So erpicht ich auf Nachrichten von der Front bin, so wenig sickert doch durch. Der kürzlich von C. im Kriegsrat festgesetzte Angriffstag konnte der Geländeschwierigkeiten halber nicht eingehalten werden.

Es ist zum Verzweifeln langweilig, so tatenlos daniederliegen zu müssen. Nichts kann ich zum Lesen bekommen; meine letzte Post aus der Heimat hat mich am 8. Dezember erreicht. Niemand kümmert sich um mich. Die Ärzte haben im Lazarett übergenug zu tun. Mein Zimmer bot eine lächerlich geringe Augenweide: Ringsum kahle Wände. Nur hie und da ragte, das Gefühl der Öde noch vermehrend, ein einsamer Nagel heraus, der nicht verraten konnte, was einst an ihm gehangen. Ihre Anzahl jeden Morgen von neuem gewissenhaft festzustellen, war meine erste unterhaltende Tagesaufgabe. Ergötzlich wurde meine Einbildungskraft im Beschauen der Wandtünche angeregt. Der Bewurf war sehr ungleich, hier helle, da dunkle Flächen, dazwischen eingesprenkelt die mannigfarbigsten und verschiedengestaltetsten Flecke. Aus den

leblosen Flächen schuf ich mir nun Seen und Länder. Dort die erhöhten Sandkörnchen wurden mir glückselige Eilande, drüben die dunkelnde Gruppe ward mir eine düstere, mittelalterliche Stadt. Jedoch auch ein wirkliches, reges Leben entfalteten auf den Wänden flinke Termiten. Kamen sich zwei vom Boden und der Decke her entgegen, so beobachtete ich mit größter Spannung, wie sie sich wohl ausweichen würden. Nahmen zwei der emsigen Ameisen den Lauf in gleicher Richtung auf, so wettete ich im Innern vergnüglich, wer von den beiden wohl zuerst sein Ziel, das ich ihnen in Gedanken gesteckt, erreichen würde. Auch den brummenden Fliegen war ich für das Leben dankbar, welches sie in die Bude brachten. Termiten, wie Fliegen gaben mir außerdem häufig Gelegenheit zu belustigender Jagd.

Die Nächte sind augenblicklich angenehm kühl, aber am Tage herrscht des Mittags stets die ungemütliche Hitze von 34 Celsius.

Bin unwiderruflich für die nächste Rückbeförderung nach Ramanstrift angesetzt. Zu einem Treck auf dem Baiweg nach Lüderitzbucht hält mich Stabsarzt F. gesundheitlich für nicht stark genug.

Über die Kampfweise unserer Gegner.

Doch nun will ich an dieser Stelle ein nicht unwichtiges Kapitel einschalten. Mit staunender Verwunderung nahm ich nach meiner Rückkehr zur deutschen Heimat wahr, wie wenig man daselbst trotz des schon jahrelangen Krieges über unsere Gegner in Südwest Bescheid wußte und sogar heute noch, da ich dieses schreibe, weiß. Da werden Hottentotten zu baumlangen Schwarzen umgewandelt; die Hereros (Héreros — die Betonung liegt auf der ersten Silbe) dagegen schrumpfen zu kleinen, unansehnlichen

Wesen zusammen. Deshalb will ich versuchen, über die Eingeborenen, welche uns in blutigem Kampfe gegenüberstanden, und über die Eigenart ihrer Kampfweise etwas Aufklärung zu bringen.

Beide Stämme, Hereros sowohl wie die Hottentotten, zählen durch Jagd, Raub und Krieg, die ja jahrhundertelang ihren Lebensinhalt ausmachten, lauter kriegsgeübte und kriegsgewohnte Mannen. Die Zeiten, in denen uns die Eingeborenen mit Pfeil und Bogen gegenüberstanden, waren in Südwest verschwunden. Mit den Gewehren wußten sie nun ebensogut umzugehen, wie früher mit ihren einstigen Waffen. Aber ihre Gefechtstaktik, die ganz und gar den Jagderfahrungen der Hottentotten entlehnt war, hatten sie trotz der neuzeitlichen Waffen nicht zu ändern brauchen; sie war die alte geblieben. Und diese war so vorzüglich, daß sie von allen Eindringlingen angenommen wurde: erst von den Hereros, dann von den Buren und schließlich auch von unseren deutschen Reitern.

Einen gewaltigen Unterschied bringt ein Vergleich zwischen den Hereros und den Hottentotten.

Zunächst hatten wir die Kämpfe mit den Hereros, welche der Rasse der Bantu-Neger angehören, zu bestehen. Und im Feldzug gegen diese Kaffern leisteten uns anfangs die Hottentotten sogar Kriegshilfe. Die Hereros wohnten als nomadenhaftes Hirtenvolk in der Mitte des Schutzgebietes auf einer Sandfläche, die an Größe etwa dem Königreich Bayern gleichkommt. Ihre Kopfzahl wurde bei Ausbruch des Aufstandes auf etwa 90 000 gezählt. Der Herero ist durchweg von schlankem Körperbau (1,80 bis 1,90 Meter groß). Seine Hautfarbe ist schwarz, oft zeigt sie eine rötlich schimmernde Farbe. Trotz ihres guten Körperbaues sind die Hereros in ihren Bewegungen infolge der unentwickelten Muskulatur ziemlich plump. Das

Negerhafte, die wulstigen Lippen, fällt bei ihnen nicht unangenehm auf, zumal der Gesichtsausdruck ein kluger ist.

Der Hauptcharakterzug des Hereros ist sein Hochmut, ja geradezu seine Verachtung dem weißen Manne gegenüber. Im allgemeinen ist der Herero friedliebend, denn er sorgt, bei Unruhen seine Herden, die alles Denken dieses Volkes umfassen, verlieren zu können. Sein Begriffsvermögen arbeitet unendlich langsam. So würde es der Kaffer zulassen, daß der Häuptling aus der Mitte des Stammes heraus fortgeschafft wird, ohne einen Finger zu rühren, weil er die Lage des Augenblicks zu langsam begreift. Außerdem hält er es für selbstverständlich, daß einer für alle geopfert wird, denn daß alle für einen einstehen, das liegt ihm unendlich fern. Dabei ist er sonst scharfsinnig. Weiter muß seine Genügsamkeit und seine Ausdauer im Laufen gerühmt werden; während er dagegen im Durchschnitt ein mäßiger Schütze und mehr Großtuer ist, denn mutig. So schnell er sich am Erfolg berauscht, so leicht wirft er kleinlaut die Flinte ins Korn, wenn Mißerfolge eintreten. Nur zur Verteidigung seiner Viehherden wird er jählings zu den Waffen greifen und blind darauf losgehen. Dies mag auch die innere Ursache zum jüngsten Aufstande gewesen sein: Seit Jahren sah der Herero, wie die Weißen sich immer mehr ausdehnten, hier und da Weidefelder und Wasserstellen in Besitz nahmen; da wähnte er sich ob der Ernährung seines Viehes bedroht und schlug los.

Wie schon erwähnt, haben die Hereros ihre Kriegsführung von den Hottentotten übernommen, doch erreichen sie ihre Lehrmeister in dieser Kunst bei weitem nicht. Ihre Aufklärung läßt manches zu wünschen übrig und die Sicherung auf dem Marsche und während des Haltes sowie an der Werft ist mangelhaft, besonders des Nachts, wo sie

häufig ganz unterlassen wird. Im Gefecht bewegen sich die Einzelnen nicht so selbständig in weiten Zwischenräumen wie die Hottentotten; sie kleben mehr aneinander als diese. Dagegen setzen sie volles Vertrauen in ihre Körperkraft und scheuen den Kampf Mann gegen Mann durchaus nicht. So griffen die Hereros während der Gefechte am Waterberg bei Hamakari die Spitze der 5. Kompagnie in hartnäckigster Kühnheit mit ihren Kirris, mit ihren Keulen, schlagend und werfend an. Gegen Maschinengewehre und Geschütze haben sie in jenen Kämpfen verzweifelnde Massenangriffe unternommen, bei denen hunderte ihr Leben verloren. Während der Krieg mit den Hottentotten ein fortgesetztes Rennen bedeutet, bot der Herero seinen Gegnern häufig mannhaften, ausdauernden Kampf an. Deshalb muß er als Feind geschätzt werden. Viehische Grausamkeit hat der Untergebene von ihnen zu erwarten. Ein Beispiel für die Scheußlichkeit ihres Treibens bietet uns die am 6. August 1904 gefallene Patrouille von Bodenhausen. Die gefundenen Leichen derselben waren grauenhaft zerstümmelt. Einzelnen waren die Augen ausgestochen, der Schädel zertrümmert, der Hals bis auf die Wirbel durchschnitten, die Hände abgehackt, der Leib aufgeschlitzt. Einem Reiter war, nachdem er kampfunfähig gemacht, wie nachträglich durch den Arzt festgestellt worden ist, von den satanischen Halunken bei lebendigem Leibe das Genick umgedreht worden.

Im Gegensatz zu den hohen und ebenmäßigen Gestalten der Hereros weist der Volksstamm der Hottentotten in bezug auf äußere Erscheinung eine Häßlichkeit auf, die ihresgleichen sucht. Es ist, als ob die Körperformen des Einzelnen gar nicht zueinander paßten. Die Durchschnittsgröße dieser kleinen Menschen beträgt 1,50 Meter. Ihre Körperfarbe ist ein schmutziges Gelb von helleren und dunkleren Schattierungen. Eine eigenartige Erscheinung

bildet die runzlige Haut der Nomadenleute in ihrem mittleren und späteren Lebensalter, sowie die merkwürdige Büschelstellung ihrer schwarzen Haare. Die Hottentotten bewohnen die südliche Hälfte des Schutzgebietes. Ihre Zahl bei Ausbruch des Krieges muß wohl auf 15 000 Köpfe eingeschätzt werden. Auch sie sind wie die Hereros ursprünglich Viehzüchter und wanderten demgemäß ebenfalls von Weidegrund zu Weidegrund. Doch war 1904 ihr Viehreichtum bereits so sehr zurückgegangen, daß man die meisten ihrer Stämme als vollständig verarmt ansehen konnte. Infolgedessen handelte es sich bei ihren Kämpfen nicht mehr um die Verteidigung etwaiger Viehherden oder sonstigen Besitzes. Frei ohne hemmenden Ballast konnten sie auf dem Kriegsschauplatz nach Belieben auftauchen oder verschwinden.

Geistig sind die Hottentotten bedeutend regsamer als die Hereros. Wie diese sind auch sie außerordentlich genügsam, abgehärtet und ausdauernd, dazu ist der Hottentott ein trefflicher Reiter und ausgezeichneter Schütze. Ganz besonders zeichnet er sich durch Mut, Verschlagenheit, List und Geistesgegenwart aus. Was er in letzteren beiden Eigenschaften leistet, ist erstaunlich. Ein ungemein scharfes Auge hilft ihm beim Auffinden des Feindes und umgekehrt verrät er eine bewundernswerte Geschicklichkeit im Verbergen der eigenen Spur. Doch werden all diese hohen Vorzüge durch zwei Eigenschaften gemindert, nämlich durch den grenzenlosen Leichtsinn und seine sprichwörtliche Faulheit. Für eine Flasche Schnaps gibt der Hottentott das letzte Stück Vieh, den letzten Rest seiner Ländereien hin. Nur in der äußersten Not wird er sich zur Handarbeit bequemen; denn lieber hungert er, als daß er arbeitet.

So sehen wir im Hottentotten einen Gegner von hohem kriegerischen Wert vor uns. Wenn er sich auch zum

Kampfe mit der blanken Waffe nicht stellen wird, zeigt er im schwierigen Gelände und im Schutz der Dunkelheit eine Verwegenheit, die eine Verachtung jeglicher Gefahr in sich birgt. Eine Hauptstärke von ihm ist die Erkennung der Schwächen seines Gegners. Über Stärke und Absicht desselben sind sie gewöhnlich sehr gut unterrichtet. Wunderbar ist sein Sinn für das Lesen von Spuren entwickelt. Da, wo der Weiße nichts entdeckt, deutet er aus geknickten Grashalmen oder zur Seite geschobenen Dornbuschzweigen, aus verrutschten Steinen unfehlbar, ob ein oder mehrere Menschen hier durchgegangen sind. Er vermag aus der Spur genau herauszulesen, ob sie vom selben, vom vorhergehenden oder vom nachfolgenden Tage oder ob sie älter ist. Auch Richtung und Schnelligkeit kann er aus der gefundenen Spur angeben. Während des Marsches wird das Gelände trefflich benutzt. Seitab der Pads geht es auf Höhenlinien entlang. Beim Halt und des Nachts bleibt alles in der Gefechtsstellung liegen, um bei einem Angriff vom Fleck aus zur Verteidigung eingreifen zu können. Im Gefecht teilt sich der Haupttrupp in mehrere Abteilungen zu etwa 10—20 Gewehren. Diese Gruppen pirschen sich unter peinlichster Ausnutzung des Geländes in dünnen Schützenlinien, in denen die Schützen 20 und mehr Schritt voneinander Zwischenraum haben, an den Feind heran. Durch diese riesigen Gefechtsfronten ist es für den Angreifer äußerst schwer, oft unmöglich, die Gefechtskraft und die Ausdehnung des Gegners zu erkennen. Die zurückgehaltenen Mannschaften werden stets gegen die Flanken und zu deren Umgehung benutzt. Denn das Hauptziel der Hottentotten besteht darin, den Gegner einzukreisen. Die Hauptstärke des Hottentotten uns gegenüber aber bildeten seine gefürchteten Hinterhaltsstellungen. Meisterhaft verstand er es, sich in den zerklüfteten Gebirgen und mächtigen

Felstrümmern zu verbergen. Dies gelang ihm so, daß die Patrouillen auf nächste Entfernung vorbeiritten, ohne sie zu bemerken. In diesem Verstecken wurde der Nama-Mann schon durch die Natur seiner schmutzig-gelben, dem Wüstensande ähnelnden Hautfarbe begünstigt. Stets aber war die Stellung so gewählt, daß nach erfolgreichem Feuergefecht eine Umzinglung des Gegners stattfinden konnte. Einzeln oder bis zu Vieren legten sie in diesen wohlvorbereiteten Stellungen die berüchtigten Schanzen an. Diese waren halbkreisförmige, bis zur Hüfthöhe aufgeworfene Steinwälle von 10—15 Schritt Länge. Unten am Boden wurden dann einige Scharten angebracht. In listiger Weise wurden außerdem einige unbesetzte Schanzen auf hervortretenden Punkten aufgetürmt. Wie denn überhaupt die schlecht schießenden Hottentotten oder solche, deren Gewehre zu einem Zielschuß unbrauchbar geworden waren, in die vordere Reihe der Schützenlinie getan wurden. Diese Leute unterhielten ein sparsames Feuer, indem sie gegen Schuß und Sicht wohlgedeckt über die Krone ihres Walles einfach in die Luft schossen. Durch beides wurde so beim Gegner der Schein erweckt, daß in jenen unbesetzten und in den von nur markierten Schützen belegten Schanzen der Hauptgegner läge und so richtete er leicht seine Feuerwirkung auf diese Linie. Derweil lagen die guten Schützen seitlich oder rückwärts von jener Linie unbeschossen in besonderen Steintürmen, aus denen Schuß auf Schuß sicher und tötlich abgegeben wurde, wenn der getäuschte Feind auf die vorliegende Schützenkette feuerte. In den einzelnen Steinschanzen benehmen sich die Hottentotten ebenfalls äußerst verschlagen. Oft legen sie ihre Kopfbedeckung (beim Hottentott bildet diese ein weicher Filzhut mit darumgelegten weißem Band; also ein weithin deutlich erkennbares Ziel) auf die Krone des Walles und beobachten aus

einer entfernteren Scharte. Läßt sich der Weiße dann verleiten, sich aufzurichten, um auf den vermeintlichen Kopf zu zielen, so blitzt hier eine Gewehrmündung auf, und drüben wird ein Toter an Kopfschuß mehr gezählt. Auch dadurch erschwert der Hottentott noch die Beobachtung auf Seiten des Gegners, daß er nach Abgabe des Schusses nicht einen Augenblick mehr an dieser Scharte liegen bleibt, sondern sich sofort nach einem anderen Auslug wälzt, von hier aus von neuem beobachtend. Die Flucht zu ergreifen ist für den Hottentotten keine Schande, rechtzeitiges Ausreißen für ihn vielmehr ein Zeichen besonderer Schlauheit. Sieger ist in ihren Augen derjenige, welcher die geringsten Verluste gehabt hat. Auf dem Rückzug findet er in der ihm eigenen Schnelligkeit seine beste Sicherung. Im Ertragen von Schußverletzungen ist der Hottentott, wie auch der Herero, dem Europäer weit überlegen. Schwerverwundete Eingeborene haben sich trotz ihrer oft erheblichen Verwundung weiter am Gefecht beteiligt. Es ist kein Märchen, daß sich unsere Gegner in die Ausgänge von Schußkanälen Steppengras stopften, um die Blutung zu stillen und um weiterkämpfen zu können.

Ein gar beredtes Zeugnis für die hohen, kriegerischen Eigenschaften unserer Gegner im heißumstrittenen Südwest legt die Liste der deutschen Gefechtsverluste ab.

Der Gesamtverlust der Schutztruppe im jüngsten Aufstand betrug:

Gefallen:	62 Offiziere,	614 Unteroff. u. Mann,
Vermißt:	2 Offiziere,	74 Unteroff. u. Mann,
Verwundet:	89 Offiziere,	818 Unteroff. u. Mann,
Tod durch Krankheit:	26 Offiziere,	663 Unteroff. u. Mann,
Zusammen	179 Offiz.,	2169 Unteroff. u. Mann.

* * *

Am 11. brach morgens gegen 9 Uhr ein starker Sturm los, dem der Fesselballon der Funken-Station sogleich zum Opfer fiel; das Reißen seines Kabels glich einem Flintenschuß. Wegen des heftigen Sandsturmes wurde im Lazarett das Backen und Brauen eingestellt. Als nun am Mittag mein knurrender Magen nach Nahrung heischte, ohne daß ich ihn wegen Ausbleibens meiner Beköstigung zufriedenstellen konnte, sandte ich meinen Burschen zum Lazarett. Der kam jedoch wieder mit dem Bescheid, der Inspektor ließe mir sagen, er könne mir nichts geben, da die Küche geschlossen sei. Zum zweiten Male sandte ich zu ihm, er möchte mir doch wenigstens etwas Kake verabfolgen. Doch erst, als ich zum dritten Male durch ein geharnischtes Schreiben meinen bescheidenen Wunsch äußerte, ließ sich der sparsame Mann herbei, mir einiges Wenige zu schicken.

Nach Ramansdrift.

Seit dem gestrigen Abend darf ich mich allabendlich eine Stunde vor dem Hause aufhalten. So sitze ich am Abend des 13. vor meiner Klause, als ich auf der Ramansdrifter Pad sich entfernende Staubwolken aufwirbeln sah. Auf mein Befragen erhielt ich die Antwort, es sei eine nach Ramansdrift abgehende Leerkolonne. Das ging mir denn doch über die Hutschnur! Wiederholt war F. auf der Etappe dringend vorstellig geworden, daß die Typhus- und Ruhrkranken so schnell als möglich wegen der hiesigen schlechten Wasserverhältnisse an den Oranje gebracht werden sollten. Jetzo sah ich den Erfolg. Mühsam schleppte ich meine matten Glieder zur Etappe und bat daselbst dringlich, doch unserer bei der nächsten Fahrgelegenheit zu gedenken. Mit verschwenderischer Wortfülle wurde mir die Erfüllung meiner Bitte versprochen. Doch nun erfolgt

das Unglaublichste. Eben habe ich mich nach meinem Hause zurückgeschlichen, da erlausche ich durch Zufall von vorübergehenden Buren, daß sie am nächsten Morgen nach Ramansdrift abgehen sollen. Nochmals humpelte ich zur Etappe und ließ hier die heftigsten Vorwürfe vom Stapel, dadurch erreichte ich, daß wir wirklich noch für diesen Schub angesetzt wurden.

Am 14. März, 5 nachmittags, setzte sich der Wagenzug, bestehend aus 5 Fahrzeugen, beladen mit 15 Kranken, in Bewegung. Bezeichnend war es, daß wir nicht einen Reiter zur Bedeckung mitbekamen. Dabei war am Abend vorher gedrahtet, Morenga scheine die Absicht zu haben, nach Norden durchzubrechen. Da ich nun des Nachts doch keinen der meist fiebernden Kranken zur Wache bestimmen konnte, mußten wir, jeden Schutzes bar, auf unser Glück bauend, von dannen ziehen. Diese gefährliche Lage beflügelte die sonst so trägen Buren zu löblicher Eile. Wir marschierten von 5.30 nachmittags bis 10 abends nach Alurisfontein. Zwischen dem Felsgestein daselbst schlugen wir unser Lager auf. Ringsum waren die Höhen von der Stationsbesatzung befestigt. Wohin das Auge blickte, nach allen Seiten dehnte sich ein ödes Felstrümmergefilde aus. Nur im 400 Meter entfernten Hamrevier sah man einige Bäume.

Zur Frühstückszeit bot sich mir ein die Eßlust gründlich scheuchendes Bild dar. Zu sechst brauten sich die Boys ihren Reisbams. Hierzu hockten sie eifrig schwatzend um den innen mit einer dicken Kruste behafteten Kessel. Jeder langte nun in seine Hosentasche und brachte seinen Anteil Reis von recht zweifelhafter Farbe hervor und warf ihn in den gemeinsamen Pott. Sodann wurden einige lange Stücke Speck hinzugetan. Und zur Bindung wurde der Inhalt mehrerer Büchsen Fett geopfert. Mit größter

Spannung schauten sie unter lebhaftem Gebärdenspiel dem Schmoren der übel aussehenden Masse zu. Kaum kündeten große platzende Blasen das Kochen des Sudes, da hoben sie schleunigst den dampfenden Brei vom Feuer und mit tierischer Gier schritten sie sofort zu seiner Vertilgung. Jeder fischte auf besondere Weise seinen Teil heraus und versuchte natürlich die anderen möglichst zu übervorteilen. So gebrauchte der eine den Blechstreifen einer der herumliegenden Fleischbüchsen, den er sich zur Form eines Löffels gebogen; andere wiederum bedienten sich nach unverfälschter Affenart der gehöhlten Hand und zogen sie langseits, ihres Inhaltes entleerend, am Mund — wenn dieser Ausdruck hier noch berechtigt ist — vorüber; ein anderer dagegen eilte nach einem in der Nähe liegenden, verwesenden Pferd und brach sich eine falsche Rippe ab, sie, die zum Teil noch mit Fleischfetzen behaftet, als Löffel benutzend. Allen Festteilnehmern aber sah man an, daß sie es als eine nichtswürdige Torheit der Schöpfung empfanden, daß die Mundwinkel nicht erst am Ohre endeten. Zum Schluß fuhrwerkten sie mit dem Handrücken in Ermangelung eines Mundtuches wohlbefriedigt über die fettglänzende Kaulade, triefende Tropfen verwischend.

Weitermarsch von 5.20—9.30 abends. Unterwegs begegnete uns E. Er war höchst unwillig, daß wir keine Bedeckung hatten. Unterhalb der Remmhöhe blieben wir, ohne Feuer anzuzünden, zur Nachtruhe.

Am 16. März weiter von 3.15—5 morgens, zu welcher Zeit wir in Norechab eintrafen. Nachdem die Ochsen getränkt, weiter von 7.15—8.50 morgens, um in höchst spärlicher Weide haltzumachen. Der Marsch führte uns durch die wilde Norechab-Schlucht. Allenthalben bemerkten wir Schanzen, teils von uns, teils von den Hottentotten angelegt, stumme Zeugen für die vielen Überfälle und

Gefechte in dieser Schlucht. Wieder gewährten mir die Boyes in der Ruhepause einen heiteren Anblick und eine liebliche Musik, wie sie von einem am Wege liegenden, verreckten Treckochsen mit schmatzenden Lippen das blutige Fleisch von dem abgebrochenen Rippen herunterknabberten.

12.30 nachts ging es in einem unterbrochenen Marsche nach Ramansdrift, welches wir 8 vormittags erreichten. Hier treten die Oranje-Berge, einen großen Halbkreis bildend, vom Fluß zurück. Auf der dadurch gebildeten Ebene liegt eine Niederlassung. Unterhalb derselben wird der Strom durch eine Schnelle aufgestaut, so daß nach der englischen Station herüber ein Fährverkehr eingerichtet werden konnte. Durch Bummelei der Etappe Warmbad war unsere Anmeldung unterblieben, was zur Folge hatte, daß wir bis zum Spätnachmittag in der Sonne schmorten, ehe wir untergebracht wurden und zu essen erhielten. Eine zweite betrübliche Folge unserer Nichtanmeldung war, daß wir bis Mitte nächsten Monats hier liegen bleiben müssen, da jeder Durchmarsch durch die Kapkolonie bereits 14 Tage vorher der englischen Station drüben gemeldet werden mußte; und heute morgen war die Sammelmeldung für den kommenden Ersten gerade abgegangen. Zum Obdach wurde mir ein Häuschen, das vier gesonderte Stuben aufwies, die je einen besonderen Zugang von draußen hatten. Der Marsch von Warmbad nach hier hatte mich, obwohl ich ihn doch auf dem Wagen liegend zurücklegte, gewaltig mitgenommen, so daß in der nächsten Zeit sich allabendlich wieder Fieber bei mir einstellte. Doch schuf das gute und weiche Wasser meinem Magen von Anfang an Linderung. — Am selben Nachmittag sahen wir etwa 200 Hottentotten, welche auf englisches Gebiet gedrängt waren, auf der uns gegenüberliegenden englischen Station eintreffen. Sie sollen nach Steinkopf weitergeschafft werden.

Am 18. regnete es am Nachmittag eine Viertelstunde. Unter den hiesigen Kranken fand ich einen lieben Bekannten vor: P.

Am 19. brach gegen Abend ein äußerst heftiges Gewitter los. Ich saß gerade bei P. und Leutnant A. im sogenannten Kasino (eine erbärmliche Lehmhütte), als wir plötzlich einen starken Feuerschein wahrnehmen. In der Meinung, es sei das Magazin neben meinem Hause, eile ich spornstreichs dahin, um wenigstens meine mühsam geführten Tagebücher zu retten. Doch stellte sich das vermeintliche Schadenfeuer als ein etwas verschwenderisch großes Lagerfeuer einiger Reiter heraus. Da mir das Gehen immer noch sehr sauer wurde, blieb ich nun allein in meiner dunklen Klause sitzen. Da mit einem Male gibt es einen wahnsinnigen Donnerschlag ob meinem Haupte und — draußen war ich mit einem Riesensatz. Von der Nachbarstube hatte ein Wirbelwind die Wellblechdecke jach emporgerissen und mitsamt den Balken auf mein Dach geworfen. Hier hatte jene den Mittelbalken durchbrochen und war dann 8 Meter vom Hause entfernt zur Erde geschleudert.

Am 24. bekam ich einen Stubengenossen, den Oberarzt C.

Am 25. setzte ein Sandsturm von solcher Stärke ein, daß wir unsere Behausung verließen und uns auch für die Nacht draußen im Sand betteten. Denn bei jedem Windstoß schnappte der durchbrochene Balken tückisch wie ein Haifisch, so daß jeden Augenblick zu befürchten war, es möchte die gesamte Decke herunterkommen. Glücklich durch den Orlog gekommen, verspürten wir aber keine Lust, uns durch eine Wellblechplatte noch zuguterletzt unrühmlich totschlagen zu lassen. Doch fürwahr eine nervenstärkende Unterkunft für Kranke!

Der 29. brachte mir derart Ärger, daß ich am Abend zitternd und vollständig kaput auf mein Lager sank. Am Vormittag war ein Wagen meiner Kompagnie eingetroffen, um Lebensmittel zu holen. Von den Begleitleuten, welche nach langentbehrtem Alkoholgenuß wohl zu tapfer der Flasche zugesprochen, hatte sich mein Bursche einen Floh ins Ohr setzen lassen. Kurz, an diesem Mittag bereitete er einfach das Essen nicht für mich. Hier in Ramansdrift erhielten wir wohl Krankenkost, aber die Zubereitung lag dem Burschen ob. Ich warte und warte, er erscheint nicht. Schließlich lasse ich ihn durch Cs. Burschen holen. Auf die Frage nach dem Mittagessen benimmt sich der Bengel frech und patzig. Jegliche Frage beantwortet er kurz: Heute gehe ich zur Kompagnie zurück. Nichts fruchtet, weder Mahnung noch Warnung. Störrisch geht er zur Tür hinaus und beginnt — sein Zelt abzubrechen, seine Decken zu rollen. So wurde ich leider gezwungen, den sinnlosen Menschen festnehmen zu lassen und damit den unerquicklichen Zwischenfall durch ein späteres Standgericht sühnen zu lassen.

Unsere augenblicklichen Wärmeverhältnisse in der Stube mögen die Aufzeichnungen zweier Tage künden:

Uhr: Vorm.	7	9	11	12	2	3	4	5	6	Nachm.
Am 31. März . .		27	31	33	33		33¼		32	Grad
„ 1. April . .	27	28	29			30		29		Celsius

Am 31. März. Habe mich soweit wieder aufgerappelt, daß ich mir heute die Wohltat angedeihen lassen konnte, ein köstlich erfrischendes Bad im Oranje nehmen zu können. Mein Herumplätschern im Wasser gestaltete sich zu einem artigen Stimmungsbild. Auch hier sah das Flußwasser einer Mischung von Kaffee mit viel, viel Milch wunderbar

ähnlich. Als ich nach dem Bad um mich schaute, bot sich mir ein prächtiges Bild dar. Bei Sonnenuntergang schwammen die Wolken am Himmel in entzückendem Farbenmeer und in wunderbarem Leuchten spiegelten sie sich auf den kräuselnden Wogen der munter dahinrauschenden Stromschnelle wider. Stromauf, stromab lohten die stolzen Bergriesen des Oranjetales von der sinkenden Sonne in rotglühendem Scheine gebadet. Vom sanft gleitenden Fährboot schauten die Schwarzen grinsend zu mir herüber, und hinter mir, auf erhöhtem Ufer, hatte sich eine neugierige Kaffernbande versammelt. Doch ist mir das Bad leider herzlich schlecht bekommen. Noch am selben Abend setzte hohes Fieber ein und verblieb mir mehrere Tage als unerwünschter Gast.

Ein trauriges Osterfest.

Am 1. April. Ewig werden mir die Ostern von 1906 in wehmütiger Erinnerung bleiben! Wie wir in der Nacht zum 1. April in unserem Haus, das am Rande der Niederlassung liegt, da, wo die schroffen Höhen der Oranjeberge steil emporsteigen, im Schlafe liegen, da stürzt etwa gegen 12 Uhr ein Reiter in unser Zimmer mit den Worten: „Befehl vom Kommandanten: Die Höhen oberhalb Ramansdrift sind von Hottentotten besetzt; die gesamte Besatzung soll sich zum Fort, zum Fluß hinab, sammeln!" Der Oberarzt sowohl wie ich, wir antworteten beide, wir blieben liegen; lieber ließen wir uns von den gelb-braunen Teufels die Köpfe mit dem Kirri einschlagen, als daß wir aufständen. Die tückische Ruhr macht eben den Menschen so mutlos und tötet ihm jede Spannkraft. Unsere Erwiderung mußten die Reiter wohl gemeldet haben, denn nach etwa einer halben Stunde hörten wir die schweren, nägelbeschlagenen Schuhe dreier Reiter auf dem felsigen Boden

dröhnen, und wuchtigen Schrittes umstampften sie immer wieder unser Haus. Nicht lange hörten wir sie; das Fieber nahm uns bald wieder in seinen Bann gefangen. Gegen Morgen erwachten wir, und vom Schlafe gekräftigt lauschten wir in den heller werdenden Morgen hinaus; aber es schien, als ob wir alles nur geträumt hätten. Kein Schuß, kein außergewöhnlicher Lärm ließ sich vernehmen. Schon glaubten wir an einen Aprilscherz, als wir durch den uns besuchenden Arzt aus unserer Unruhe erlöst wurden. Dieser erzählte uns alsbald den traurigen Vorfall. Oberhalb des Lazarettes, das ebenfalls am Fuße der Berge lag, hörte in der Nacht zum ersten Osterfeiertag der Posten von den Bergen über ihm ein Geräusch herabschallen, als ob Steine aufeinander gelegt würden. Dieses meldete er weiter, und einstimmig wurde festgestellt, es können nur Hottentotten sein, welche im Schutze der Nacht jene uns nur zu gut bekannten Schanzen bauten, um bei Tagesgrauen das Feuer auf das deutsche Lager zu eröffnen. Sofort wurde vom Kommandanten, einem alten Schutztruppen-Offizier, stiller Alarm befohlen. Ramansdrift war von gesunden Mannschaften nahezu entblößt. Zur Abwehr des Feindes meldeten sich jedoch freiwillig Offiziere und Leute, welche auf dem Wege der Genesung waren. Etwa ein Drittel von diesen wurde beritten die Schlucht landeinwärts hinaufgeschickt, um am anderen Morgen den Gegner im Rücken zu fassen. Die übrigen legten sich in die für etwaige Überfälle bereits angelegte Verteidigungsstellung hinein. Inzwischen wurden die Kranken, welche nicht gehen konnten, aus dem Lazarett zum Fort hinabgetragen. So sah der dämmernde Morgen das Häuflein deutscher Streiter zur Abwehr gerüstet. Und als es hell wurde, da wurde es droben lebendig: in lustigen Sprüngen kam eine Herde Ziegen polternd herab. So klärte sich das Klippenschichten

harmlos auf. Diese Bockies waren wahrscheinlich einer nahen Bande Bondelzwarts, durch Durst gepeinigt, entlaufen, waren bis an den Rand der Höhen gekommen, hatten hier aber nicht gewagt, die abgrundartigen Abhänge in der Nacht herabzuspringen, um an das Wasser des Oranje zu gelangen. So hatte das unruhige Hin- und Hertrippeln der durstgepeinigten Tiere jene Täuschung hervorgerufen, die den Tod vier Schwerkranker beim Herunterbringen zum Oranje verschuldet hat.

* * *

Auch hier in Ramansdrift mußte ich mich allein um den weiteren Verlauf unserer Beförderung kümmern. Der Etappenkommandeur v. Q., dessen Aufgabe die Aufstellung des Transportes gewesen wäre, rührte keinen Finger. So kleidete ich am 4. die 35 Leute aus eigener Machtvollkommenheit ein. Übrigens ist die Beobachtung sehr bemerkenswert, daß dieser Vertreter eines alten deutschen Adelsgeschlechtes zur Förderung des Deutschtums gerade nicht sonderlich durch seine Familie beitrug. Seine Gattin war eine Kapengländerin. Daher vermochte sein vierzehnjähriger Bengel nur ein paar deutsche Worte mit grundsätzlich falschen Geschlechtswörtern zu stottern; nicht viel besser beherrschte die Tochter unsere Sprache; während die Frau sich lediglich des Englischen bediente. — Eben war ich von der Einkleidung in meine Behausung zurückgekehrt, als ich einen Drahtspruch von der liebenswürdigen Bremer Firma Boedicker erhielt mit der freudebringenden Kunde, daß mir der Schwerterorden verliehen worden war. Überquellenden Herzens lud ich die zehn Herren, welche augenblicklich in Ramansdrift anwesend waren, zu einigen Flaschen Schaumwein (Wein und Bier waren nicht vorhanden) ein und kaufte zu duftendem kräuselnden Opferbrande den geringen Rest an Zigarren eines Store auf.

Diese Einladung kostete mich die Kleinigkeit von 480 Mark! So unmenschlich teuer sind die Preise der englischen Händler! (Nebenbei bemerkt: am Vormittag erstand ich mir einen gewöhnlichen Kragenknopf aus Messing: für diesen Gegenstand mußte ich 2 Mark hinterlegen.)

Am 6. gaben wir schweren Herzens unsere Waffen ab und standen zum Abmarsch bereit, als der englische Polizeioffizier in letzter Minute den Durchmarsch verweigerte.

Durch die Kapkolonie zur Küste.

Endlich am 7. April wurden wir in Marsch gesetzt. Unser Häuflein bestand aus 5 Offizieren (außer mir die Leutnants von R. und C., Oberarzt C. und Apotheker F.) und 35 Mann. An der Fähre war eine Ehrenwache von 9 Reitern aufgestellt, als wir jene mittags 1 Uhr bestiegen. Unter fortgesetztem Hüteschwingen und Abschiedsrufen glitten wir nach dem englischen Ufer hinüber. Rührend bezeigte sich die Treue eines Hundes, der, zurückgelassen, sich ins Wasser warf und durch den breiten, starkfließenden Strom seinem Herrn, einem Reiter, nachschwamm. Unter dem Geleite des Polizei-Leutnants Wolce und zweier Polizei-Unteroffiziere traten wir, auf fünf Wagen verfrachtet, unsere Reise durch die Kapkolonie an. Die uns ziehenden Maultiere waren kräftig und wohlgenährt, denn sie erhielten täglich die für uns aus Südwest Kommenden märchenhaft klingende Menge von 12 Pfund Hafer. So ging es von 4.5—7.35 abends trotz tiefen Sandes sehr flott vorwärts. Der Wagenzug riß jedoch bald derart weit auseinander, daß die Wagen gegenseitig außer Sicht kamen. So konnte das Mißgeschick eintreten, daß drei Wagen eine andere Pad denn wir einschlugen; und natürlich war unser Mundvorrat und unser Gepäck auf einem dieser Fahrzeuge verstaut. Ritterlich teilte alsbald ein Polizei-Unteroffizier seinen eigenen Vorrat mit uns und braute uns den Tee.

überhaupt bewiesen sich die drei Vertreter der kapländischen Polizeitruppe als prächtige, überaus fürsorgliche Menschen. Dann weiter von 8 bis 1.30 nachts; 2—4.30; 4.45—5.15 und von 6.45—11.35 vormittags. An Tsawis frühstückten wir notgedrungen bei einer Buren-Familie; das Essen war durch unsere trefflichen Policemans hier vorausbestellt worden. Schaudernd konnten wir feststellen, daß das Anwesen mit allem, was drin und drum, entsetzlich verschmutzt war. Vor allem war die Wirtschaft in der Küche schlappig. So schwammen in dem Gefäß mit unserem Nachmittagskaffee noch Fleischreste von der Mittagsmahlzeit herum! — In eiligem Treck rollten wir weiter von 4.5—6.20 nachmittags; von 5—7.30 vormittags nach Steinkopf. Die durchfahrenen Gegenden unterschieden sich in nichts von den deutschen Gebieten nördlich des Oranje. Während der letzten beiden Stunden polterten die Wagen über plattes, hartes Gestein. Diese Strecke nahmen die Buren im Galopp. Trotz lebhaftester Gebärdensprache stoppten die Fuhrleute in dieser für uns schrecklichen Gangart nicht ab, denn wir wurden wie einige Bund Flicken gar mörderisch mit Hafersäcken und anderen härteren Gegenständen durcheinander geschüttelt. Jeden Zuruf aber faßten die Kerle, welche kein Wort Deutsch verstanden, nur dahin auf, in dem wilden Rasen noch zuzulegen. Kurz vor Steinkopf sah ich die ersten Getreidefelder in Afrika. Die einzelnen Kornhalme standen in großen Zwischenräumen voneinander. Die Ähren selbst wiesen lange Spelzen, ähnlich denen der Gerste auf. Auch war die einzelne Ähre nur kurz entwickelt, wie bei solchem Korn in unseren Breiten, das auf magerem Sandboden steht. Doch ernten die Leute hierzulande zweimal im Jahre. In Steinkopf kam ich mit F. und C. beim Missionar M. unter. Die Leute waren ja ganz freundlich, aber vom Frömmigkeitsdrang geradezu

besessen. Kaum hatten wir den Reisestaub abgeschüttelt, so wurden wir Offiziere auch schon von ihm zu einem Kirchenbesuch eingeladen. Gern leisteten wir dieser Aufforderung Folge. Und wirklich war der Kirchgang für uns lohnenswert. Erstaunlich war es, wie geschult daselbst die schnell zusammengetrommelten Hottentotten in einer Stärke von etwa 60 Köpfen, Männlein und Weiblein, einen mehrstimmigen Choral vortrugen. Bestimmt setzten die einzelnen Stimmen ein und sicher hielten sie ihre Stimme durch den harmonischen Gesang bis zum Ende. Doch beschlich mich ein eigentümliches Gefühl, so ich bedachte, daß eine Anzahl der jetzt singenden Schufte mit uns im Kampfe gestanden und uns so manchen teuren Kameraden abgeschossen haben konnten.

Am Nachmittag fand ein Gottesdienst für unsere Kameraden statt. Und bereits am selben Abend wollte uns der übereifrige Gottesmann schon wieder zur Kirche lotsen, da gaben wir ihm jedoch einstimmig einen Korb. Dafür ergingen wir uns von herrlich lauer Luft umfächelt in dem prachtvollen Missionsgarten. Zum ersten Male genossen wir die Stille des Friedens, als wir am Abend in zwanglosem Kreise bei heiterem Geplauder zusammensaßen. Ein reizendes Geschichtlein gab an dem Abend der Missionar zum besten. Die Dichtkunst Linkes hat es folgendermaßen verewigt:

Servieren, wenn auch ohne Frack,
Soll heut der braune Isaak.
Doch sparsam ist der brave Mann;
Er schaut das saubre Wischtuch an.
Es glänzt wie Schnee der weiße Lein.
Zum Wischen ist das viel zu fein!
Und weil ihm unsre Sitten fremd,

Zieht aus der Hose er das Hemd
Und stäubt damit die Teller aus.
Entsetzt sieht es die Frau vom Haus.
Doch schmunzelnd spricht das Kafferlein:
„Tut nichts; das Hemd war nicht mehr rein!“
(Kolonie und Heimat.)

Eine Geschichte, die sich tatsächlich auf der Farm Okombahe bei Omaruru zugetragen hat.

Doch wie wir uns zu dritt zur Nachtruhe nach einem kleinen, dumpfen Kämmerlein in enge, ungewohnte Betten begeben sollten, da zog ich es mit F. vor, uns draußen in dem blütenregnenden Garten zu betten, umkost von linden Lüften, gewürzt mit balsamischen Wohlgerüchen.

Am nächsten Tag, dem 10. April, durchbummelten wir das freundliche Dörflein. Die ansässigen Weißen waren bis auf eine Familie gebürtige Deutsche. Einen eigenartigen Eindruck machte die Anlage der Wohnstätten auf mich. Fast überall sah man neben einem schmierigen Pontok sich ein schmuckes, aber leerstehendes Gebäude erheben. Eine kluge Regierungsmaßregel hatte das Gesetz erlassen, daß Buren, Bastarde und Eingeborene, welche sich steinerne Häuser errichtet haben, Sitz und Stimme im Rat und eine bestimmte Steuerfreiheit erhalten sollen. Um die Wohltat dieser bedeutenden Vorteile zu genießen, hatten sich bereits viele der sich sonst im Lande rastlos Herumtreibenden durch den Hausbau seßhaft gemacht. So besaßen die Leutchen hier in Steinkopf wohl ein festes Haus, aber da sie sich von ihrer altgewohnten Hütte noch nicht trennen konnten, so hatten sie zum Bewohnen noch neben ihrem Steingebäude das übliche Eingeborenenzelt stehen. Doch nun ist es ja nur eine Frage der Zeit, wann sie endgültig durch Kälte und Unwetter belehrt, das sichere Dach auf-

suchen werden. Jeder Kulturfortschritt des Eingeborenen muß eben mit maßloser Geduld abgewartet werden. Je weniger Zwang, desto eher wird sich der störrische, stets mißtrauische Kaffer zur Einsicht bequemen.

Am Nachmittag brachte uns die Bahn zur Küste nach Port Nolloth. Zunächst fuhren wir eine kurze Spanne Zeit von 11.45—12.10 mittags bis Klippfontein, um hier den Gegenzug abzuwarten. Den Aufenthalt verbrachten wir in dem traulichen Heim Kaysers, unseres deutschen Vertreters, und ließen die Stunden des Wartens in angeregter Plauderei mit dessen reizender Gattin verfliegen. Die Bahnfahrt zum Ozean währte dann von 2.30—5 nachmittags. Gleich hinter Klippfontein führte uns der Schienenstrang in kühnen Schlangenwindungen durch eine großartige, nahezu alpine Gebirgswelt. Bis zum nächsten Haltepunkt fiel die Bahn um 600 Meter. Überall sah man an den Bergvorsprüngen Schanzen, die während des Burenkrieges zum Schutz der Bahn angelegt waren. Und jetzt ließ uns der überwältigende Anblick des blauenden, unendlichen Meeres die Herzen höher schlagen und in heißem, überquellendem Gefühl riefen wir: O Thalatta, o Thalatta!

In der Hafenstadt Nolloth kamen wir Offiziere im Hotel Royal, die Mannschaften in einer großen Halle am Hafen unter. Im Hauptgebäude unseres Gasthofes befanden sich im vorderen Teil das Unterhaltungs-, das Spiel- und das Speisezimmer. Die Gastzimmer lagen zu ebener Erde an einem langen Gang nebeneinander in einem Anbau. Wir fühlten uns in dem uns ungewohnten geordneten Heim wonniglich wohl. Morgens um 7 Uhr tat sich die Stubentür auf und ein kleines Kaffernmädchen setzte uns den Kaffee mit allen leckeren Zutaten höchst bequem für uns ans Bett. Nicht so einfach gestaltete sich das Mittagsmahl. Ein Mißgeschick hatte gefügt, daß keiner

von uns des Englischen fähig war. Da nun der deutsche Sprachschatz der uns bedienenden Kreolin lediglich in der burschikosen Frage bestand: „Wat willst De," saßen wir zunächst mit unserem einst eifrig gelernten Griechisch und Lateinisch jämmerlich auf dem Proppen. Doch erfinderisch zogen wir uns dadurch aus der Not, daß jeder einzelne der Reihe nach ein einzelnes verlockendes Rätsel der Speisekarte für sich fünfmal bestellte. So erhielt der eine zum hellen Jubel der anderen fünfmal Tunke, der nächste ebensovielmal Butter usw. Auf diese etwas umständliche Art stellten wir uns alsdann eine regelrechte Speisenfolge her. Die überraschenden Lösungen aber schrieben wir uns sorgfältig auf und kamen in den nächsten Tagen wenigstens einigermaßen zu Rand. Im übrigen war das Essen immer höllisch knapp bemessen. Statt des lappischen Tees, der uns zu jeder Mahlzeit vorgesetzt wurde, ließen wir uns von einem benachbarten Store jedesmal Flaschen mit herzhafterem Bier herumholen. (Natürlich auf eigene Kosten!)

Einfach rüpelhaft benahmen sich die jungen Engländer, welche von den Geschäften kommend hier speisten. Durch Einklemmen von Mundtuch-Ringen, durch Ähäh-Rufen suchten uns die flegelhaften Gesellen anzuärgern. Ihre Dreistigkeit verstieg sich soweit, daß sie eines Abends im Klubraum auf rote Plüschsessel rote Tinte gossen. R., welcher es sich in einem derart beschmutzten Sessel gemütlich gemacht hatte, wies uns denn auch beim Aufstehen einen blutroten Hosenboden; ein Anblick, der uns trotz der bewiesenen Unverschämtheit denn doch zum Lachen reizte.

Lehrreich und anziehend zugleich war es, zu beobachten, wie selbständig die kleinen Kinder schon erzogen werden. Eines Mittags treten zwei kleine Käsehochs, ein sechsjähriges Mädel und ein Bengel von sieben Jahren in den

Speisesaal. Selbstbewußt steuern sie auf einen Tisch zu los und, sich an ihm niederlassend, gebärdeten sie sich ganz wie Erwachsene. Erst um vieles später erschienen ihre Eltern. Aber beim Bedienen wurden nicht diese gefragt, nein, bei den kleinen Krabben erkundigte sich die Kreolin, ob sie Tee oder Kaffee, was sie zu essen wünschten. Und während des Essens wurden ihnen die Speisen nicht etwa mundgerecht zerschnitten, wie es zumeist bei uns bei Kindern in derartigem Alter geschieht, im Gegenteil, eigenhändig säbelten sie frisch drauf los und zerlegten das Vorgesetzte.

Nolloth selbst macht von der See aus gesehen einen freundlichen Eindruck. Etwa 25 nette Gebäude liegen im Landhaus-Stil in einer Reihe am Strand entlang. Vor ihnen ladet ein breiter Bohlenweg zu bequemem Spazierengehen ein. Hinter diesen artig gebauten Häusern zieht sich eine Straße entlang, in der die ärmere Bevölkerung hauste. Und hinter diesen wiederum schlossen sich Hunderte der bienenkorbähnlichen Hütten der Eingeborenen bunt durcheinander an. Das Dörflein lag etwa acht Meter über der Flutgrenze. Donnernd brach sich die wilde Brandung in schäumendem Gischt an dem Strande, 500 Meter entfernt, an vorgelagerten, verderbendrohenden Felsriffen. Diese waren an einer Stelle auf 60 Meter Breite durchbrochen, so daß ein natürlicher, ganz vortrefflicher Hafen gebildet wurde. Am nördlichen Ende der Niederlassung setzte sich der saubere Bohlenweg bis nach einer 20 Minuten entfernten trockenen, platten Pfanne fort. Diese hatten sich die sportliebenden Engländer zum Fußballspiel und dergleichen zweckdienlich gemacht. Am Rande der Pfanne fand ich große, durchaus regelmäßig ausgebildete Zwillingskristalle von Gipsgestein.

Über Lüderitzbucht nach Swakopmund.

Am 12. erschien der „Eduard", welcher uns nach Lüderitzbucht bringen sollte. Doch da er zunächst noch viel Stückgut zu löschen hatte, so konnten wir erst am 14., 11 Uhr morgens, an Bord gehen. 4.30 nachmittags wurden die Anker gelichtet und wir dampften nordwärts.

Vielleicht wird es für manchen von kaufmännischem Standpunkt aus wissenswert sein, zu erfahren, welche Kosten unsere kleine Schar — ich wiederhole: 5 Offiziere, 35 Mann, 1 Boy — während unseres kurzen Aufenthaltes in der Kapkolonie dem Reiche verursacht hat. Da ich die sich auf den Durchmarsch beziehenden Rechnungen besitze, so vermag ich folgende Aufstellung zu geben:

Sie zahlte:

1. Für Beförderung von Ramansdrift nach Steinkopf (22½ Stunden Fahrzeit; rund 100 Kilometer Weglänge) . . . . . . 1280,00 M.
2. Für Aufenthalt in Steinkopf:
   a) Unterbringung und Beköstigung von 3 Offiz., Unterbringung von 35 Mann in einer Scheune für 1½ Tag bei Missionar Meisenholl 185,00 M.
   b) diese Scheune zurechtzumachen (Arbeit bestand darin, einige Bund Stroh hinzuwerfen) . . . . 33,00 M.
   c) Verpflegung der Mannschaft bei Meisenholl . . . . . 149,50 M.
      (In dieser Zahl sind allein 53 Mark für Teller, Messer und Gabeln enthalten, die, wie ich mich mit

eigenen Augen überzeugt habe, bereits gebraucht waren; wahrscheinlich von uns voraufgegangenen Transporten.)

d) Für 1 Koch mit 2 Helfern . 34,00 M.
e) Quartier von 2 Offiz. und 1 Boy bei Kaufmann Köhler . . . . 35,00 M.
f) Für Telegramme . . . . 7,30 M.
g) Für Hinbringen des Gepäcks vom Quartier zum 10 Minuten entfernten Bahnhof . . . . 10,50 M.

Zusammen 454,30 M.

3. Unterkunft und Verpflegung in Nolloth für 4 Tage für Offiziere 170,00 M.
für die Mannschaft . . . . 936,00 M.

Zusammen 1106,00 M.

4. Für Fahrt von Port Nolloth nach Lüderitzbucht; 17 Stunden Fahrt, rund 100 Kilometer:
5 Karten 1. Klasse . . . 662,50 M.
3 Karten 2. Klasse . . . 377,50 M.
33 Karten 3. Klasse . . . 2052,50 M.
(Einbooten, Verschiedenes 47 M.) Zusammen 3139,50 M.

Gesamtsumme der Kosten 5989,80 M.

Bei dieser Aufzählung fehlt noch die Berechnung der Eisenbahnfahrt Steinkopf—Nolloth, deren Kosten ich nicht in Erfahrung bringen konnte. Doch werde ich jedenfalls eher zu niedrig, denn zu hoch greifen, wenn ich für die 125 Kilometer lange Strecke die Sätze ansetze:

Für 5 Offiziere 1. Klasse . . .		75 M.
Für 36 Mann 2. Klasse		280 M.
Für Gepäck		200 M.
	mithin	550 M.

So hätten wir paar Männekens in den wenigen Tagen die erkleckliche Summe von 6539,80 Mark verbraucht. — Wie gering würde die Ausgabe gelautet haben, wäre die so dringlich geforderte Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop auf unserem Gebiet gleich gebaut worden!

In 17 Stunden schlingerte und rollte sich der „Eduard" ziemlich unsanft nach Lüderitzbucht. Auf der Landungsbrücke begrüßte mich Rittmeister P. vom Pferdedepot. Unter seiner Führung nahm ich den Hafenort sogleich in Augenschein. Mein erstes Ziel war die Post, welche mir in reichlichem Maße Europa-Post bescherte. Auch zur Haifisch-Insel wanderten wir hinüber, auf der das Gefangenenlager für die Hottentotten errichtet war. Nachdem ich mir noch den Anfang der Bahn — sie war mit der Spitze bis Kilometer 6 gediehen — angesehen, tafelte ich als Ps. Gast in dem schmucken Offizierkasino. Hier herrschte ein wirres, buntes Treiben, sintemalen an die 50 Herren versammelt waren. Besonders den Veterinären schlugen die Wogen der Freude hoch; sie hatten am Morgen Kunde erhalten, daß ihnen statt der bisherigen goldenen die heißersehnten silbernen Achselstücke verliehen waren. Ich geriet in eine feiernde Gruppe hinein und wurde so zu einer heftigen Zecherei verführt, die bis in die Nacht währte. Fürchterlich rächte sich meine unvorsichtige Ausgelassenheit; mehr tot als lebendig begab ich mich mittags wieder an Bord. Und 4.50 nachmittags stach der „Eduard" abermals in See. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen sah ich in nicht allzu großer Weite zwei Walfische, die ersten, welche ich je gesehen.

Am nächsten Tage, am 17. April, hielten wir auf der Reede von Swakopmund nachmittags 2 Uhr. Schon vom 9 Uhr morgens ab schnitt der Dampfer mit nur halber Kraft die Wellen, auf denen sich ein dichter, undurchdringlicher Nebel lagerte. Dumpf heulte alle Augenblicke die warnende Sirene über die Gewässer hin. Da sehen wir in unbestimmten Umrissen auf der Swakopmunder Reede vor Anker gegangene Dampfer im Brodem vor uns auftauchen. Wie wir durch das Glas hinüberspähen, erkennen wir, daß sie Flaggengala angelegt haben. Die fernliegendsten Vermutungen schwirrten uns darob durch den Sinn. Ein schleunigst befragter Kalender erzählte von keinem vaterländischen Gedenktag. Was konnte es nur sein? — Keiner sagte es uns und doch waren wir uns plötzlich allesamt einig darüber: Der Flaggenschmuck kann nur die Freude über des Orlogs Ende verkünden wollen; Hurra — Morenga ist gefangen!

Kaum rasselten die Anker zur Tiefe, da wurde die Zeichenverbindung mit dem nächsten Dampfer aufgenommen. Und da bekam unsere helle Freude einen kalten Nackenstrahl. Was bedeutete die flatternde Wimpelpracht? — Der Vertreter der Woermann-Linie in Swakopmund, Herr Ritter, hatte Geburtstag! — Da es mir noch infolge der Lüderitzer Feier elendiglich zu Mute war, blieb ich noch bis zum anderen Morgen an Bord, als ich mich dann um 9 Uhr am 18. durch den die Sonne verhüllenden Nebel an Land bringen ließ.

Wie ich mich nun auf der Etappe melde, wird mir die trübe Kunde zuteil, daß gerade am Tage vorher ein Dampfer die Europareise angetreten habe. Zum zweiten Male wurde ich zu längerem Sein in Swakopmund verurteilt. Wie ganz anders damals bei der Landung: tatenlustig, hoffnungsfreudig; jetzt still und gedrückt. In der

Offiziersbaracke bezog ich ein nettes, luftiges Zimmer, dem sogar elektrische Beleuchtung besonderen Glanz verleihen konnte. Die Mahlzeiten nahm ich im geselligen Kreise des Etappen-Kasinos ein, allwo es mitunter wirklich frohlaunig zuging, und ich manchmal meinem trüben Sinnen, vor Beendigung des Feldzuges nach Hause zu müssen, entrissen wurde. An sonsten plagte mich fürs erste durch nichts vertreibbarer Stockschnupfen und Husten. Ebenso unerbeten stellten sich häufig schneidende Leibschmerzen ein. Während in den ersten Tagen unangenehmer Nebel herrschte, setzten am 24., 25. und 27. Gewitter ein. Auch sonst kamen mehrere starke Regengüsse herunter. Dadurch wiederum waren empfindliche, körperliche Störungen durch die veränderliche Wärme hervorgerufen. Denn bei dem Nebel kletterte das Quecksilber kaum auf 16 Grad, bei Sonne jedoch schoß es im Nu auf 30 und darüber hinaus. Im allgemeinen verbrachte ich die Wartezeit in wagerechter Lage. Nur nach Tisch ging ich mitunter zum Strand, um mich da, in heißem Sande halb vergraben, von der Sonne schmoren zu lassen. Auch gab es hier immer etwas Neues zu sehen. So wurden am 20. und am 23. je 50 Kamele als Lastträger für Farmer ausgeschifft.

Am 20. erlebten wir außerdem am Abend das ungewohnte Schauspiel eines funkensprühenden Brandes, dem eine Drogerie zum Opfer fiel.

Zweimal flackerte die Wanderlust nochmals unbezähmbar in mir auf. Am 22. erstieg ich einen hochbeladenen Eisenbahnwagen — Personenwagen gingen damals nur ausnahmsweise—, um landeinwärts bis Karibib zu fahren. Allein unterwegs setzte ein heftiger Regen ein, dem ich auf meinem schwankenden Sitz schutzlos preisgegeben war. Deshalb und weil mir das Rütteln und Stoßen nicht sonderlich bekam, bestieg ich in Rössing bereits

einen entgegenkommenden Zug und fuhr wieder zurück. Vor Swakopmund wurde meine Unternehmungslust wenigstens durch den Anblick eines hinreißendschönen Sonnenunterganges im wunderbare Farben spielenden Meere bei herrlichem Wolkengemälde belohnt.

Erfolgreicher war der Vorstoß am 29. April. Morgens 10 Uhr ritt ich mit Eintritt der Ebbe in Gesellschaft von K. und W. nach Walfischbai. Es war ein ganz eigenartiges Reiten. Zur Rechten donnerte in urewigem Schlage mit tosendem Wogenschwall das lebendige Meer stürmend heran. Seine würzige, stählende Salzluft stärkte und erfrischte die Lunge. Zur Linken türmte sich, am Saume des Meeres steil aufsteigend, die starre, tote, alles Leben vernichtende Welt der fürchterlichen, Berge bildenden Wanderdünen empor. Drang einmal von dieser Seite ein Windstoß zu uns, dann stockte der Atem durch den heißen stickigen Brodem, und beklommen schielte das Auge landeinwärts in die gleißenden, gelb-weißen Täler, an den flimmernden, drohenden Wellen dieses öden Reiches der Vernichtung hinan. So ritten wir zwischen Tod und Leben eilig dahin. Bei dem leuchtenden Sonnenschein war es ein leichtes, angenehmes Reiten. Unseren Pfad schlängelten wir auf dem sammetweichen Sandboden, welcher von der Salzflut gesättigt war, entlang, bis wohin die Bogenenden der Brandungswellen den Strand noch belecken konnten. Hier war der Boden fest und federnd, so daß die Rosse lautlos darüber glitten, ohne einzusinken. Brandete jedoch einmal eine größere, naseweise Welle heran, dann wurden unsere treuen Tiere bis zum Sprunggelenk von weißschäumendem Strudel umspült. An einer Stelle kurz vor Walfischbai ragte eine mächtige, zerrissene und zerlöcherte Felsgruppe in das Meer hinein. Da die Ebbe schon einen tiefen Stand erreicht hatte, konnten wir noch am Fuße jener Felsen am

Strand herumreiten, wiewohl der Wasserschwall bis zu unseren Waden, den Pferden die Brust umspülend, hinaufschwellte. Andernfalls hätten wir die überaus tiefen, ganz lockeren Sandhänge bis zu 30 Meter Höhe hinaufsteigen müssen; eine Arbeit, die uns mindestens eine Stunde aufgehalten hätte. Nun hatten wir den Anfang der riesigen Bucht erreicht. Drüben den auf dem weit in den Ozean hineinragenden Landarm stehenden Leuchtturm konnten wir eben noch mit bloßem Auge erkennen. Immer mehr ebneten sich die Wellen-Wogen, und am Ort Walfischbai selbst wurde die Wasserfläche nur noch durch Stucker-Wellen erregt, wie sie das Stettiner Haff aufweist. So blieb es in diesem ausgezeichneten Hafen, auch wenn draußen im offenen Meere die brüllenden Stürme die Wasser aufwühlten.

1.30 mittags ritten wir nach Zurücklegung von 35 Kilometern in das winzige Nest ein. Daselbst wurden wir herzlich von dem einzigen Kaufmann, dem Vertreter der deutschen Firma Mertens und Sichel, aufgenommen. Uns nach der Ebbe richtend, welche am anderen Morgen um 7 einsetzte, wandten wir uns eine Stunde nach dieser Zeit wieder heimwärts. Unterwegs schauten wir bei prachtvollem Wetter dem Übungsfahren und Scharfschießen zweier englischen Kriegsschiffe zu. Um 1 Uhr mittags saßen wir am Stall ab; ich zwar übermüdet, aber doch hochbefriedigt.

Wie überall, so begegnete ich auch jetzt in Swakopmund alten Bekannten: Herzliche Plauderstunden genoß ich mit Zahlmeister T., einem einstigen Jugendfreund auf Eschweges Schulbänken; und launige Erinnerungen flotter Studentenzeit ließ ich im Zivilkasino mit Regierungs-Baumeister W. auferstehen.

7. Abschnitt.

Der Heimatswimpel flattert.

Den lautlärmenden Abschiedsfeiern am 3. Mai im Zivilkasino, darauf in dem der Etappe folgte ein Morgen, der uns Abschiednehmende in stiller, fast gedrückter Stimmung sah, sobald das dumpfe Rufen der stolzen „Alexandra" von der Reede her erdröhnte. Als ich den letzten Händedruck wechselte, legte es sich mir wie bleiern auf Herz und Sinn. Kaum konnte ich auf die vielen freundlichen Wünsche „Glückliche Fahrt!" ein Lebewohl stammeln; wie zugeschnürt war mir die Kehle. Nun schwankten wir im wogenden Leichter durch die donnernde Brandung. Zu meiner miesepetrigen Stimmung gesellte sich, meinen sowieso durch Krankheit schon geschwächten Körper mordselend machend, die schreckliche Seekrankheit. Es bedurfte meiner ganzen Willenskraft, endlich an Bord emporgewunden, bis zur Abfahrt an Deck auszuharren. Da 12.25 mittags ging ein leises Zittern durch den Schiffsrumpf: die Schrauben begannen zu arbeiten, und gleichzeitig entfaltete sich der lange Heimatswimpel. Zur Heimat! Aber ein sehnsuchtsfreudiges Gedenken an die heimischen Gaue wurde erstickt von dumpfem wehen Schmerzgefühl, gegen den eigenen Willen jetzt schon das liebgewordene Land verlassen zu müssen, da der Aufstand noch nicht beendet. Als der Leuchtturm auf sonnigem Strande meinen Blicken entschwand, war ich am Ende meiner Kräfte; ich schleppte

mich noch eben nach meiner Kabine, um alsbald alle üblen Folgen einer Seekrankheit durchzukosten.

Doch schon am nächsten Morgen war ich von ihr gottlob erlöst und konnte bereits an der Mittagsmahlzeit teilnehmen. Als ich nun am Vormittag mein Gepäck musterte, entdeckte ich zu meinem größten Ärger, daß mir eine große Kiste, welche mein Herbarium, mehrere Gesteinsarten und allerlei Viehzeug, teils getrocknet, teils in Sprit enthielt, flöten gegangen war. Dieselbe war gar nicht erst an Bord gekommen, und ich sollte diesen Teil meiner mühsam gesammelten Schätze nie wiedersehen. Die Mahlzeiten nahmen wir nicht an der großen Längstafel ein, sondern wir aßen viel gemütlicher in den Seitennischen um kleine Tische gruppiert. Wie bei der Ausfahrt hatte ich auch jetzt wiederum das Glück, ein schmuckes und recht behagliches Schiff getroffen zu haben. Da es einer der regelmäßigen Postdampfer war, so setzte sich diesmal die Gesellschaft vornehmlich aus den bürgerlichen Berufskreisen zusammen. Von uns waren bis auf ein paar Urlauber alle Offiziere und Leute krankheitshalber zur Heimat beordert. So fiel natürlich jedweder Dienst für uns fort. Eine des Mittags und Abends spielende Musikkapelle kürzte uns durch bald flotte, bald ernstere Weisen angenehm gar manche Stunde. Mit den Leutnants v. P., v. H. und dem 1. Schiffsoffizier bildete ich die ständige Tafelrunde. Wie wir drei kranken Hühner bei der ersten Mahlzeit in uns versunken und recht trübe gestimmt zusammen hockten, rief P.: „Kinder, laßt das Grübeln! Kommt, wir wollen einer fröhlicheren Stimmung auf die Sprünge helfen! Ich schlage vor, wir feiern einfach heute dessen Geburtstag, den der Würfelbecher dazu bestimmen wird!"

Diese Aufforderung fand sofort gar willigen Beifall. Und siehe, die Würfel erkürten P. selbst als das zu feiernde

Geburtstagskind. Wir beiden anderen ließen denn sogleich eine Flasche Pommery kommen, um mit perlendem Glase auf sein Wohl zu trinken. Am Nachbartisch wurde es bemerkt, und auf die Frage nach dem Grund unseres Feierns antworteten wir trocken, P. habe Geburtstag. Da kamen nach den Mahlzeiten auch die anderen heran und brachten ihre Glückwünsche dar, die P. ganz ernsthaft entgegennahm. So entwickelte sich bald eine allgemeine gemütliche Feier. Am nächsten Tage wurde, durch die Würfelaugen besiegelt, mir das Schicksal zu teil, zu feiern. Etwas mißtrauisch ob des eigenartigen Zufalles feierte auch da die Allgemeinheit noch mit. Aber als am dritten Tage H. seinen Geburtstag feiern mußte, da glaubte niemand mehr daran. Uns Dreien jedoch hatte die Geschichte derartigen Spaß bereitet, daß wir in dieser Reihenfolge abwechselnd immer wieder von neuem bis nach Hamburg unsere Geburtstage feierten, nur daß die Stelle des Schaumweins der uns bekömmlichere Rheinwein einnahm.

Sonst war unser Leben und Treiben an Bord wesentlich beeinflußt durch die Anwesenheit holder Weiblichkeit. Einerseits bot der Verkehr mannigfache Zerstreuung, sei es im Spiel, sei es in der Unterhaltung. Dafür aber mußten wir uns auf dieser Fahrt manche lästige Schranke auferlegen. So mußten wir unter anderem auf das An-Deck-Schlafen in den schwülen Nächten leider verzichten. In unseren Kabinen herrschte durchweg eine Treibhausluft von 31 Grad Celsius; während es uns draußen, obwohl die Wärme auch da 26—30 Grad betrug, doch wesentlich kühler durch die stete Zugluft vorkam. Während wir auf der ersten Fahrt die Morgenstunden so angenehm bequem im luftigen Schlafanzug, falls kein Dienst abzuhalten war, verbrachten, hieß es jetzt, außerhalb der Kabine sich stets

gesellschaftlich gekleidet zu zeigen. Ein Zwang, der uns bei der schweren Uniform wirklich nicht leicht wurde.

Am 10. Mai ging in den Vormittagsstunden ein Gewitter über uns hinweg. Bis zur Elbe war das Meer ganz ruhig, selten daß sich auch nur weniges Schaum-Gekräusel auf den Wellenkämmen ab und zu bildete. In der Nähe der Küste beobachtete ich als mir neu das Tauchen der Möven. Spaßhaft war es anzusehen, wie die in der Sonnenstrahlung schneeig blinkenden Segler aus ihrem ruhigen Gleitflug plötzlich senkrecht aus einer Höhe von 3—4 Meter auf die Meeresflut niederschossen, so daß das Wasser hochaufspritzte, als ob ein Stein hineingefallen.

Einen höchst drolligen Anblick bot uns das Waschen der Kru-Neger. Diese biederen Seelen sorgten für die Reinigung des Körpers an jedem Sonnabend. Da wurde ein großer Bottich mit Wasser gefüllt und von je 5—6 der nach Reinlichkeit begierigen Neger umringt. Zu der nun folgenden wichtigen Handlung krempelten sie sich Hemd und Jacke in der Halsgegend auf, beileibe nicht etwa auch noch Brust und Rücken entblößend; diese Teile blieben gegen das gefährliche Naß peinlich geschützt. Auch ihre Kopfbedeckung behielten sie auf! Vorsichtig netzten sie die Hände mit Wasser und bereiteten sich von der Seife einen dicken Paps. Mit diesem schmierten sie sich Gesicht und Hals ein. Lustig war es, dabei zu sehen, wie der Strohhut, Zylinder usw. hierbei auf dem Kopfe hin- und herwackelte. Zumeist war der Hut noch mittels eines breiten Bandes im Knopfloch verankert. Hatten sich die Kerle nach dieser Einbalsamierung genügend angegrinst, so wurde die Seife vorsichtig, damit ja kein anderer Teil des Körpers unnötig naß wurde, wieder abgespült. Und wieder kippelte dabei die Bedachung munter hin und her. Jetzt banden sie ihr

Gürteltuch los, trockneten sich damit ab, wobei der Zylinder wieder gefährlich auf dem Kopfe herumturnte, und das Tuch einige Male tüchtig ausschwenkend, befestigten sie es wieder um ihre Hüfte. So war der Putz für den Sonntag, für die nächste Woche wieder einmal glücklich überstanden.

Am 11. wurde der eine Teil der Neger in Nanna Kru, am 12. der Rest in Monrovia an Land gebracht. In letzterem Hafenplatz blieben wir einen Vormittag, um Früchte an Bord zu nehmen. Wie stets, so kamen auch hier die Eingeborenen zu Hunderten herangerudert, um zu feilschen. Da kaufte sich ein Reiter einen zahmen Papagei. Das Tier sah seinen neuen Herrn wirklich treuherzig an, ließ sich alles geduldig gefallen. Sogar gestattete es, daß der Mann ihm den kleinen Finger in den krummen Schnabel legte. Kurz, der Vogel war ein Wunder der Zähmung! Zufällig beobachtete ich nun am anderen Morgen, wie der Schutztruppler, kaum aufgestanden, den braven Vogel füttern wollte. Arglos öffnet er die Tür vom Holzkäfig und will den guten Jakob herausnehmen, da — schnapp — hackt das Luder in seinen Finger, daß das Blut nur so floß. Rucks reißt der Reiter entsetzt seine Hand zurück und — im nächsten Augenblick ist der Vogel aus dem Bauer heraus, und, der Küste zufliegend, verschwindet er bald unseren erstaunten Blicken. Der Kapitän erzählte uns lachend, daß die Neger die Papageien zum Verkauf künstlich betrunken machen. In einer Untertasse würden Brotkügelchen mit Rum getränkt und alsdann mit einem Holzstäbchen dem sich heftig sträubenden Piepmatz durch den Schlund gestoßen. So sei der Vogel im Augenblick des Handels gänzlich betäubt, und trunken sei er nur noch darauf bedacht, sich auf dem Finger festzuklammern. Daher also die Wut des mißhandelten Tieres am anderen Morgen.

Hier möchte ich gleich eine andere niedliche Beschupperei aus Teneriffa einflechten. Dort werden die Schiffe umschwärmt von kleinen Booten, in denen die Spanier kleine Holzkäfige mit Kanarienvögeln emporzeigen. Rings um das Schiff herum klingt ein Jubilieren und Singen der kleinen gefiederten Sänger zu unserem Ohr herauf. Trotz der Warnung der erfahrenen Schiffsoffiziere erwirbt sich hin und wieder ein Reisender einen „echten" Kanarienvogel zu acht Schilling. Doch nie wird derselbe seinem Besitzer ein Liedlein vortrillern. Denn der köstliche Schlag des Kanarienvogels ist demselben erst künstlich bei uns in Deutschland in sorgfältiger Züchtung angelernt. Die gelbschwarz gefiederten Wildlinge der Kanarischen Inseln jedoch schreien wie unsere frechen Spatzen in die Welt hinaus. Auch überwiegt hier bei dem einzelnen Vogel die schwärzliche Färbung. Aber sie singen doch drunten in den Booten so wundervoll und fleißig? — O nein, das sind nur die gerissenen Spanier selbst, die auf Mundwerkzeugen, wie sie ja auch auf unseren Jahrmärkten zu hören sind, den Gesang jener unermüdlich vortäuschen.

Am 17. gingen wir in dem mächtigen Hafen von Las Palmas vor Anker. Die meisten benutzten den Aufenthalt zu einem Besuch der Stadt. Ich aber blieb an Bord, da mein Befinden andauernd nicht besonders ist. Leide viel am Magen und verspüre öfters rheumatische Schmerzen auf der linken Seite.

Am 18. rasselten die Anker auf der Reede von Santa Cruz auf Teneriffa hernieder.

Am 19. fuhren wir in den prächtigen Hafen von Madeira hinein. Dieses wunderherrliche Eiland ist ja oft genug von berufenerer Feder mit leuchtenden Farben beschrieben; ich will mich deshalb nur darauf beschränken, daß auch ich einen Teil der paradiesischen Schönheit auf mich,

der wie von einem schönen Traume umfangen, einwirken ließ. Mit der Zahnradbahn erklommen wir den Belmonte. Hier ergingen wir uns in den köstlichen, von überüppigem Grün bekränzten Gartenwegen des gleichnamigen Hotels. Mit leuchtenden Augen schauten wir wonnetrunken von hier droben über das blauende Meer zu unseren Füßen hinweg, glitten mit bewundernden Blicken über die farbenprächtigen Hänge zu dem reizenden Hafen hinab. Und über allem spannte sich das lachende Blau des strahlenden Himmels. Auf einem der der Insel eigentümlichen Schlitten sausten wir später pfeilgeschwind zu Tal. Im Flug besah ich mir in der Stadt die Kathedrale, das Theater, den prangenden „öffentlichen" Garten. Besonderen Eindruck machte auf mich eine Straße, welche an dem häufig von steinernen Brückenbogen überspannten Fluß, welcher fast ausgetrocknet war, entlang führte. Diese war so eigenartig spanisch in ihrer wilden malerischen Unordnung, daß ich mich unwillkürlich in die Oper „Carmen" versetzt fühlte. Selbstverständlich erwarb auch ich mir durch das wiederholte Kosten von Madeira-Wein einen regelrechten Schwips. Ebenfalls erwarb ich mir in einer großen, sehr vertrauenerweckenden Weinschenke nach prüfenden Blicken ein Fäßlein mit köstlichem Inhalt. Eingedenk der Warnung unseres verehrten Kapitäns ließ ich meinen erworbenen Schatz nicht mehr aus den Augen. Unter meinen Augen ließ ich das Fäßlein wieder zumachen und mit seinem edlen Tropfen allsogleich vor mir her zum Anlegeplatz tragen. Wie eine Geliebte nahm ich es hier während der Fahrt zur „Alexandra" in meinen Arm, es auf dem Dampfer sogleich in meine Kabine verstauend. Und trotz alledem war ich genasführt worden! Als ich mehrere Wochen später in der Heimat den echten, feurigen und doch so süß-schmeichelnden Madeira-Wein in erwar-

tungsvoller Runde frohlaunig zum besten geben wollte, da strudelten wohl etwa acht kleine Gläslein des dunkelnden Weines hervor, dann jedoch war die Quelle versiegt. Bei alsbaldiger ärgerlicher Untersuchung stellte sich heraus, daß das Faß an der Spundseite zwei Wandungen hatte! Nur in dem ersten, höchstens drei Finger breiten Hohlraum war wirklicher Wein, der übrige Behälter wies nur ganz elenden Sprit auf.

Als der Dampfer am Abend abfuhr, herrschte eine geradezu hexenlustige Stimmung an Bord.

Jetzt möchte ich eine niedliche Skizze von unserem netten Zusammenleben einschalten. Eines Tages im Rauchzimmer sprachen wir so über dies und das. Da kam es auch auf einen etwaigen Gold-Abbau in Südwest zu sprechen. Hierbei sprach sich ein Fachmann, ein Doktor der Bergkunde, Herr Lotz, wenig aussichtsreich über das Goldvorkommen in dieser Kolonie aus. Ihm ins Gespräch fallend, brauste da ein auch sonst etwas streitsüchtiger Herr, Hauptmann X., entgegen. Ach was, jeder, der studiert hat, hat allein dadurch schon ein Brett vorm Schädel. — Während der peinlichen Stille, die nach diesen sehr kräftigen Worten eintrat, winkte Stabsarzt B. den anwesenden „Gestudierten" beschwichtigend zu, seinen Finger auf den Mund legend. (Dieses ereignete sich am 15. Mai.) Eine Stunde später hatte B. mit allen Beteiligten unterhandelt, und mit burschikoser Freude wurde noch am selben Abend die schon vorher alltäglich am Abend von 8—9 stattfindende Vereinigung der ehemaligen Studenten von nun ab der „Brettelklub" getauft. Unsere wohlgelungene Rache sollte aber bald eintreten.

Am 22. liefen wir in den Kanal ein. Eigentümlicherweise sahen wir nachmittags um 1/4 4 nahe der Küste nochmals zwei Walfische, von denen der eine dicht an das Schiff

herankam. Mit dem nächsten Tage änderte sich das Wetter. Der lachende Himmel verschwand, sein reines Blau hinter düstere Wolken verschwinden lassend.

Am 23. tobte ein heftiges Gewitter über uns. Nach diesem legte sich ein dichter, unheimlicher Schwaden auf das Meer, so daß auch den Tag über der dumpfe Sirenenton unausgesetzt den Schiffsrumpf leise erzittern ließ.

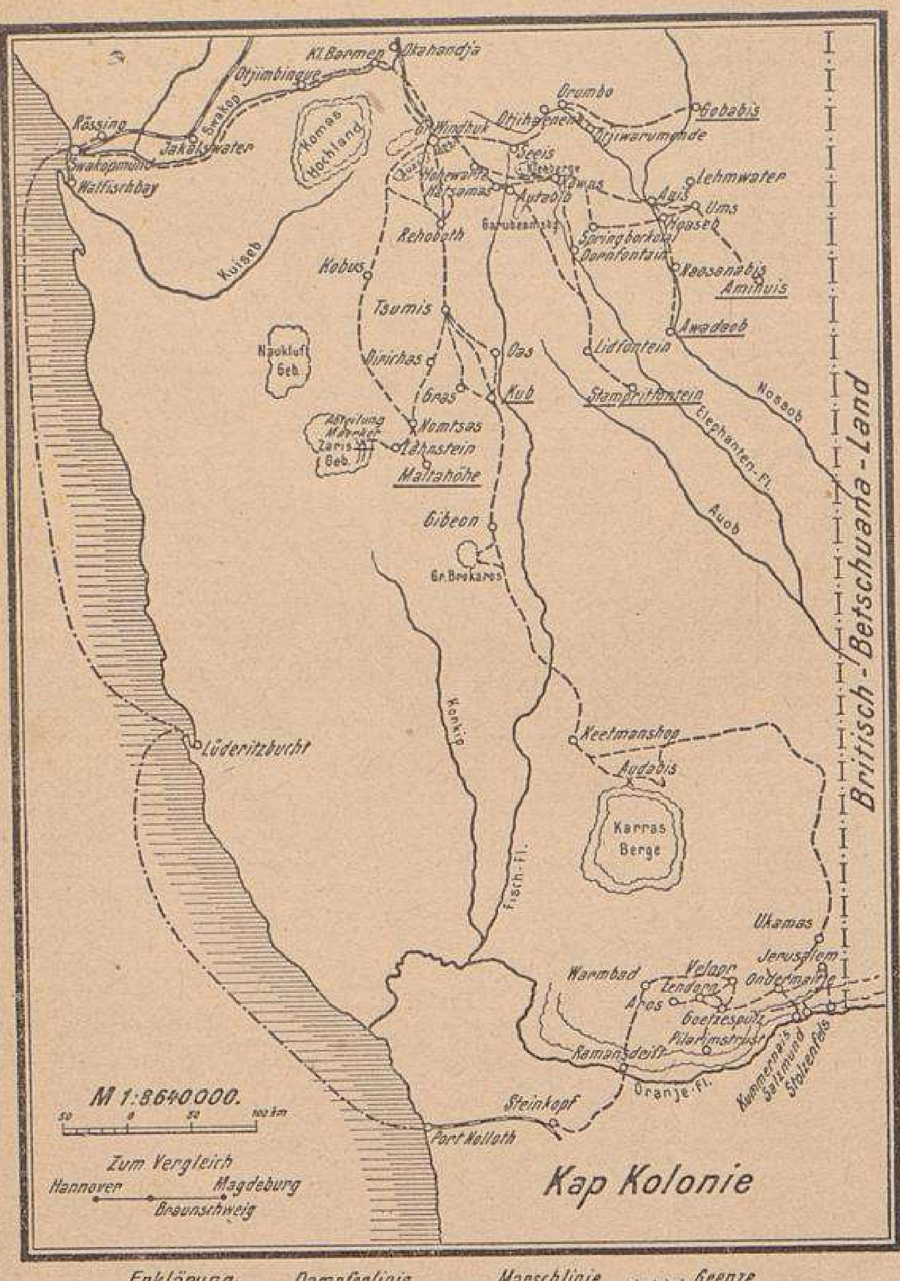
Am 24. versammelte sich 8 Uhr abends der „Brettelklub" zum letzten Male. Zu dieser Endsitzung wurde auch X. geladen. Hoch gingen die Wogen studentischer Lust, die ja ewig mit zauberhafter Kraft selbst Greise zu frohsinnigen, ja selbst feurigen Musensöhnen wieder zu verjüngen vermag. Nach Schluß der mit tosendem Jubel aufgenommenen Rede B's., welcher wie allabendlich, aber heute leider zum letzten Male um 9 Uhr die Sitzung schloß, bat Hauptmann X. noch, seinen Dank aussprechen zu dürfen. Auf seine wirkliches Dankgefühl atmenden Worte hin entgegnet ihm der Stabsarzt anjetzt mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Es freut uns außerordentlich, daß Sie sich in unserer Runde so überaus wohl gefühlt haben; wir hoffen, daß Ihnen damit der schlagende Beweis erbracht worden ist, daß, wenn auch jeder der hier Versammelten ein Brett vorm Schädel hat, wir doch ganz annehmbare Leute sind!" — Wir waren glänzend gerächt! Mit ellenlangem Gesicht schnürte jener von dannen.

Als ich am 25. Mai morgens zum Kabinen-Fenster hinaussah, da weiteten sich mir staunend meine Augen. Mein Blick fiel auf saftige, hellgrüne Matten am Elbufer, auf so herrlich schöne, wie sie eben nur unsere Heimat in prangendem Frühlingskleide aufzuweisen hat. In fieberhafter Eile warf ich mich in die Kleider und stürzte auf Deck. Himmel, wie wonnesam schweiften meine trunkenen Augen über das frühlingsgeschmückte Heimatland! Ich

war überwältigt und ich muß bekennen, ich mußte mich ernstlich zwingen, meiner inneren Rührung Herr zu werden. Bei Brunsbüttel aber bot uns Deutschland den schönsten und weihevollsten Willkommensgruß, den es uns überhaupt bieten konnte. Hier lagen nämlich in Kiellinie die schmucken Leiber der Schlachtenschiffe der vereinigten Nord- und Ostseeflotte vor Anker. Von der „Alexandra" aus wurde ihnen gekündet, daß heimkehrende Afrika-Krieger sich an Bord befänden. Hei, da entfaltete sich reges Leben drüben auf den Panzern. Schrill klang das An-Deck-Pfeifen zu uns herüber. Der erste Panzer spielte bei unserer Vorbeifahrt: Heil dir im Siegerkranz, das nächste Flaggschiff: Deutschland, Deutschland über alles. Auf allen Schiffen aber waren die Mannschaften angetreten und begrüßten uns mit lauthinschallendem Hurra. Von unserem Dampfer aber brauste der Ruf jauchzend zurück, und Rufen und Winken wollte bei hellster Begeisterung kein Ende nehmen. Dann etwas später glitt das hübsche Bild von Blankenese an uns vorüber, nun tauchten wir in das Mastenmeer Hamburgs ein, und um 3 Uhr nachmittags wurde das Schiff am Petersenkai festgelegt. Um 4 Uhr hieß uns der Senat und ein Vertreter vom Oberkommando willkommen; ersterer mit herzlichen, freundlichen Worten, dieser mit kalter, nüchterner Geschäftsmäßigkeit. Bereits um 5 Uhr erledigten wir die Verzollung auf dem Zollamt und 8 Uhr abends dampften wir nach Berlin, wo wir uns am nächsten Morgen untersuchen lassen wollten, um dann so schnell als möglich der engeren, trauten Heimat zuzueilen.

Hiermit schließen meine Aufzeichnungen.

Trautmann, Im Herero- und Hottentottenland.



Erklärung: —·—· Dampferlinie, – – – Marschlinie, ·⊢·⊢· Grenze.

Übersichtskarte
über das Operationsgebiet im südwestafrikanischen Aufstand.